Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

I. Jahrgang 5. Januar 1901 Heft 14

P Germ 270-2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

		Seite
Der Gang der antiken Kultur I.	Erich Bethe	441
Bismarck als Kolonialpolitiker II.	Georg Adler	448
Der Selbstmord des François.	Wilhelm Schäfer	454
Zur Charakteristik der modernen Poesie.	Wilhelm Holzamer	460
Sozialreform und Politik.	Dr. Jastrow	463
Gedichte.	C. Ferdinands	470
Das Theater des Maeterlinck.	Rainer Maria Rilke	470
Vom verflossenen Jahr.	S. v. H.	472

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher

Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76** II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Brenßig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmansthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — André Jolles-Amsterdam — Max Kahlbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Borries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Dr. Heinr. Sieveking-Freiburg — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

IN NEUEN FORMEN

entwirft und liefert

Architekt J. Oltmanns

Alterwall 12

Stadt- und Landhäuser

mit vollständiger künstlerischer Ausstattung

Einzelne Möbel · Wohnräume

Kunstgewerbliche Gegenstände.

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 5. Januar 1901. Heft 14

Der Gang der antiken Kultur

Ein Vortrag

1

Christi Geburt ist die erste geschichtliche Thatsache, die wir in frühester Kindheit lernten, wir wie unsere Väter. Nur wenige wissen sie später in die Geschichte einzuordnen. Deshalb beherrscht sie, die Allen bekannte, von den ersten Jahren her vertraute, die Auffassung der Weltgeschichte. Mit Christi Geburt zerfällt die alte, die heidnische Welt; Gottes Sohn ist herabgestiegen, sie zu erlösen; er lehrt, er stirbt — nun ist die Welt eine andere: sie ist geheiligt, sie hat das Wort Gottes empfangen, sie soll es aufnehmen, sie soll entgegenreifen der Vollendung, dem Tage des Herrn.

So faßt die christliche Kirche die Weltgeschichte auf. Und sie hat Recht als Kirche: für sie beginnt bewußte und wissenswürdige Entwickelung der Menschheit erst mit der Offenbarung ihrer Religion. Der historische Schulunterricht wirft nur zusammenhangloſe Brocken der Jugend vor. So erfährt sie erst nebenher die erstaunliche Thatsache, daß Christi und seiner Apostel Lehre nicht in ihrer Sprache, sondern in griechischer niedergeschrieben ist. Eine Weltgeschichte kauft man wohl, liest sie aber nicht; und wenn sie einer läse, würde er doch die eigentümliche Entwickelung der Kultur schwerlich aus ihr lernen. Sind doch Altertum, Mittelalter, Neuzeit ihre Rubriken. Sie erwecken die Vorstellung fortschreitender Entwickelung. In der Kunstgeschichte dieselbe Teilung. Und da in dieser schönen Disziplin das Lernen so leicht und bequem ist — braucht man doch nur Bilder anzusehen — so überzeugt man sich rasch von ihrer Richtigkeit. Im klassischen Altertum säulengetragene Tempel und die Menschen barhäuptig in faltig fließenden Gewändern oder gar nackt, ganz nackt — im Mittelalter die finstere romanische Kirche, dann der lichte gotische Dom, dazu Leute mit Mützen und Hüten, in Pelzwerk, Kitteln und Hosen. Da sieht man den Unterschied mit eigenen Augen — auch den Fortschritt: von der offenen Halle, dem umgeworfenen Tuche zum geschlossenen Hause, zur geschnittenen Hose!

Digitized by Google

Antik und Modern sagen mehr als Vergangenheit und Gegenwart. Denn seit der Renaissance erscheint das Altertum überhaupt, seit der zweiten Renaissance des vorigen Jahrhunderts besonders das griechische als das „klassische" Zeitalter, als das verlorene Paradies einer schöneren Jugend des Menschengeschlechts.

Die antike Kunst wurde von Winckelmann und Goethe den Modernen als Muster und als Rückweg zur Natur gewiesen. Schiller stellte 1795 die antike Dichtung, die griechische, als „naivisch" der „sentimentalischen" modernen gegenüber. „Wie die Alten den Tod gebildet" untersuchte Lessing und fand ihn als schönen Jüngling; der Knochenmann schien ihm eine häßliche Erfindung des neuen christlichen Zeitalters.

So ist uns Allen die Vorstellung von dem klassischen Altertum als einer großen Einheit und als eines durchgehenden Gegensatzes gegen unser Wesen und Denken durch Kirche, Geschichte, Anschauung, Zufall früh und fest eingeprägt, durch hohe Autoritäten verbürgt.

Aber sie ist falsch — falsch ganz und gar. Die Griechen sind so wenig wie die Römer höhere Menschen gewesen. Die Antike ist nicht eine Einheit. Die Hellenen haben vor Idolen Menschen geschlachtet, sie haben vor den Statuen eines Phidias gebetet, sie haben Tieropfer verabscheut; Verächter der Barbaren, die ihnen nur zum Sklavendienst gut dünkten, wurden sie zu Verkündern der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen; sie haben Königen gehorcht und das Vorbild aller Demokratieen geschaffen; dieselben Griechen dachten den Tod als mordendes Scheusal, als schönen Jüngling und als Gerippe; dieselben Griechen haben naiv und haben sentimental gedichtet. — Ebensowenig bildet die Geburt Christi einen Abschnitt in der Weltgeschichte; auch sein Tod nicht. Eine nicht große Stadt eines kleinen Volkes hat sich einige Wochen — oder waren es nur Tage? — aufgeregt um Jesus von Nazareth, der da sagte, er sei der Messias — dann wurde er vergessen. Die Welt erfuhr nichts, und kümmerte sich nicht um die Juden und ihr Gezänk. Hundert, zweihundert Jahre hat es gedauert, bis der Name Jesu Christi, seine Lehren, sein Schicksal wie den Geringen so den Großen bekannt wurde; dreihundert, bis das Christentum eine Macht war, die die Staatsgewalt anerkennen und als Bundesgenossen annehmen mußte, um nicht von ihr zerstört zu werden. — Damals erst ist die Antike vollendet: die Völker des Mittelmeeres geeinigt unter einem Szepter, einer Kultur, einer Religion. Die Vollendung ist das Ende. Zwischen 300 und 400 nach Christi Geburt stirbt das Altertum. Dann wird der Schwerpunkt der Geschichte vom Mittelmeer nach dem Norden verlegt. Es beginnt die germanische Periode, eine neue Weltperiode, die zweite. In ihr leben wir noch heute und noch viele Geschlechter werden dahin gehen, bis auch sie sich vollendet wie jene erste, die antike.

* * *

Das hat die Wissenschaft vom klassischen Altertum gelehrt, die man klassische Philologie zu nennen pflegt. Wie häufig die besten Resultate des Denkens und Forschens allmählich und fast unbewußt aus der Arbeit von

Digitized by Google

Generationen hervorwachsen — plötzlich sind sie da, niemand weiß ihren Urheber zu nennen — so ist auch diese neue Auffassung des Altertums als einer in sich vollendeten, der germanischen parallelen Kulturentwickelung ein Gemeingut der Forscher geworden, ohne daß sie gelehrt wurde. Da ereignet es sich denn leicht, daß solche Resultate lange Zeit Geheimnis der Zunft bleiben, ob diese gleich nicht den Willen, auch nicht das Bewußtsein hat, ein Geheimnis zu hegen. Hat doch kürzlich erst sogar einer sehr gelehrten Versammlung von Nationalökonomen Eduard Meyer von Halle als etwas Neues lehren müssen, daß das Altertum nicht, wie ihre Lehrbücher es immer noch behaupten, nur die niedrigste Stufe wirtschaftlicher Entwickelung, den Hausbetrieb, Produktion für den eigenen Bedarf darstelle, sondern auch den Großbetrieb, das Fabrikwesen schlimmster Art und die sozialen Fragen der Gegenwart hervorgebracht und durchgelebt hat.

Was hat die Wissenschaft zu dieser, wie sie zunächst erscheinen muß, sonderbaren Auffassung der Antike geführt, die das so bequeme Schema dauernden, wenn auch in Wellenlinien sich bewegenden Fortschrittes zerstört? Zunächst war es die Einsicht, daß die Menschheit vom klassischen Altertum zum Mittelalter nicht einen Fortschritt, sondern einen großen Rückschritt gemacht hat. Die Renaissance hat schon diese Entdeckung gemacht: ihre Kunst verkündet sie jubelnd. Aber es war eine künstlerische Intuition, nicht wissenschaftliche Erkenntnis.

Erst unser Jahrhundert hat die Geschichte als die Erforschung der Entwickelung der ganzen Menschheit gefaßt und ausgebildet. Da sah man leicht, daß die Jahrhunderte der Merowinger, Karolinger, Sachsenkaiser an der Kultur des römischen Kaiserreiches, des Zeitalters eines Perikles oder Alexanders gemessen barbarisch waren trotz ihres Christentums, daß die von der Kirche verachteten Heiden damals nicht nur in allen Künsten und Wissenschaften, auch in jeglicher Gesittung unvergleichlich über jenen Christen gestanden hatten.

Weiter aber enthüllte sich bis zur Tagesklarheit, daß die Antike in sich selbst schon eben diese Perioden durchgemacht habe, daß auch sie Altertum, Mittelalter, Neuzeit umfasse, ja noch ein Zeitalter mehr, als wir nach Analogie der neueren Geschichte benennen können, eine Zeit der Zersetzung und der Auflösung. Der Parallelismus der Entwickelung des klassischen Altertums mit der Geschichte der christlichen Ära ist, einmal erkannt, von erstaunlicher Deutlichkeit. Schon einmal hat vor ihr ein Volk und eine Völkergruppe den ganzen Lebenskreis einer Kultur durchmessen, alle Entwickelungsphasen durchlebt, deren der menschliche Geist fähig scheint.

Die Geschichte der christlichen Welt ist *nicht* ein *zweiter* und *dritter* Akt der Weltgeschichte, sie ist die Wiederholung des gleichen großen Dramas vom Menschen: wie der kindlich tierische, der ungebändigte Instinkt heranreift in Not und Arbeit, wie er das Bewußtsein seines Selbst findet, wie er den Himmel stürmt in Streben und Sehnen, wie er dann den Glauben verliert erst an Gott, dann an die Menschen, endlich an sich selbst, wie er verkommt in Lust und Neid und ewig ungenügender Selbstsucht. — —

Digitized by Google

So ist die Geschichte der Antike vorbildlich für die unsere: wir lesen in ihr wie in einem Spiegel.

* * *

Die Träger der antiken Kultur waren die Griechen. Ein Volk so wenig als irgend ein anderes auf dem Erdenrunde dem Idealbilde entsprechend, das seit 150 Jahren man sich von ihm machte, und das heute noch als liebwertes Schatzstück der allgemeinen Bildung ein stilles Dasein führt — und doch ganz würdig der staunenden Bewunderung, die eben jene Männer zu seinen begeisterten idealisierenden Lobrednern machte.

Denn gleich Gewaltiges hat kein Volk geleistet: die Schöpfung und allseitige Darstellung der ersten Menschen-würdigen, weil Menschen-bildenden und -erhebenden Kultur aus sich heraus ohne Vorbild und Muster. Dadurch gewiß sind die Griechen den Trägern der neuen Kultur überlegen — aber gerade dadurch haben sie ihnen auch die Möglichkeit gegeben, sie zu überwachsen. Denn unsere moderne Kultur ist auf der antiken aufgebaut. Und so groß und so schwer war das Erbe, das die Griechen den Germanen, die Alten den Neuen zurückließen, daß diese anderthalb Jahrtausende *eigener* Entwickelung durch eigene Arbeit brauchten, um es zu erwerben und es zu besitzen.

Die griechische Geschichte beginnt wie die germanische mit Völkerwanderungen, großen, Jahrhunderte dauernden Schiebungen, furchtbarsten Kämpfen bis zur Vernichtung ganzer Stämme. Die Grenzen der alten Heimat zerspringen. Endlich werden neue Sitze gewonnen, behauptet: die wirren Massen gliedern sich, Staaten entstehen.

Die Germanen zertrümmerten, als sie in die Geschichte hineinstürmten, die hochüberlegene, aber überlebte Kultur des römischen Kaiserreiches. Auch die griechische Völkerwanderung zerstört eine eigenartige Kultur und bringt die Entwickelung zum Rückschritt. Doch es war das nicht eine fremde, sondern schon eine griechische: bezeichnend für das begabteste aller Völker. Der zuerst eingewanderte Griechenstamm der Jonier, auch später vor den andern befähigt und thätig, hat sie aus orientalischen Elementen und eigenen Beobachtungen und Erfindungen mit großartiger Energie entwickelt. Dunkle Nachklänge von ihr tönen noch in den homerischen Liedern. Kennen gelehrt haben sie uns erst die Ausgrabungen Schliemanns in den goldreichen Burgen Mykene, Tiryns, Troia.

Es hat da noch keine Göttertempel gegeben. Übergewaltig müssen die Könige gewesen sein, neben ihnen wenige Große; die Masse des Volkes war wie der Sand unter ihren Füßen. Stolze Burgen ragten, aber Städte gab es nicht, kaum Dörfer. Unbegreiflich zyklopische Mauern umschließen einen weiten Prachtpalast, neben dem die wenigen andern Gebäude verschwinden. Königsgräber strotzen von Gold und Kunst, des Volkes Gräber haben kaum Spuren hinterlassen, arme irdene Scherben. Die Könige kämpften und siegten, die Mannen waren namenlose Masse.

Man fühlt sich angemutet von diesen, aus stummen Trümmern

Digitized by Google

geschlossenen Verhältnissen wie von ägyptischem Bildwerk, wo riesengroße Königsgestalten zwerghafte Menschen wie Käfer zertreten. —

Die griechische *Dichtung* wie die germanische beginnt für unsere Wahrnehmung mit Heldenliedern, vom einzelnen Sänger gesungen im Fürstensaal. Sie enthalten, was von des eigenen Volkes und seiner Könige Geschicken in der Erinnerung geblieben war, Stücke aus der Geschichte der Völkerwanderungen, verdichtet und umgebildet durch lange Überlieferung von Mund zu Mund, noch mehr durch gestaltende Dichter.

Nur das Herrlichste ist erhalten: vor aller Augen stehen die Ilias, vielmehr das Lied vom Zorne Achills, und das Lied von der Nibelungen Not. Beide sind ungezählter Sänger Werke, langer Jahrhunderte Arbeit. Denn es blieben lange Inhalt und Form in Fluß, da sie teils bewußt, teils unwillkürlich nicht nur den Forderungen der wechselnden Hörer, die *ihre* Helden neben den andern verherrlicht wissen wollten, sondern auch den neu sich bildenden Idealen, dem sich verfeinernden Geschmacke angepaßt wurden. Sie erstarrten, als das Interesse erkaltete, beide erst tief im Mittelalter. Das Nibelungenlied, wie wir es besitzen, ist um 1200 nach Chr. abgeschlossen: im 5. Jahrhundert waren die Thaten geschehen, die ihm zu Grunde liegen. Die Ilias ist spätestens im 7. vorchristlichen Jahrhundert in die uns erhaltene Form gebracht; wenigstens 400, 500 Jahre früher hatten die Kämpfe gewütet, deren Preis ihren Kern bildet.

Das griechische Mittelalter reicht etwa bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geb. hinab. Gekennzeichnet ist es wie das christliche durch den ritterlichen Adel und das Entstehen und machtvolle Aufstreben städtischen Bürgertums.

Die unzähligen Splitter der durch die griechischen Wanderungen zertrümmerten Reiche und zerriebenen Stämme erwiesen sich in ihrer Kleinheit und Vereinzelung wunderbar lebensfähig. Eine gedrängte Fülle kleiner Staaten entstand, kaum *einer* größer als eine einzige Stadt mit ihrer Feldmark. Die Begriffe Stadt und Staat fallen zusammen. Und diese Stadt war ein Mauerring, der die Heiligtümer umschloß und im Kriegsfalle die Familien und die Herden aufnehmen konnte. Nur die Geschlechtsgenossen sind Bürger; nur in *ihrer* Stadt ist ihr Eigentum und ihr Leben sicher. Wehe dem, den sein Geschlecht, sein Staat ausstößt wegen vergossenen Blutes oder wegen Götterfrevels! Denn er ist heimatlos, vogelfrei. Nur langsam bildet sich aus heiligem Gastrecht staatliche Gastlichkeit, so daß sich Fremde ansiedeln dürfen, zwar rechtlos, doch nicht mehr schutzlos.

Im *Landbesitz* liegt die Macht dieser alten Stadtstaaten und ihrer einzelnen Bürger. Die reichen Landbesitzer schließen sich zu einer Kaste zusammen. Sie hält auf reines Blut und edlen Stammbaum. Dieser Adel zwingt das Königshaus hinab in seine Reihen, beherrscht den Staat; schützt ihn aber auch vor allen andern mit seinen Leibern. Er wird dadurch der Erwerbsarbeit entzogen, die seine Hörigen und Pächter für ihn thun; er entwöhnt sich ihrer und verachtet sie bald als banausisch.

Der Edelmann lebt dem Kriege, der Leibesübung, der Jagd. Das

Digitized by Google

Roß ist seine Freude, sein Stolz; „Ritter" nennen sie sich selbst vieler Orten. Die gleiche Lebensweise bringt damals in allen Griechenstaaten, ganz wie im christlichen Mittelalter, so sehr gleiches Standesbewußtsein, gleiche Standesehre hervor, daß der Adlige dem Adligen des fremden Stammes, des feindlichen Staates näher steht als dem kleinen Bauerbürger seines eigenen Gaues. So hat der ritterliche Adel nicht wenig zur ideellen Einigung aller Griechenstämme beigetragen: ist er es doch gewesen, der die olympischen Spiele zu panhellenischen Festen gemacht hat.

Es sind Ritterspiele: Ringen und Faustkampf, Springen und Laufen, Speer- und Diskuswerfen, vor allem Wettrennen auf den mit zwei und vier Rossen bespannten Streitwagen. Ein Kranz ist der Preis, Ruhm der Lohn. Durch diese Übungen harmonisch ausgebildet wird der schöne Körper ein wesentlicher Bestand des ritterlichen Mannesideals, und begeisterter Kultus wird mit ihm getrieben. Und wie der Adel im Spiel strenge Sportsregeln ausbildet, so beobachtet er auch im blutigen Kriege die Ritterehre. Von ferne Pfeil und Speer zu schießen ist feig, des Ritters unwürdig. Mann gegen Mann rennen sie gegeneinander auf Streitwagen, zu Roß, zu Fuß, erzgepanzert, mit fürchterlich nickendem Helmbusch, nur Stoßlanze und Schwert in den Händen. Eine Wunde im Rücken ist so schimpflich wie den Schild verlieren. Der echte Ritter kehrt heim siegreich, den Schild am Arm, oder *auf* dem Schilde mit klaffender Brust.

Ritter sind fromm. Die alten griechischen waren es nicht weniger als die christlichen. Stehen sie doch den Göttern näher als die anderen Sterblichen; denn Götterblut rollt in ihren Adern. Sie bauen Tempel, schmücken sie prächtig, stiften ihnen Weihgeschenke als Dank für Hilfe und zur Erinnerung an ihre eigenen Thaten.

Aber neben dem Rittertum erheben sich die Bürger: Handwerker, Kaufleute sind's. Zuerst gelangen sie an der hafenreichen Küste Kleinasiens zur Macht. Mit dem weiten fruchtbaren Festlande, in dessen Innern große Reiche mit uralter hoher Kultur sich dehnen, entfaltete sich Verkehr und Handel. Die griechischen Seestädte wurden die Vermittler zwischen Orient und Occident. Auf kleinen Schiffen fuhren kühne Männer, oft Ausgestoßene, Heimatlose, ins freie Meer zu Raub und Tausch — weiter, zu unbekannten Küsten, weiter bis an die Grenzen der Erde, den allumschlingenden Okeanos. Sie kümmert nicht Stand und Ritterehre; nur Wagemut gilt ihnen und *Schlauheit*. Sie schaffen ein *neues* Mannesideal, den listenreichen Odysseus. Unermeßlichen Gewinn bringt glückliche Fahrt. Mit dem Handel blüht das Handwerk auf; *jetzt* wird *golden* sein Boden. Nun drängen sich die Menschen zu diesen Gewerben. Die Städte werden volkreich, ihre Mauern fassen die Menge nicht mehr. Sie drängt hinaus. Aus den Handelsfaktoreien an fremden Küsten, in fernen Barbarenländern werden Siedlungen, werden Städte, die Land erwerben, selbst produzieren, neue Absatzquellen erschließen: ins Ungemessene dehnt sich und wächst Handel und Verkehr. Den Bosporus und das schwarze Meer kränzen griechische Kolonieen, Klein-Asiens Südküste, die Nordküste Afrikas, Italien, ja Gallien und Spanien werden besiedelt von den Griechen. In günstiger Lage werden kleine

Digitized by Google

Städtchen zu Zentralen des Welthandels, mit Venedig, Genua, mit den Hanseſtädten vergleichbar. Neues Leben regt ſich in ihnen mächtigen Pulsſchlages; ſie führen die neue Zeit heran. Auch kaufmänniſch geworden vermag der Adel nicht auf die Dauer die Herrſchaft zu behaupten. Der alte Geſchlechterſtaat wird geſprengt von der Maſſe rechtloſer Neubürger, die Rechte verlangen. Männer wie Solon verſuchen durch Verfaſſungen zu vermitteln, andere wie Polykrates, Piſiſtratos ſchwingen ſich von Volksführern zu Tyrannen auf. Dauernden Beſtand haben ſie nicht. Das Reſultat der Kämpfe iſt der Rechtsſtaat auf demokratiſcher Grundlage — die Staatsform der neuen Zeit.

Konkurrenz in Handel, Handwerk und politiſchem Kampf ſpannt die Kräfte, giebt das Bewußtſein eigenen Könnens, fördert die Perſönlichkeit. Im Mittelalter verſchwand der Einzelne in ſeinem Stande, die Perſon hinter dem Werke. Aber Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. brechen ſtarke Individualitäten hervor. Archilochos, ein unebenbürtiger Ritter, Revolutionär durch und durch, iſt der erſte Menſch, den wir kennen — weil er von ſich ſingt, von ſeinem Leid und ſeinem Trotz, den Schimpf ſchleudert gegen ſeinen Feind und Troſt zuſpricht ſeinem Herzen. Dann ſetzen die Minneſänger ein. Bildhauer, Maler, Töpfer ſchreiben ihre Namen auf ihre Werke.

Vor allem in den großen joniſchen Handelsſtädten an der Küſte Kleinaſiens, Smyrna, Epheſos und ganz beſonders Milet quillt im 6. Jahrhundert der friſche Saft der neuen Zeit übermächtig herauf. Allein auf ſich ſelbſt ſtellt ſich die Perſönlichkeit der ganzen Welt gegenüber: ihre Kritik zertrümmert Herkommen und Glauben. Nur die eigene Erfahrung gilt, das eigene Urteil. Die Wiſſenſchaften knospen auf; die Philoſophie wird geboren — und im Jugendüberſchwange zertrümmert ſie die alte Welt und baut ſie neu auf von Uranfang bis in fernſte Ewigkeiten. Materialismus, Rationalismus ſind ihre Loſung.

Doch Natur läßt ſich das Gleichgewicht nicht verrücken. Zur ſelben Zeit verbreitet ſich eine neue myſtiſche Religion, die orphiſche. Dem alten Griechenglauben ganz entgegengeſetzt war ſie eine offenbarte Religion, forderte ſie vom Einzelnen eigenſten Entſchluß zur Taufe und perſönliche Hingabe, und verhieß ihm als Lohn Seeligkeit im Jenſeits. Sie iſt der Gegenpart der Wiſſenſchaft, aber wie dieſe ein Kind der neuen Zeit: beide ſetzen voraus, beide fordern Individuen. —

Ums Jahr 500 tritt Stillſtand, ſogar ſcheinbarer Rückſchritt ein. Der Perſer zertrat die Griechenſtädte Kleinaſiens, bisher die Hauptſtätten der griechiſchen Kultur. Sie flüchtet ins Mutterland, nach Hellas. Nun tritt Athen hervor. Athen wird der Brennpunkt des ganzen helleniſchen Lebens im 5. Jahrhundert, und bleibt es auch nach dem politiſchen Sturze kulturell noch im vierten.

Doch zunächſt erlebt Athen als Vorbereitung zu dieſer Stellung ſein Quattrocento. Seine Medici ſind die Piſiſtratiden. Künſtler von der Art eines Donatello und Botticelli, eines Benozzo und Ghirlandajo haben in Athen etwa von 550—480 Werke geſchaffen, aus deren Trümmern und Handwerkernachbildungen auch uns noch der knospendrängende Quattrocentofrühling

Digitized by Google

anweht. Dieselbe naive Freude an allem, was das Auge sieht; weitläufig behagliche Erzählung in figurenreichen Gemälden; zierliche Gewandung, gebundene Anmut, ausdrucksvolle Gebärde, das Modell fleißig bis ins Kleinste nachgebildet.

Wie in Florenz so wächst im Athen des 5. Jahrhunderts aus diesem archaischen der klassische Stil auf, jener Stil, „der stillen Größe und edlen Einfalt." Die Bildwerke des Parthenon sind seine größte That. Was von der Kunst eines Lionardo, Michel Angelo, Raffael in ihrem Verhältnis zum Quattrocento gesagt ist, paßt wörtlich auf ihre antiken Vorgänger.

Den gleichen Fortschritt macht Athen in allen Zweigen. Seine Arbeit macht den Eindruck des zum Manne gereiften Jünglings. Die Vollendung ist nur um den Preis der Beschränkung möglich. Die klassische Kunst stellt nicht mehr alles dar, wie die archaische, die quattrocentistische: ihr Problem ist der Mensch, der schöne Mensch. — Die Tragödie, in Athen geboren und zu dem geworden, was wir unter Tragödie begreifen, thut sich nicht mehr genug mit der Vorführung bunter Bilder, tönender Lieder, viel erzählender Schilderungen, wie es Aischylos noch liebt, sondern meidet sie eher, um einen Menschen vorzuführen, seine Seele zu öffnen bis in die dunkelsten Tiefen.

Herodot, der Jonier, interessiert sich für alle Völker, Griechen und Barbaren, für Menschenwerk und Länder und Tiere. Thukydides, der Athener, schreibt nur politische Geschichte seiner Vaterstadt.

Die jonische Philosophie hatte Himmel und Erde umspannt, Vergangenheit und Zukunft, Welten entstehen lassen und vergehen — der Athener Sokrates weist das alles ab, er sucht nur das Eine, das not thut: was ist gut? Fortan steht der Mensch als Problem im Mittelpunkte auch der Philosophie.

Ende des ersten Stücks

Basel — Erich Bethe

Bismarck als Kolonialpolitiker

II.

„Auf die Frage, ob ich russisch oder westeuropäisch gesinnt sei, habe ich immer geantwortet, daß ich ein Preuße bin. Was fremde Länder anbetrifft, so habe ich einzig Sympathie für England und seine Bewohner gefühlt, und selbst jetzt bin ich bei Zeiten nicht frei davon. Aber sie wollen es uns nicht erlauben, sie zu lieben." Bismarck

Der Zeitpunkt, in dem Bismarck den Versuch machte, namens des Reichs eine aktive Kolonialpolitik aufzunehmen, war trefflich gewählt. Denn England, das sich — mit Recht — als die größte Kolonialmacht der Welt fühlte und darum befürchten mußte, daß die deutschen Ansprüche seine eigenen zukünftigen Pläne durchkreuzen könnten: — England befand sich gerade damals (1883) in einer Situation, die einen allzuheftigen

Digitized by Google

Widerstand nicht erwarten ließ. D'Israeli, Englands großer Staatsmann, der in allen Weltteilen die Grenzen des British Empire erweitert hatte, war kurz zuvor gestorben. Gladstone, der des Reiches Geschicke in der Hand hielt, war ein Doktrinär, der allem aggressiven Vorgehen feindlich gesinnt war und kriegerische Reibungen nach Möglichkeit zu vermeiden suchte. Zudem aber hatte England eben die von d'Israeli vorbereitete Okkupation Egyptens durchgeführt und war in dieser von Rußland und Frankreich bestrittenen Position, deren Unsicherheit von Gladstone noch dazu überschätzt wurde, einigermaßen auf das Wohlwollen Deutschlands angewiesen. Trotzdem hat Bismarck auch von dieser Seite mehr Widerstände erfahren, als er vorher angenommen, so daß er in die Lage kam, zu ihrer Überwindung seine ganze diplomatische Geschicklichkeit aufbieten zu müssen. Das zeigte sich schon bei der Erwerbung der erwähnten südwestafrikanischen Kolonie, obwohl Bismarck auf diesem ihm neuen Gebiete diplomatischer Thätigkeit seine Anordnungen mit aller nur denkbaren Vorsicht traf.

Zunächst ließ Bismarck ermitteln, ob der fragliche Küstenstrich irgend einer anderen Nation gehöre. Das Resultat war die aktenmäßige Feststellung, daß in amtlichen englischen Dokumenten der Oranjefluß als die nördliche Grenze der Kapkolonie bezeichnet wurde, und daß die portugiesischen Besitzungen, südlich vom Kongogebiet, ebenfalls nicht bis dorthin reichten, ferner daß auf Schutzanträge rheinischer Missionare, die in dem für Annexionszwecke ins Auge gefaßten Namaqua- und Hererolande thätig waren, von der englischen Regierung die Antwort gekommen war: daß Endland nördlich vom Oranjefluß mit einziger Ausnahme der Walfischbai keine Jurisdiktion ausübe und nicht in der Lage sei, in jenem Gebiete Schutz zu gewähren. Trotzdem somit festgestellt war, daß hier England keinerlei Ansprüche geltend zu machen hatte, richtete Bismarck vorsichtshalber im November 1883 an den englischen Minister des Auswärtigen, Lord Granville, eine Note mit der Frage: ob England an diesen Küstenstrich Eigentumsrechte besitze oder einen Anspruch auf ihn erhebe, und wenn ja, auf welchen Rechtstitel ein solcher Anspruch begründet würde?

Darauf wurde, nach längerem Zögern, vom Foreign office die überraschende Antwort gegeben, „daß, obwohl die Souveränetät Ihrer Majestät nicht längs der ganzen Küste, sondern nur an bestimmten Punkten, wie an der Walfischbai und auf den Inseln vor Angra Pequena proklamiert worden, die großbritannische Regierung doch der Ansicht sei, daß irgend welche Souveränetäts- oder Jurisdiktionsansprüche einer fremden Macht auf das Gebiet zwischen der südlichen Grenze der portugiesischen Oberhoheit am 18. Breitegrad und der Grenze der Kapkolonie in ihre legitimen Rechte eingreifen würden."

Die ganze diplomatische Kunst eines Bismarck war notwendig, um diesen verschmitzten Streich der englischen Kolonialpolitiker zu parieren. Er wies in einer neuen Note auf die frühere Erklärung des Foreign office hin, die das Vorhandensein englischer Hoheitsrechte in dem fraglichen Gebiete leugnete, und fragte schließlich an, „auf welche Titel England seine nun-

Digitized by Google

mehrigen Ansprüche stütze, und welche Einrichtungen es in Angra Pequena besitze, um den deutschen Unterthanen daselbst einen solchen Rechtsschutz zu gewähren, daß das Reich der Pflicht überhoben sei, seinerseits für dieselben einzutreten."

Die englische Regierung sah sich gänzlich außer Stande, auf diese präzis formulierte Anfrage irgend etwas zu erwidern, — wohl aber machte sie den Versuch, hinterrücks diesen ersten Versuch Deutschlands zu kolonialpolitischer Expansion im Keime zu ersticken. Der Kolonialminister Lord Derby setzte sich nämlich mit der von Cecil Rhodes beeinflußten Kapregierung, die das Vorgehen Deutschlands noch viel eifersüchtiger betrachtete als das Mutterland, in Verbindung, damit die Kapkolonie von sich aus zur Annexion der gesamten Südwestküste Afrikas bis hinauf zu den portugiesischen Besitzungen schreite und auf diese Weise Bismarck vor ein fait accompli stelle. Als der Kanzler durch den deutschen Konsul in Kapstadt, Lippert, hiervon Kunde erhielt, beschloß er, trotz Deutschlands ungenügender Seegeltung, das Prävenire zu spielen, — einfach im Vertrauen auf sein gutes Recht und auf die Isolierung Englands in seinen damaligen auswärtigen Händeln. Er telegraphierte also sogleich an Lippert: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranjefluß auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen." Der 24. April 1884, an dem dieses Telegramm abgesandt wurde, muß als der Geburtstag der deutschen Kolonialpolitik angesehen werden. Granville und die Kapregierung ließen sich freilich zunächst nicht einschüchtern: die Kapkolonie gab vielmehr die Erklärung ab, daß sie das fragliche Gebiet annektiere. Auf diese papierne Annexion antwortete Bismarck am 4. Juni 1884 mit einer diplomatischen Note des Inhalts: er sei nicht in der Lage, eine solche Besitzergreifung anzuerkennen, und müsse auch der Kapregierung das Recht dazu bestreiten; zugleich könne er nicht anders als feierlichst gegen den Versuch der englischen Regierung, die Monroedoktrin auf Afrika anzuwenden, protestieren!

Nun erst gab das Kabinet Gladstone nach: es untersagte der Kapregierung jede Intervention in die Verhältnisse von Angra Pequena und erkannte in einer Note vom 21. Juni 1884 die deutsche Schutzherrschaft über dies Gebiet ausdrücklich an.

Die Kapregierung suchte freilich trotzdem — unterstützt vom Kolonialminister Derby — die Kreise der deutschen Kolonialpolitik noch weiter zu stören, indem sie die noch nicht okkupierten Gebiete Südwestafrikas nördlich und südlich von Angra Pequena zu annektieren sich anschickte. Aber Bismarck, durch den Konsul Lippert rechtzeitig benachrichtigt, ließ sofort durch Kriegsschiffe das deutsche Protektorat über die ganze Küste vom Oranjefluß (der Grenze der Kapkolonie) bis zum 18. Grade südlicher Breite (der Grenze der portugiesischen Besitzungen) proklamieren. Auch hier gab Gladstone, der einen Konflikt mit Deutschland zu vermeiden suchen mußte, nach und erkannte in einer Note vom 22. September auch diese deutschen Erwerbungen an.

Die Kapregierung hielt freilich auch jetzt noch nicht Ruhe, indem sie

Digitized by Google

sich mit den Hereros, den Bewohnern des Hinterlandes von Angra Pequena, in Verbindung setzte und mit ihnen einen Schutzvertrag abschloß. Aber das englische Kabinet verweigerte seine Zustimmung und erkannte schließlich 1885 ausdrücklich an, daß das Gebiet von der (vorhin näher bezeichneten) Küste an bis zum 20. Grad östlicher Länge — ausgenommen die Walfischbai und eine Anzahl Inseln — unter deutschem Schutze stände.

Bevor noch die Verhandlungen über diese erste deutsche Kolonie zum Abschlusse gelangt waren, hatte Bismarck bereits auf eine Reihe anderer Gebiete, in denen die deutschen Handelsinteressen dominierten, Hand gelegt. Auf die Politik, die er hier verfolgte, konnte die Erkenntnis, daß England den deutschen Expansionsbestrebungen alle nur möglichen Schwierigkeiten bereitete, nicht ohne Einfluß bleiben. Sie mußte, wie der damalige Berater Bismarcks in überseeischen Angelegenheiten, Kusserow, mit Recht hervorhebt, zu der Taktik führen, die Haltung Englands durch Herstellung eines freundlichen Einvernehmens mit Frankreich, der nächstwichtigen Seemacht, zu balanzieren. Daß dieser Plan — der ein Hand-in-Hand-Gehen mit dem gedemütigten und auf Revanche bedachten Nachbarlande zur Voraussetzung hatte! — gelang, ist der diplomatischen Meisterschaft Bismarcks zuzuschreiben, der den französischen Ministerien die Vorteile eines gemeinsamen Vorgehens in kolonialen Fragen klarzumachen verstand und selbstverständlich überall auf die französischen Kolonialinteressen die größte Rücksicht nahm. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch Bismarcks Instruktion für Dr. Nachtigal, der mit der Vornahme von Annexionen im Westen Afrikas beauftragt war, zu verstehen: er möge jede Möglichkeit eines Konflikts mit den französischen Interessen vermeiden und im Zweifelsfalle die Entscheidung über eine etwaige Kollision einer freundschaftlichen Verständigung zwischen den beiden Regierungen vorbehalten.

Nachdem Bismarck sich in dieser Weise den Rücken gedeckt hatte, konnte er England gegenüber die deutschen Interessen umso entschiedener wahrnehmen. Und faktisch kamen auch fast alle Annexionen auf Territorien zustande, wo die meisten Gefahren von England drohten. Natürlich thaten die Londoner Ministerien sowohl wie die beteiligten britischen Kolonialbehörden alles, was in ihren Kräften stand, um zu verhindern, daß Deutschland sich in den überseeischen Gebieten festsetze; und in der gleichen Weise, wie in dem erzählten, Angra Pequena betreffenden Falle, scheute man zu diesem Zwecke weder vor offener Feindseligkeit noch vor Hinterlist zurück. Aber Bismarck gab da, wo ihm das gute Recht der ersten Besitzergreifung von bisher herrenlosen Ländern und der Wahrnehmung deutscher Handelsinteressen zur Seite stand, nicht nach. Und so gelang es ihm, in der Zeit von Mitte 1884 bis Herbst 1885 in Afrika die Gebiete von Togo, Kamerun und Ostafrika (nördlich von Mozambique) und in der Südsee den nördlichen Teil von Neu-Guinea, die Inseln Neubritannien und Neuirland, sowie die Marschall-Inseln (nebst einigen benachbarten Inselgruppen) unter deutschen Schutz zu stellen und schließlich auch England — durch passende Behandlung bei allen internationalen Fragen — zu zwingen, jene Erwerbungen anzuerkennen.

Digitized by Google

In diesen Territorien dominierten auch schon vor der Annexion die deutschen Handelsinteressen, nur das unter deutsches Protektorat gestellte ostafrikanische Gebiet machte hierin eine Ausnahme. Hier ging nicht „der Kaufmann" voran, wie es das Bismärckische Programm forderte, sondern ein kühner Abenteurer, Dr. Karl Peters — eine den großen Konquistadoren wahlverwandte Natur —, der mit einer kleinen, schlecht ausgerüsteten Expedition in das Hinterland des der Insel Sansibar gegenüberliegenden Küstenstrichs einbrach und durch geschickte Verhandlungen mit den einheimischen Häuptlingen ein größeres Gebiet zusammenschlug, für das er schließlich durch Bismarcks Unterstützung einen kaiserlichen Schutzbrief erhielt. Für Bismarck begann dann freilich erst die eigentliche Aufgabe: das neugewonnene Territorium gegen das sofort anhebende Ränkespiel Englands, als dessen Protagonist der Sultan von Sansibar auftrat, zu behaupten. Auch hier blieb wie in den anderen Fällen Bismarck Sieger.

So kommt die unabhängige Geschichtsforschung bei Betrachtung dieser kolonialen Erwerbungen zu demselben Gesamtresultat wie Kusserow: „Ohne die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck, ohne seine großen Erfolge in der europäischen Politik, ohne sein kaum je von einem Staatsmann erreichtes Ansehen bei allen Mächten, das für uns viele Armeekorps und eine Schlachtflotte aufwog, würden wir schwerlich mit so geringen nationalen Opfern in den Besitz so großer und zukunftsreicher Kolonialgebiete gelangt sein wie derjenigen, deren Erwerbung für das Reich wir seiner Leitung unserer nationalen Politik verdanken."

Sonst sei noch von kolonialpolitischen Aktionen der Bismärckischen Ära erwähnt: erstens die (gemeinschaftlich mit Frankreich) Ende 1884 erfolgte Einberufung der Kongokonferenz (nach Berlin), die den — von England angefochtenen — Besitzstand des unabhängigen Kongostaates garantierte und allen europäischen Nationen freien Handel und freie Schifffahrt im Kongo- und Nigergebiet sicherte, und zweitens die 1889 — ebenfalls in Berlin — abgehaltene Samoakonferenz, die die Aufsicht über die Verwaltung Samoas den drei am dortigen Handel interessierten Mächten (Deutschland, England und der nordamerikanischen Union) übertrug und somit die spätere Aufteilung der Inselgruppe vorbereitete.

* * *

Wenn nun schon die Erwerbung der deutschen Kolonieen, wie unsere Darstellung lehrt, schwieriger gewesen ist, als Bismarck es sich ursprünglich gedacht hatte, so noch viel mehr ihre Administration. Bismarck hatte sich diese einfach genug vorgestellt: die kaufmännischen Interessenten einer jeden Kolonie schließen sich zu einer, nach Art der englischen chartered companies eingerichteten Gesellschaft zusammen, die — vom Reiche privilegiert und mit Hoheitsrechten (wie dem der Jurisdiktion und der Erhebung von Zöllen) ausgestattet — imstande sind, im wesentlichen die Kosten der kolonialen Verwaltung zu tragen. Daß diese Theorie nur eine Illusion Bismarcks war, die auf die Wirklichkeit nur ausnahmsweise anwendbar, sollte sich nur zu bald herausstellen. Dieser Punkt unserer

Digitized by Google

Kolonialgeschichte ist vom Legationsrat Alfred Zimmermann, dem besten Kenner der neueren kolonialen Entwickelung aller Länder, über jeden Zweifel klargestellt worden. Im Togo- und Kamerun-Gebiete lehnten die interessierten Firmen die Zumutung, die Mühen und Kosten der Regierung und Verwaltung auf sich zu nehmen, einfach ab, und so mußte Bismarck, um nicht zurückzuweichen, einen kostspieligen Regierungsapparat einrichten. Und bald wurde es auch, um aufständische Eingeborene zur Unterwerfung zu bringen, nötig, Kriegsschiffe hinzusenden, eine ständige Polizeitruppe zu organisieren und Stationen für Truppenposten einzurichten.

So hat, wie Zimmermann mit Recht betont, in Kamerun wie in Togo die bloße Übernahme des Schutzes einer Anzahl von Faktoreien eine Maßregel nach der anderen veranlaßt, an die zu Anfang niemand gedacht hatte und auch niemand denken wollte. Niemals hat Bismarck eine von staatlichen Organen betriebene Eroberungspolitik im Auge gehabt, und doch sah er sich genötigt, schrittweise immer bedeutendere Aufwendungen zu machen und das Reich immer mehr zum Eingreifen zu veranlassen.

Die deutschen Besitzungen in Südwestafrika und in Ostafrika wurden anfangs faktisch von privilegierten Kolonialgesellschaften verwaltet. Aber jene für Südwestafrika gebot nur über ganz geringe Mittel und war, nachdem diese bald aufgebraucht, unfähig, das Land wirtschaftlich zu erschließen oder auch nur leidlich zu administrieren. Nach dem Rücktritte des Reichskanzlers brachen auch hier Unruhen aus, und das Reich mußte eingreifen, um Frieden zu stiften und eine geordnete Rechtspflege und Verwaltung zu schaffen, so daß auch der südwestafrikanische Besitz zu einer vollständigen Staatskolonie geworden ist.

Die Ostafrikanische Gesellschaft war ebenfalls nicht in der Lage, auch nur für längere Zeit aus eigenen Mitteln die Verwaltung zu führen. Sie hatte zwar das Glück, im Jahre 1888 mit dem Sultan von Sansibar einen äußerst vorteilhaften Vertrag zu schließen, der ihr das ganze Küstengebiet und die Erhebung der Zölle pachtweise konzedierte, — aber gleich darauf brach ein Aufstand aus, der die von ihr geschaffenen Einrichtungen beseitigte. Das Land mußte von Reichswegen wiedererobert werden, und es stellte sich immer mehr heraus, daß die Administration und wirtschaftliche Erschließung Ostafrikas nur in Form einer Staatskolonie — und zwar gerade nach dem von Bismarck früher so energisch verworfenen „französischen System" — möglich war. Darum wurde die ostafrikanische Gesellschaft dazu gebracht, auf ihre Hoheitsrechte und den größten Teil ihrer Privilegien zu verzichten, — und so stellt die ehedem regierende Gesellschaft im Augenblick nur noch ein Privatunternehmen dar, das sich mit Handel und Pflanzungsbetrieb beschäftigt.

Am meisten gelang es noch in der Südsee, das Prinzip der Verwaltung durch Kolonialgesellschaften durchzuführen: das geschah in Neu-Guinea durch die Neu-Guinea-Kompagnie und auf den Marschallinseln durch die Jaluit-Gesellschaft (so genannt nach der wichtigsten Insel dieser Gruppe). Aber als in Neu-Guinea die erhofften Erträge ausblieben und die Kompagnie Millionen zugesetzt hatte, mußte auch hier das Reich eingreifen

Digitized by Google

und schließlich die Landeshoheitsrechte nebst den zugehörigen Kosten übernehmen. Einzig die Jaluit-Gesellschaft ist bis heutigen Tags imstande gewesen, aus den Erträgen ihrer überseeischen Unternehmungen die Kosten der Verwaltung zu bestreiten: diese selber liegt übrigens in den Händen von kaiserlichen Beamten, aber ihre Besoldung wird aus der Kasse der Gesellschaft bestritten.

Wir sehen somit, daß Bismarck während der kurzen Periode seiner aktiven Kolonialpolitik die Voraussetzungen, unter denen allein er sich auf diese eingelassen hatte, als irrig, also als Illusion erkannt hat. Damit wollen wir aber gegen das von Bismarck Geleistete keinerlei Einwand geltend gemacht haben. Denn unsere heutige sozialpsychologische Erkenntnis — sie findet sich genau begründet in meiner Schrift über die „Zukunft der sozialen Frage" (Jena, 1900) — lehrt, daß das Wirken der Illusion stets nötig ist, wo ein mächtiger Fortschritt geschehen soll: so ist es nun einmal bestellt um alle großen Dinge, daß sie „nie ohn' ein'gen Wahn gelingen," wie Hans Sachs in den Meistersingern sagt. Damit das Menschengeschlecht seinen Gang gehe und eine vorwärtsschreitende Entwickelung durchlaufe, ist es nötig, daß es nicht bloß von der Wahrheit, von der Anpassung an den wirklichen Sachverhalt — die ja natürlich in der Mehrzahl der Fälle unbedingt nötig ist — sich leiten lasse, sondern auch von Illusionen. Natürlich sind nicht alle Illusionen gleichmäßig zu beurteilen, sondern, da sie nur als Mittel dienen, wird es immer auf das positive Ergebnis des durch sie vermittelten Resultates ankommen. Mit anderen Worten, die Frage wird immer sein: haben die illusionären Ideen im Endresultate zu positiven Schöpfungen höherer Kultur geführt, — oder aber, haben sie dazu gedient, die Köpfe zu verwirren, die nationalen Kräfte zu zersplittern, die Aktionsfähigkeit nach innen und außen zu lähmen oder auf Irrwege abzulenken? Nach diesen Grundsätzen ist die kolonialpolitische Wirksamkeit Bismarcks zu beurteilen. Und dann kann das Exempel nicht schwer fallen, wenigstens nicht für denjenigen, der die weltgeschichtliche Notwendigkeit einer kolonialen Expansion des Deutschen Reiches einsieht: denn bei solcher Betrachtungsweise ergiebt sich ungezwungen das Resultat, daß Bismarcks kolonialpolitisches Streben die würdige Ergänzung bildet zu seinen heroischen national- und sozialpolitischen Thaten!

Kiel — Georg Adler

Der Selbstmord des François

Ich beredete ihn zu dem Selbstmord wie zu einem Schützenfest. Mit großen hochmütigen Worten. Und er war längst ein Gewohnheitssäufer.

Die Weisen von Vernoix meinten, sein Onkel hätte ihn dazu gebracht. Der war Arzt und Maire gewesen, hatte den Bordeaux am liebsten getrunken, wenn er schwarz wie Kirschen war, und dem François nach jeder Tollheit einen Hundertfrankenschein geschickt. Das war zu Zeiten Woche für Woche geschehen. Die Genfer wußten noch

Digitized by Google

genau, wie der François mit vierundzwanzig maskierten Pferden vor seinem Koffer über die Montblancbrücke kam. Oder wie er an einem Frühlingsmorgen das Rousseau-Standbild mit himmelblauer Wasserfarbe anstrich, und der Stadtsoldat vergnügt dabei stand, weil er ihn für einen städtischen Arbeiter hielt. Zehntausend Franken Jahr für Jahr: der dicke Herr bezahlte sie aus seiner weißen Weste, und lachte, jemehr Verwandte und Erben die Mäuler verzogen. Bis der François eine französische Seifenfabrikantentochter nachts aus der Pension holte und mit ihr in die Welt lief. An dem Tage trank der Alte so viel Bordeaux, daß er um 12 Uhr einen Schlaganfall bekam und um 2 Uhr starb.

Der François erbte alles: das Château mit den Weinbergen und die halbe Dorfstraße. An einem sonnigen Oktobertag kam er an mit dem Mädchen. Sie war kerzenbleich und schön in einem schwarzen Seidenkleid mit gelben Spitzen. Am dritten Tage bekam sie Typhus. Und als sie nach sieben Wochen davon aufstand, war sie irrsinnig. Der Doktor meinte, es habe schon immer in ihr gelegen. Die Leute im Ort redeten von einem Fluch, der seit altersher jede Frau im Château träfe.

Die Seifenfabrikantenfamilie war zu vornehm, um noch etwas von ihr zu wissen. Der François hatte nicht Herz genug, das arme Wesen in eine Anstalt zu thun, und fing an zu trinken. So hauste er mit der Wahnsinnigen sechs Jahre in dem alten Château. Und in den sechs Jahren war aus dem fröhlichen Studenten der Gewohnheitssäufer geworden, den ich da oben fand.

Ich kam aus der Genfer Asphaltglut, um in Vernoix Schatten und Luft vom See zu haben. Ich könne im alten Château mieten, wenn mir der François und sein Anhang passe! sagten die Schiffer, die unten am Landungsplatz im Schatten der Mauer auf der Erde lagen. Sie grinsten so höhnisch dazu, daß ich neugierig wurde und den glühenden Treppenweg hinaufkletterte. Zwischen den Buchsbäumen durch, die wie verstaubte Stromer in dem Julimittag standen.

Wie ein Schloß sah es oben nicht aus, mehr wie ein verfallenes Gutsgebäude. Ich ging durch die meterhohen Brennesseln und alten Weintonnen des Vorgartens, über das Gras einer Freitreppe um das Haus herum in einen Garten, wo die verwilderten Rosen oben in den Birnbäumen blühten. Ich kam auf einen Hof, wo zwei gestutzte Platanen wie zerlöcherte Sonnenschirme über einem plätschernden Brunnen standen. Irgendwoher hörte ich Enten ruckſen, und als ich mich umdrehte, war zwischen mir und dem Haus ein tiefer Wallgraben mit einem zweiten Brunnen.

Wie ich noch hinuntergaffte, klappte eine Thür, Schritte kamen auf dem Steinpflaster. Über die schwarze Holztreppe in der Ecke stieg ein großer Mensch herauf, der wie ein weltferner Ansiedler gekleidet war: unter einer verschabten Jagdjoppe aus braunem Segeltuch eine blaue Hose, die er mit den Ellbogen um die Hüften festhielt. Auf dem Kopf ein sonnenschirmartiger Strohhut; so groß, daß ich sein Kindergesicht mit dem spitzgeschnittenen blonden Bart und den häßlich blauen Augenringen unter dem goldenen Kneifer erst sah, als er dicht vor mir stand.

Er wohnte im Keller, der nach vorn zur ebenen Erde lag, und zeigte mir hinter der Holzgalerie die Wohnung seines Onkels. Ich bin nicht noch einmal so von der Stimmung eines Raumes überwältigt worden: wie wenn der Besitzer vor einer Stunde hinausgegangen wäre, so lag das Bettzeug ungeordnet in den Alkoven und das Eßgeschirr stand auf dem Tisch. Nur der Staub von vielen Jahren auf den wundervollen „Louis quinze"-Möbeln, auf den alten Waffen und Leuchtern,

Digitized by Google

auf den seidenen Vorhängen und den seltsam ausgemalten Wänden. Ich ging wie ein verirrtes Kind in den stillen Zimmern umher, wo eine alte Zeit nur eingeschlafen, nicht gestorben schien, nahm hier einen sarazenischen Dolch und dort einen altfranzösischen Floretdegen zur Hand, stand endlich an einem der Fenster und sah durch Staub und Spinnweben zwischen den alten Tannen den strahlendblauen Genfer See, die grünen Hänge der Voirons und das weiße Stachelband der Alpen.

Erst nachher dachte ich an den „Anhang", von dem die Schiffer gesprochen hatten. Der François war weggegangen, um einen Zeugen für den Mietskontrakt zu holen. Ich sah von der heißen Holzgalerie in den Wallgraben hinunter, wo die Enten faul um den Brunnen lagen, und konnte nicht verstehen, wie der Mensch in dem Keller da wohnen konnte, während hier oben die herrlichste Wohnung im Staub verkam. Da fiel mir der Name Leontine ein, den ich von den Schiffern gehört hatte. Dazu war unten ein Klang wie von einer Frauenstimme gewesen. Das machte mich neugierig. Ich kletterte über die halbverfaulte Treppe in den Wallgraben hinunter. Unter der Galerie war eine geschossene Thür und eine Reihe verstaubter und vergitterter Fenster. Während ich langsam daran vorbei ging und meinen Schritt auf dem spitzen Pflaster hörte, schoben die Enten mit halb zurückgewandten Köpfen vor mir her, drängten sich in die Ecke und kreischten auseinander. Erschrocken drehte ich mich um und sah eine zweite halboffene Thür. Ich lauschte einen Augenblick, hörte niemand und ging hinein. Durch einen mulmigen Vorraum, wo Hacken und andere Geräte standen und alles nach Gartenerde roch, durch eine angelehnte Thür in ein Zimmer, das aussah, wie bei einem Brande geräumt: ein ungemachtes Bett quer in der Mitte, in einer Ecke ein Haufen zerschlagener Weinflaschen und Gläser, ein grünseidenes Sofa mit zerbrochenen Beinen und darauf ein weißer Kater, der mich schlafend anblinzelte.

Als ich noch befangen von diesem Durcheinander dastand, kam hinter mir ein Geräusch. Ich fuhr herum, sah eine Tapetenthür sich langsam öffnen und eine Frauengestalt darin. Nur einen Augenblick: ein wunderfeines aber blödes Gesicht, das braune Haar darüber in einem hohen filzigen Busch, ungekämmt und verstaubt wie die Möbel, mit Bettfedern und Strohfetzen darin. Das schwarze Seidenkleid mit gelben Spitzen war wie ein großes Tuch umgehängt. Die Füße staken in großen Lumpenballen. Sie sah mich an, lächelnd, verlegen, grenzenlos neugierig, zog die Thür wieder zu und war verschwunden.

Erst nach Tagen erfuhr ich die Geschichte des François, wie aus dem übermütigen Studenten dieser Säufer geworden war. Ich war noch in den Jahren, wo man das Schicksal aus Menschenhänden glaubt. Sonst hätte ich ihn trinken lassen, bis der Alkohol seine Gedärme verbrannt hatte.

In jedem Frühjahr verkaufte er einen Weinberg. Er hatte genau berechnet, daß er bis zum fünfundvierzigsten Jahre alles vertrunken haben würde: „Dann eines Tages, ich gehe auf den See und nicht mehr komme wieder."

Als ich das zum erstenmal von ihm hörte, war ich erschüttert. Bis ich das selbstgefällige Gefasel eines Säufers merkte, der trotzdem ebenso häßlich verludern würde wie tausend andere vor ihm.

Digitized by Google

An das alles muß ich denken, wenn ich mich verstehen will, wie ich an dem Abend vor ihm stand wie ein Verrückter und ihm den Selbstmord einredete. — Und an die herrliche Brise, die aus dem schlaffen Genfer See eine herrische Landschaft machte mit kaltblauem Himmel, mit niedergebogenen Bäumen und wehendem Schaum in den Lüften.

Wir waren im Pavillon an der Landungsbrücke. Er saß vor mir mit dem Rücken gegen den See. Die Bise des blanken Septembertages strich darüber hin und machte ein einziges schaumweiß geflecktes Leopardenfell daraus. Die Spritzer der Wellen klatschten gegen die Glaswände des Pavillons und oben rasselte die Zinkblechklappe ununterbrochen, wie wenn irgend eine Hand daran rüttelte. Erst hatte er viel von seiner Studentenlustigkeit erzählt. Dann war er wehmütig geworden und hatte einen Liter Waadtwein nach dem andern getrunken. Bis er mich umarmen wollte und mit dem Ellbogen die Flasche vom Tisch stieß. Ich hörte sie noch immer auf dem Steinboden zerklirren. Seitdem saß er blöde über den nassen Scherben. Draußen kam das Geräusch der wild anlaufenden und hochspritzenden Wellen regelmäßig wie die Atemzüge eines großen Tieres. Wie der große Mensch dann den Kopf von der Seite hob — sein Kneifer war ihm abgefallen und die Augenränder glänzten naß und rot — und wieder anfing zu lallen: „Eines Tages, ich geh auf den See!" Da kam der Gedanke über mich: welche Erlösung von aller Unreinigkeit es für den Menschen wäre, wenn er jetzt zu dieser Stunde in der wilden Natur da draußen seinen selbstgesuchten freien Tod fände.

Das Wasser leuchtete in der anbrechenden Dämmerung wie aus sich selber. Der Wind kam immer herrlicher. Ich fühlte mich und ihn so eins mit dem Wellenschlag, daß es aus mir brach wie die Flut: Er solle nicht warten, bis seine Glieder verdorrt wären, noch an diesem Abend in die Wellen gehen, wo die Natur mit ihrem Sturm ihn selber riefe als ihren stolzen Sohn.

Ich war betrunken und draußen wurde es Nacht, die unendlich klare Nacht des Genfer Sees. Der François saß wie gestorben. Es machte mich todtraurig, daß ich so wenig Kraft hatte, ihn mitzureißen in dieser großen Stunde. Ich rüttelte ihn. Er glotzte mich blöde an. Da faßte mich ein Ekel über ihn und mich. Ich riß die Thür auf und lief die hölzerne Treppe hinunter in den Garten. Der Wind faßte mich gleich. Ich wurde gegen die Wand geworfen. Ein hochgewehter Wellenspritzer platschte auf mich nieder. Ich flüchtete mich in eine Ecke zu den alten Wagen und Weinfässern. Wie ich mich da meiner schämte und männlich dem Sturme und dem Wasser trotzen wollte, kam der François heraus. Auch über ihn stürzten die Wasser. Aber er schoß, wie wenn er vornüber fallen wollte, den Strohhut mit beiden Händen auf den Kopf gezogen, hindurch.

Ich wartete, bis er durch den Thorweg auf der Straße war. Er bog nach links zum Hafen. Als ich hinauskam, war er fort. Ich sprang über den nächtlich hellen Weg bis zur Ecke. Zwischen den Häusern her fegte der Sturm das Wasser und zog nasse Streifen über die ausgetrocknete Straße. Mir fiel ein, daß er durch die Gasse und an der Seemauer vorbei zum Hafen gegangen sein könnte. Ich wagte mich nicht daher und lief den langen Umweg durch den Ort.

Als ich hinunterkam, hatte er sein Boot schon losgemacht — die kleine Rossignol, in der wir bei schönem Wetter ein paarmal hinausgeschaukelt waren. Er stand aufrecht darin nnd der Sturm wehte das Wasser um ihn her. Wie breite Tücher flog es über die Hafenmauer und platschte schwer auf ihn nieder.

Digitized by Google

Ich lief bis an den Rand, wollte rufen und brachte kein Wort hervor. Er hatte den großen Strohhut mit dem Taschentuch um die Ohren festgebunden. Sein Gesicht war darin verborgen wie in einer tiefen Metzgermulde. Gemächlich wie zu einer Spazierfahrt trieb er das Boot hinaus. Die wehenden Wassertücher verwischten seine Umrisse. Dann war er am Hafenturm, wo der Wind ihn greifen und in den See abtreiben mußte. Ein weißer Kamm zog sich von dort in den See. Sein Boot schoß hoch darüber hinweg. Noch zweimal sah ich den dunklen Schatten auffliegen. Dann war es fort.

Ich lief zurück auf die kleine Böschung, sah auch da nichts mehr als die wehenden Wasser und die leuchtenden Wellenkämme. Trotzdem glaubte ich noch keinen Augenblick daran, daß er ertrunken war. Aber als ich anfing naß und kalt zu werden von dem flatternden Schaum und auf einmal den leuchtenden Nachthimmel über mir sah, faßte mich eine namenlose Angst an dem fremden dunklen Ufer. Ich lief wie verfolgt durch die Schatten der Häuser hinauf zum Château. Im Garten hörte ich jemand hinter mir. Ich glaubte, niemals mehr bis an meine Thür zu kommen. Und als ich sie endlich aufgerissen hatte, warf ich den Rücken dagegen und verschloß sie.

Es war das arme Wesen von unten. Ihr leiser Schritt kam bis vor die Thür und ging langsam über die Galerie nach der Treppe. Während der ganzen Nacht hörte ich sie unten gehen. Ich schlief keine Stunde. Ich wartete, daß er kommen würde.

Als ich am Morgen das Fenster öffnen wollte, trieb mir der Sturm über Häuser und Gärten her den Wellenschaum ins Gesicht. Der Himmel stand wolkenlos wie bei Januarfrost. Der François war nicht nach Hause gekommen. Er war nun doch ertrunken. Wie wenn die alten Wände sich aus ihren Fundamenten höben und sich auf mich legten, so kam der Gedanke.

Ich lief hinaus in die Weinberge, über die lange Hügelkette hin. Die Lese wollte beginnen: rundherum aus dem kupfersonnigen Genfer Land blinkten die weißen Hemdärmel und Kopftücher. Nur das Eigentum des François zog sich an den See hinunter wie eine Wüste. Ich wollte denken, daß nun auch hier die alte Kulturarbeit wieder beginnen würde. Aber da war gleich wieder die furchtbare Angst hinter mir, daß er tot sein könnte durch meine Schuld. Ich rannte sinnlos vor ihr her durch den Sturm, durch das Thal von Divonne bis hoch in den waldigen Jura hinauf.

Als ich am Abend totmüde durch den Weinberg gegen das Château herunterkam, hörte ich schon von weitem sprechen. Mit ängstlich vorgestreckten Hälsen standen die Leute aus dem Ort, wie wenn unten in dem Wallgraben etwas Schreckliches wäre. Gerade als ich dazutrat, fuhren die Köpfe zurück.

„Sie schießt!"

Dann fielen sie über mich her: Wo der François sei? Sie hätten sein Boot in Stücken gefunden bei der Zollstation. Die Leontine wäre verbarrikadiert und wolle auf jeden schießen. Was ich davon wüßte?

Ich erriet das mehr aus dem französischen Geschnatter, als ich es verstand. Ich fühlte nur, daß diese Menschen an mir zerrten, und riß mich los. In dem Augenblick kreischte alles auseinander. Ich trat einem Jungen auf die Hand und stolperte selber hin. Ehe ich mich aufrichten konnte, war die Wahnsinnige da. Sie

Digitized by Google

klammerte ihre dünnen Affenarme um mich und jammerte nach ihrem François. Die andern sahen, daß sie kein Gewehr mehr hatte, kamen zurück und führten das arme Wesen mit Gewalt in den Wallgraben hinunter. Sie ließ es geschehen mit stillen Klagetönen. Ich lief in meine Wohnung und schloß die Thür hinter mir zu. Sie wollten mich heraushaben, klopften und riefen bis in die Nacht.

Ich saß in dem dunklen Zimmer wie in einem Gefängnisturm. Noch immer hing meine Hoffnung daran, daß sie nur das Boot und keine Leiche gefunden hatten. Und bis ich matt und in Kleidern auf meinem Stuhl einschlief, fieberte ich mir Möglichkeiten seiner Rettung.

In die ersten wirren Träume kam ein Geräusch von unten. Ich lief ans Fenster, sah die Läden unter mir halbgeöffnet, hörte nichts. Aber als ich im Stehen an dem offenen Fenster fast wieder einschlief, war an der Mauer ein leises Scharren. Die Nacht leuchtete seltsam hell. Ich konnte die ganze Wand unter mir überblicken. Nur den Schatten der geöffneten Läden nicht. Und gerade daher kam das Geräusch. Plötzlich huschte etwas zur Seite ins Gebüsch. Gleich darauf knarrte das alte Thor. Ich glaubte, einen Augenblick deutlich die Irre zu sehen. In einer Minute war ich unten. Ganz am Ende der Straße sah ich ihren Schatten an den Häusern herlaufen, unendlich still. Ich sprang ihr nach; auf den Zehen, wie wenn ich von niemand gehört werden dürfte. Dann und wann erschreckte mich mein harter Tritt. Die Gestalt vor mir huschte lautlos. Der ganze Lauf hatte etwas Traumhaftes an sich. Sie nahm den Weg zum Hafen. Die Bise hatte nachgelassen. Aber die Wellen gingen noch hoch. Im Gespritz und Gewehe war sie auf der Hafenmauer und lief nach vorn. Über den langen Damm hin, traumhaft, verweht. Und dann am Ende der Mauer: ich sah deutlich, wie sie auf den Wellen weiterlief, zwei, drei Schritte, und dann erst verschwand.

Alles geschah so unwirklich und still gegen den Lärm des Wassers. „Es ist nur ein Traum!" sagte ich mit leeren Lippen und sah in die leblose Gegend hinter mir. Wie ein langer Tierrücken hob sich der schwarze Rand der Weinberge vor dem hellen Himmel. Nur die Tannen vom Château ragten hinein. Ich fühlte, daß die Erde wirklich eine Kugel und hinter dem schwarzen Rand da oben der bodenlose Weltraum war. Eine Furcht faßte mich, hineinzufallen in die unendliche Helligkeit. In der leeren Nacht war ein Ton, keine Worte, nur der harte Klang einer Rede:

Ich hatte eine Hand des Schicksals sein wollen und war ein armer Mensch, den tückische Mächte zermalmten.

Über das Wasser her kam ein Geschoß, zerplatzte hoch in den Lüften und regnete auf mich nieder mit regelmäßigem Knattern. Dann war es Geschrei von vielen Stimmen, Füße liefen hart über den Boden.

Ich wurde wach, saß in Kleidern auf dem Bett. Draußen blendete das helle Frühlicht. Aber die Schritte blieben. Und wie ich ans Fenster sprang, war unter mir an der Mauer das nasse Gesicht des François, ohne Hut, mit nassem dünnen Haar, mit roten Augenlidern und qualvoll aufgerissenem Mund. Er scharrte an den bröckligen Steinen mit kraftlosen Händen. Aber die Männer hinter ihm rissen ihn fort, liefen mit ihm an das Thor und zurück. Immer wieder ans Thor und zurück. Ich sah, wie seine Beine schleiften, wie er keine Kraft mehr hatte darauf zu stehen. Aber sie ließen ihn nicht, schleppten ihn grausam hin und her. Da merkte ich, daß er im Delirium war.

Digitized by Google

Und dann: so viele Stunden, wo ich ihn tot glauben mußte, hatte ich gehofft, daß er dennoch lebendig wäre. Und jetzt: wo meine Augen ihn lebendig sahen, war alles nur im Traum: die Männer in der grünen Morgenluft, die starken Tannen und der ruhige See. Ich griff mit den Händen an das kalte Fensterkreuz, ich drehte mich um ins Zimmer, sah das wirre Bettzeug, sah meinen Hut auf den Dielen: Das war kein Traum.

Unten heulte seine qualvolle Stimme. Immer noch schleppten die Männer ihn auf und ab. Und da erst dachte ich an sie, deren Leben dieser Säufer gewesen war. Ich hatte sie ins Wasser gehen sehen. Und auch das war kein Traum. Sie war tot. Für alle Zeiten tot durch meine Schuld.

Ich hörte hoffnungslos, wie hinter mir eine schwere Thür zufiel. Nicht hier in den Mauern, nicht da, wohin ich sehen konnte, irgendwo in der Ferne. Eingesperrt in ewige Schuld. Und da, wie ich mit schlaffen Händen an dem Fensterkreuz hing und darum hinausstürzen wollte in den Hof; „Sei jetzt kräftig!" betete ich zu mir und fühlte mich zerrinnen: Da war unten ein dünner Schrei. Und als ich hinausah, hatte ich dennoch geträumt. Sie war lebendig, kam über den Hof und sprang an ihm hoch, daß er hinschlug wie mürbes Holz.

Es war ein Traum gewesen. Ein wilder Traum in dieser wilden Nacht. Tief unten brach es aus mir heraus wie eine strahlende Musik. Überall, draußen und in den Zimmern waren die hellen Töne. Wie wenn ich Tage und Nächte in einer dumpfen Fischblase gesessen hätte. Nun war sie geplatzt. Nun rauschte das Wasser fort und die Welt war wieder da. Ich schlug in die Kniee, legte meinen Kopf zu den Armen aufs Fensterbrett und fühlte mich schluchzen und ausrinnen vor tiefem heißem Glück. Was kümmerte es mich, wie er gerettet war, was kümmerte es mich, daß er nun doch im Schnaps verfaulte, daß sie im Wahnsinn verkam: wenn sie nur lebendig waren und nicht tot durch meine Schuld.

Düsseldorf — Wilhelm Schäfer

Zur Charakteristik der modernen Poesie

Wenn man von der Kunst spricht, muß man vom Leben sprechen. Kunst und Leben stehen in inniger Wechselbeziehung. Und mehr noch: Kunst ist Leben. Wie man das Leben auch auffassen mag, als Erzeugen und Gebären, als Werden und Wachsen, als Umgestaltung und Kampf, die Werte bleiben die gleichen. Und darum ist auch die Kunst nie ohne den Zusammenhang mit dem Alten, so sehr das oft die Tendenz ist. Denn wir könnten nicht im Heute stehen, wenn das Gestern nicht gewesen wäre, genau wie das Heute dem Morgen ein Gestern wird. Leben ist Entwickelung. Und vergesse man auch nicht — in jeder Entwickelung ist Wiederholung. Darum werden heute vergangene Werke neu ausgegraben, ältere Dichter aus der Vergessenheit gezogen: Claudius, die Droste, Günther, Novalis.

Das vergangene Jahrhundert war ein Jahrhundert der Arbeit. Die Arbeit war das Leben. Sie hatte das stärkste Recht. Sie hat uns ganz

Digitized by Google

in Anspruch genommen. Sie hat uns die Ruhe genommen und die Stille. Sie hat uns in einen aufreibenden Kampf hineingedrängt. Sie hat die Form des Lebens, seinen Gang und seine Auffassung gewandelt. Der vierte Stand ist aufgekommen, fordernd, mit der Ungebärdigkeit seiner Jugend, zunächst ohne den Bildungsausgleich einer Vergangenheit und einer Erfüllung.

Eine Fülle neuer Erkenntnisse, ihr Triumph im Industriellen und Maschinellen. Gehirnarbeit — aber kein Einklang. Eine Zweigeteiltheit: Herz und Hirn, das eine überangestrengt, überwertet, das andere vernachlässigt. Und ein Produkt daraus der Mensch. Halb, zerrissen, einseitig zum mindesten.

Aber einerlei — das neue Leben! Und ihm gegenüber die Jugend. Aus dem Kulissenzauber des Traditionellen, dem Erstarrten des Akademismus, dem Mechanischen des Epigonentums und all der falschen Beschönigung des Klassizistischen heraustretend in das beständig sich wandelnde, fließende, formlose Plein-air des Lebens.

Zweierlei bewirkte das: Kampf gegen die „Verlogenheit" des Alten, Oberherrschaft des Stoffes in der Kunst. Die neue Kunst begann mit dem Naturalismus. Wirklichkeit und Wahrheit waren seine Forderungen. Das neue Recht, das die Wirklichkeit erlangt hatte, mußte sie auch in der Kunst haben. Und ihre Wahrheit wurde ihre Schönheit. Das Leben triumphierte, und Lebenswirkung war die innere Absicht des Naturalismus. Und darin blieb auch seine Gegensätzlichkeit zur vorangegangenen Epoche bedingt. Alles Formale, alles L'art pour l'art flog übern Haufen. Die Kunst ward sich nicht Selbstzweck — und der Kampf ward ihr Nebenzweck. Nicht nur documents humains sind in den naturalistischen Kunstwerken niedergelegt, sondern ein gut Teil Zeitkritik steht in ihnen. Die Poesie hatte ihren „zeitgenössischen Beruf" entdeckt, und die Poeten suchten ihn mit dem Eifer der Jugend und im Feuer für alles Neue, das ihr leicht eigen ist, zu erfüllen. Die Poesie hatte plötzlich einen Zweck! Einen Zweck, der außer ihr lag. Die Tendenz, die immer ihr subjektives Recht behalten wird, wurde ein objektives Wertmaß. Die Subjektivität blühte. Sie war alles. Persönlichkeit! — das Schlagwort auf der ganzen Linie. Persönlichkeit als letzter Ausdruck — Persönlichkeit an sich, nicht ihr Aufgehen in der Gestaltung, in der Form, nicht ihre Eigenwertigkeit um des Werkes, sondern — seiner Wirkung willen. Richtungskunst, alle Bedingungen, alle Triebe dazu. Weder die Notwendigkeit, noch die Verdienste des Naturalismus sind zu bestreiten, und beide gewinnen an Wert, wenn man ihn als Glied der Entwickelung betrachtet und ihn nicht auf seine „Auswüchse" allein festnagelt, wobei man noch nicht einmal zu wissen scheint, in welcher Verwirrung man ist, wenn man um seines Stoffes willen ein Kunstwerk als ein naturalistisches abthut. Und „abgethan" muß es ja drum werden, das ist Mode. Und dann streitet man sich auch um die „Heimatkunst", die man als naturalistisch ansehen will, und merkt nicht mal, daß so was schon immer da war, auch ohne Schlagwort. Auch damit ist der Naturalismus als solcher nicht abzuthun, daß man ihm den

Digitized by Google

Mangel an Phantasie vorwirft. Wie so vieles heute halb ist, so ist man auch darin nur halbwegs. Die Zurückdrängung der Phantasie vor der Beobachtung liegt im Naturalismus, bestimmt aber zunächst seinen Wert nicht, sondern fordert seine Entwickelung. Und die ist ja bekanntlich bis in die Höhen des „Symbolismus" gediehen, nicht zum letzten, um den Phantasiemangel auszugleichen. Das Seltsame freilich ist, daß man hier die Mittel überwertet hat und eine innere Notwendigkeit, eine gewisse Selbstverständlichkeit, die allemal in echter, lebendiger Kunst, aus ihrer Echtheit und Lebendigkeit von selbst liegt, zum Zweck gemacht hat. Vom Algebraischen gewissermaßen, von gesuchtem Symbol- und starrem Allegorieenkram in dieser Richtung braucht gar nicht weiter geredet zu werden, man könnte aber die Art des Symbolismus als Richtung leicht damit charakterisieren, daß man ihn mit Musik vergliche, die auf die Obertöne hin komponiert wäre. Und trotzdem darf nicht verkannt werden, daß in ihm eine Ergänzung zum Naturalismus liegt.

Der Symbolismus berührt sich mit der neuesten Richtung der Poesie, dem Ästhetizismus, Neuromantismus oder wie man sie nennen will, und zwar im Mystizismus. Im Mystizismus gerade wegen der Beziehungen, die er aufthun will, sei es in Bezug auf den Sinn, sei es in der Erzeugung von Stimmung. Doch ist diese Bewegung nicht als eine Steigerung des Symbolismus zu erklären, sondern findet weit besser ihre Herkunft im Leben.

Die Einseitigkeit der Gehirnarbeit forderte einen Rückschlag. Das Gemüt erwachte wieder, das Herz wollte sein Recht. Aus den sieben Arbeitstagen, die die Woche gefüllt hatten, sollte wieder ein Sonntag herausgeschlagen werden. Stunden der Ruhe, der Beschaulichkeit. Lauschende Stunden der Stille, in denen das Tiefere aufklingen konnte, das das Leben warm machte, zum Genuß, zur Freude und Feier. Und weil das das Leben nicht erfüllte, flohen die jungen Leute aus dem Leben. Sie meinten wohl über dem Leben zu stehen und waren nur außerhalb seiner. Ihre Kunst ward Schein, Spiel, bewußtes Spiel. Eine formale Kunst, rein L'art pour l'art, Atelierkunst. Die Form hat die Oberherrschaft, Form ist alles, das Wort, der Klang, die Linie. Das Bedürfnis nach Schönheit sättigt sich nicht am Lebendigen, nirgends am Alltäglichen. Das Aparte, das Fremde, Vergangene reizt. Eine Hyperkultur, eine absichtliche Vornehmheit, eine gesteigerte Sensiblität, das nährt diese Kunst. In ihrem Spielerischen kommt sie leicht zur Ironie, in ihrer Lebensabgekehrtheit zur Mystik; aber es wäre gerade hier zu untersuchen, ob darin nicht heimlich doch der Trieb steckt, den Konnex mit dem Leben zu schaffen. Daß dieser ihr fehlt, richtet sie, oder wenigstens zeigt sie als wenig entwickelungsfähig, wie ja überhaupt die Vorherrschaft der Form zur Erstarrung führt. Ihr Verdienst besteht darin, daß sie Wortwerte neu geschaffen und ausgeschöpft hat, Rhythmus und Stil eine besondere Pflege angedeihen ließ und der Kunst wieder ihre Kunstwirkung zurückgab, und darin wächst ihr Wert, wenn man sie in die Entwickelung einreiht und selbst als Entwickelungserscheinung betrachtet.

Digitized by Google

Man fragt immer nach der neuen Kunst, und es geschieht uns ganz recht, daß die Kunst in gewissen Kreisen schon ein Sport geworden ist. Leider. Man sollte wieder nach der Kunst fragen. Aber man sollte dabei ebenso sehr nach dem Leben fragen. Denn in einander haben beide ihr Recht, in einander steigern sie sich. Dabei aber fragen wir nach dem Menschen. Die Kunst wandelt sich immer von selbst; aber nicht ihr Wandel ists, den wir wollen müssen, sondern ihre Ganzheit. Aber nur ganze Menschen haben eine ganze Kunst. Da fällt die Frage nach der Neuheit weg. Darum konnten Dichter wie Storm und Mörike in der Zeit der Richtungskunst ihre volle Geltung erlangen, Falke als „neu" gelten. Sie sind Lebensdichter. Sie sind harmonische Naturen für sich, und sie haben darin das, was der Masse fehlt. Aber die heutige Menschheit muß zur Harmonie fortschreiten, zur Einheitlichkeit in ihrer Weltanschauung, die Ganzheit und Größe schafft und den Zweiklang Herz und Hirn in den Einklang bringt. Über dem rein Beobachtenden, über dem Nurspielerischen triumphiert die lebendige Gestaltung. Und sollten hier die Erkenntnisse der modernen Naturwissenschaft nicht Frucht bringen! Sollte aus ihr nicht dieses — religiöse Bedürfnis erfüllt werden können! Schafft sich in der Art, wie sie Mensch und Tier und Blatt und Baum in die Schöpfung stellt nicht ein künstlerisches Symbolum ganz von selbst! Gehen in ihr nicht Beziehungen auf, die alles Sehnen und Fragen zu uns selbst zurückführen, daß wir ins Leben lauschen dürfen mit lebendigen Sinnen, ohne eine kulturelle Dressur und Verweichlichung aus Vergangenem, und ganz eins sind in dem großen Goethewort: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Und darin Ruhe und Befriedigung, Halt und Weite finden! Kunst ist Entwickelung, und sie steigt mit dem Leben auf die Höhe, mit der Menschheit und dem Menschen. Schaffen wir an ihr, indem wir an uns schaffen!

Heppenheim a. d. B. Wilhelm Holzamer

Sozialreform und Politik

1

Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben sich auf sozialpolitischem Gebiete bei uns die Gegensätze verschoben. Noch bei Einführung der Invalidenversicherung um das Jahr 1890 standen den Anhängern der Maßregel diejenigen gegenüber, welche den staatlichen Eingriff mißbilligten. Manchestertum und Sozialismus waren die Schlagwörter, die man sich gegenseitig zurief. Heute ist die Bedeutung dieses Gegensatzes abgeflacht. An seine Stelle ist ein anderer getreten. Auf der einen Seite stehen die, welche die Hebung der unteren Volksklassen anstreben — sei es mit staatlichen, sei es mit privaten Mitteln —, und auf der andern Seite die, welche diese Hebung nicht wünschen oder wenigstens nichts dazu thun wollen.

Digitized by Google

Diese Verschiebung hat einen mächtigen Einfluß auf die Behandlung der einzelnen Probleme geübt. Seitdem man sich der gemeinsamen Gegnerschaft derer bewußt geworden ist, die das Ziel nicht wollen, ist man untereinander in der Auswahl der Mittel viel toleranter geworden. Auch grundsätzliche Anhänger staatlicher Fürsorge denken heute über Selbsthilfe und private Mittel nicht mehr so verächtlich; andernteils haben die grundsätzlichen Freunde der Selbsthilfe den Abscheu vor einer Erweiterung der Staatsaufgaben überwunden und stellen für die Zulässigkeit staatlicher Eingriffe weniger rigorose Vorbedingungen als früher.

Damit war der Boden gegeben für gemeinsame Bestrebungen aller Freunde sozialpolitischer Reformen ohne Unterschied der Partei. Material für gemeinsame Arbeit bot sich hier in desto reicherem Maße, da größere sozialpolitische Reformen eine internationale Verständigung notwendig oder wenigstens in hohem Grade wünschenswert machen. Jede Maßregel, die den Fabrikanten eines Landes neue Lasten oder neue Beschränkungen auferlegt, wird mit dem Einwande bekämpft, daß die Konkurrenzfähigkeit darunter leiden würde. Es kann dahingestellt bleiben, in wie weit dieser Einwand berechtigt ist. Er wird in jedem Lande gleichmäßig vorgebracht und wird sich in seiner Wirksamkeit nur dann beseitigen lassen, wenn die Gesetzgebung der verschiedenen Staaten einigermaßen gleichmäßig vorgeht. Eine gleichmäßige Beeinflussung der Regierungen und der gesetzgebenden Körper in den verschiedenen Staaten im Parteiwege ist aber heute nicht bloß deswegen unmöglich, weil in verschiedenen Staaten verschiedene Parteien herrschen, sondern weil es große und deutliche, die Parlamente ganz Europas durchziehende Parteigegensätze gegenwärtig überhaupt nicht mehr, oder doch nur noch in untergeordnetem Maße, giebt. Wenn die Gesetzgebung ganz Europas direkt beeinflußt werden soll, so muß eine Vereinigung, die international sein soll, gleichzeitig auch interparteilich sein. — Und nicht um Ziele, die in weiter Zukunft liegen, sondern um recht nahe erreichbare Punkte handelt es sich hier. Daß im Gebiete des Arbeiterschutzes die Beschränkung der Arbeitszeit den ersten Programmpunkt bildet, darüber besteht kein Zweifel. Die Einführung eines Normal-Arbeitstages knüpft sich überall an die Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Personen. Wenn daher überhaupt eine Verständigung über einen Normal-Arbeitstag angebahnt werden soll, so besteht schon heute Übereinstimmung darüber, daß in erster Linie die Industrie zu nehmen ist, die überall Weibliche und Jugendliche in größter Zahl beschäftigt, und die gleichzeitig genügend international ist, um eine solche Regelung zu erfordern. Das ist die Textilindustrie. Wird hier (wenn auch nicht durch völkerrechtlichen Vertrag, aber doch im Wege internationaler Verständigung) die gleichmäßige Einführung eines niedrig bemessenen Maximal-Arbeitstages für Frauen und Jugendliche in den Textilgewerben in Deutschland, Österreich Schweiz, Frankreich, Belgien, England und Nordamerika durchgesetzt, so spricht alle Erfahrung dafür, daß das, was die Gesetzgebung für Frauen und Jugendliche erzwingt, für erwachsene männliche Arbeiter nachträglich freiwillig gewährt werden wird. Dieser Weg, der sich des gesetzgeberischen Zwanges

Digitized by Google

und der privaten Initiative in gleicher Weise bedient, liegt als die ziemlich übereinstimmende Meinung aller Sachverständigen klar vorgezeichnet da.

Fast in allen politischen Parteien sind heute Anhänger derartiger Maßnahmen vertreten. Welche Gruppe wird in dieser, schließlich allen Parteien gemeinsamen, Angelegenheit die Führung übernehmen? Die Frage hat eine gewisse Wichtigkeit. Zur herrschenden Partei ist stets die Richtung geworden, die sich in den Dingen die Führung zu sichern wußte, die alle Parteien zu thun verpflichtet waren. Der gewaltige Einfluß, den der ältere Liberalismus in Deutschland ausgeübt hat, beruhte zu einem erheblichen Teile hierauf. Ein hervorragendes Beispiel bietet der deutsche Juristentag, der vor jetzt vierzig Jahren in einer Situation entstand, die inbezug auf die Überwindung alter und die Herausbildung neuer Gegensätze der unsrigen nicht unähnlich war. Der deutsche Juristentag stellte sich in der Zeit der politischen Zersplitterung die Aufgabe, für eine einheitliche deutsche Gesetzgebung sozusagen die Themata zu finden. In seiner Blütezeit, die etwa das Jahrzehnt von 1860 bis 1870 umfaßt, hat er eine Reihe der hier inbetracht kommenden Stoffe unter Zusammenwirken von Juristen aus allen Ländern deutscher Zunge bearbeitet. Der Einberufer des ersten Deutschen Juristentages, Franz von Holtzendorff, war ein Liberaler. Die Beiden, die neben ihm lange die Hauptrollen spielten, Gneist und Bluntschli, waren ebenso liberal, wie Glaser, der ihnen die österreichischen Juristen zuführte. Niemals ist im deutschen Juristentage ein Versuch gemacht worden, konservative Elemente zurückzudrängen. Es war dies auch garnicht nötig. Denn der liberale Geist umschwebte diese Versammlung so mächtig und eindrucksvoll, daß ein Versuch, diese Versammlungen in konservativ-reaktionäres Fahrwasser zu bringen, garnicht gemacht wurde. Die konservativen Mitglieder haben sich innerlich vielleicht manchmal etwas bedrückt, aber im Großen und Ganzen nicht schlecht behandelt gefühlt. Thatsächlich haben die konservativen Teilnehmer des deutschen Juristentages an einem wahrhaft liberalen Werke mitgewirkt. Als in den Jahren 1866 und 1870 endlich ein einheitlicher deutscher Gesetzgebungs-Apparat geschaffen wurde, da war der Liberalismus gerüstet. Es gab unter den Vorarbeiten kein anderes Kolorit als das liberale.

So ist es auch begreiflich, daß ein Ziel wie die Vereinigung aller Arbeiterschutz-Freunde ohne Unterschied der Partei von verschiedenen Seiten gleichzeitig in Angriff genommen wird; eben weil verschiedene Gruppen ein politisches Interesse daran haben, sich Initiative und Leitung zu sichern. Im August 1897 tagten in Zürich, und im Oktober desselben Jahres in Brüssel, internationale Kongresse, die beide im Wesentlichen demselben Zwecke gewidmet waren. Dort überwog die Sozialdemokratie und die Demokratie einschließlich der katholischen Demokraten. Hier überwogen Beamtentum und Aristokratie, wodurch nach belgischen Verhältnissen gleichzeitig eine Vertretung der offiziellen kirchlichen Richtungen gesichert war. Hier wie da übrigens ohne jeden Versuch, der Beteiligung Anderer Schwierigkeiten zu machen. In Zürich wurde ein Antrag Curti angenommen, welcher die Regierungen zur Errichtung eines internationalen Arbeiterschutzamtes

Digitized by Google

einlädt und den schweizerischen Bundesrat um dessen Verwirklichung ersucht, sobald drei Staaten damit einverstanden wären. In Brüssel nahm man die Angelegenheit unmittelbar in die Hand und setzte, zwar nicht auf dem Kongresse selbst, aber unmittelbar nach seinem Schluß, ein Komitee nieder, das für eine internationale Vereinigung zur Förderung der Arbeiterschutz-Gesetzgebung die Statuten ausarbeiten sollte. Zum Vorsitzenden dieses Komitees wurde der Herzog von Ursel gewählt, die vorbereitenden Arbeiten für Deutschland übernahm Freiherr von Berlepsch. Im Juli d. J., als in der Unzahl von Kongressen aus Anlaß der Pariser Weltausstellung auch ein internationaler Arbeiterschutz-Kongreß stattfand, machte die Vereinigung weitere Fortschritte. Speziell in Deutschland erfolgte nach einigen vorbereitenden Versammlungen in der „Sozialen Praxis" vom 13. Dezember ein „Aufruf zur Bildung einer Gesellschaft für soziale Reform", die am 6. Januar in Berlin sich konstituieren sollte. Dieser Aufruf will nicht mehr bloß ein Glied jener internationalen Vereinigung schaffen, sondern bezeichnet daneben als zweite Aufgabe auch die nationale Thätigkeit in Deutschland selbst. Die neue Gesellschaft stellt sich die Aufgabe:

„1. als Glied der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, im Zusammenwirken mit den Vertretern anderer Staaten, die Hindernisse zu beseitigen, die der Förderung des Arbeiterschutzes mit Rücksicht auf die Konkurrenzfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkt entgegengestellt werden;

2. als nationale Vereinigung der verschiedenen Bestrebungen, welche in Deutschland für die soziale Reform auf dem Gebiet der Arbeiterfrage thätig sind, diese zu stärken, durch Aufklärung in Wort und Schrift Verständnis für die soziale Reform zu wecken und zu thätiger Mitarbeit anzuregen."

Damit erhebt sich die Frage, was diese Kräftesammlung für unsere innere Politik bedeutet.

2

Eine Vereinigung mit einer Entstehungsgeschichte wie die der „Gesellschaft für soziale Reform" muß für unsere innere Politik die Bedeutung haben, daß der Seite des Staatslebens, der sie sich widmet, eine stärkere Betonung gesichert wird. Daß überhaupt zwei frühere Minister (außer Berlepsch befand sich von den Begründern auch Rottenburg früher in einer ministerähnlichen Stellung) sich zu einem Programm bekennen, statt wie die Mehrzahl ihrer gestürzten Kollegen unter ein programmloses Oberpräsidium unterzutauchen, hat für unser öffentliches Leben eine gewisse Wichtigkeit. An sich wäre zwar zu verlangen, daß ein Staatsmann, dem seine Ziele heilig sind, sie nach Entlassung aus dem Staatsdienst im Parlamente zu vertreten sucht. Allein für diese Unterlassung sind die genannten beiden Personen entschuldigt, weil die Partei, der sie nach ihrer politischen Vergangenheit zuzuzählen wären, die freikonservative, ihnen kein Mandat einräumen würde. Und wenn auch eine gewisse Abneigung, die eigene Person

Digitized by Google

zu exponieren, sich geltend machte (Freiherr von Berlepsch hat zur Zuchthausvorlage konsequent geschwiegen, obgleich die Reichsregierung sich wiederholt auf ihn berief), so soll darum doch die bloße Thatsache des Auftretens nicht unterschätzt werden. Vielleicht befinden wir uns in einem Übergangsstadium. Während es bisher ausnahmslose Regel war, daß der abgegangene Minister sich politisch still verhielt, mag diese platonische Thätigkeit von Berlepsch und Rottenburg, zusammen mit den nachministeriellen Äußerungen Bismarcks, das Vorstadium zu einer späteren Entwickelung sein, in welcher gewesene Minister ebenso wie in andern Ländern auch bei uns die parlamentarische Schaubühne betreten. Jedenfalls kann daran kein Zweifel sein, daß das bloße Bekenntnis zur Sozialpolitik von seiten jener beiden Männer zu den markantesten Ereignissen im öffentlichen Leben unserer Zeit gehört. Für die Sozialpolitik hat dieses Bekenntnis die Bedeutung, daß das Einschwenken unseres Beamtentums in eine arbeiterschutzfreundliche Stellung, wie es im Jahre 1890 stattfand und sehr bald durch Gegensignale zum Halt gebracht wurde, nicht einer vorübergehenden Anwandlung ihren Ursprung verdankte, sondern daß diese Richtung als eine der im Beamtentum vorhandenen Richtungen festgelegt ist. Und da die ganze Entwickelung unserer Bureaukratie dahin geht, den in ihr vorhandenen Strömungen Geltung zu verschaffen, so kann man sagen, daß hiermit die Sozialpolitik zu einem dauernden Element unserer Bureaukratie erklärt ist.

Auf der andern Seite aber ist auch entschieden, daß die soziale Reform, die hier gepredigt wird, die Färbung derer tragen wird, von denen die Anregung ausgegangen ist. Nichts kann für den Begründungsakt der Gesellschaft bezeichnender sein, als daß bei ihm die Sozialdemokratie fehlt und mit ihr sämtliche Arbeitergewerkschaften. Die Gewerkvereine sind durch ihre maßgebenden Persönlichkeiten, darunter Max Hirsch, vertreten. Auch sonst haben liberale Abgeordnete sich beteiligt, und auch die süddeutsche Volkspartei ist durch Sonnemann-Frankfurt a. M. vertreten. Die Bestimmung eines gemeinsamen Niveaus von diesen Politikern bis hin zu Paasche und zu Stöcker, kann sich nur in der Weise vollziehen, daß man sich auf das beschränkt, was diesen allen gemeinsam ist. Daß dabei wenig übrig bleibt, ist gewissermaßen eine mathematische Notwendigkeit.

In einem Lande, in dem kein Arbeitersohn Minister oder auch nur Landrat wird; in dem Hunderttausende von Kindern in überfüllten Klassen sitzend um den Unterricht betrogen werden, der ihnen ermöglichen soll, sich im späteren Leben emporzuarbeiten; wo eigene Hüteschulen errichtet werden, damit die Kinder in erster Linie Zeit zum Viehhüten haben und nur in der freigelassenen Zeit die Schule besuchen; wo die mächtigste gegenwärtig bestehende politische Bewegung eine Bewegung zur Verteuerung des täglichen Brotes ist; wo noch fast überall das kommunale Wahlrecht so gestaltet ist, daß der größte Teil der Bevölkerung von der kommunalen Verwaltung ferngehalten wird; wo in dem größten Bundesstaate auch nicht ein einziger Arbeiter ins Parlament gelassen wird —, in einem solchen Lande wird eine Gesellschaft für soziale Reform begründet, und erklärt von

Digitized by Google

vornherein mit beredtem Schweigen, daß für sie die nächsten Aufgaben einer sozialen Reform lediglich folgende fünf Punkte sind:

„der Ausbau des Arbeiterschutzes und der Gewerbeaufsicht;
die Förderung des Arbeitsnachweises;
die Fortbildung der Einrichtungen zur Verhütung und Beilegung von Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältnis;
der Ausbau der Arbeiterversicherung im weitesten Sinne;
die Förderung der Bestrebung der Arbeiter, in Berufsvereinen und Genossenschaften ihre Lage zu bessern."

Mit Ausnahme des Freiherrn von Stumm und des engsten — allerdings auch nur des allerengsten — Kreises seiner Anhänger, kann jeder Deutsche dieses Programm unterschreiben. Wenn Graf Posadowsky Humor besäße, so könnte auch er sich zum Eintritt melden.

Hiermit soll nicht etwa gesagt sein, daß die linksstehenden Elemente in dieser Gesellschaft zu einer unangenehmen Position verurteilt seien. Im Gegenteil, alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie gehätschelt werden. Wie es bei der englischen Kabinettsbildung feststehende Tradition ist, das extremste Mitglied, daß irgendwie dafür zu haben ist, in das Kabinet mit hineinzunehmen, so wird ohne Zweifel die Organisation der Gesellschaft so gestaltet werden, daß die Linksstehenden sich in keiner Weise zu beklagen haben. Man kann ihnen jeden Einfluß zugestehen, da eine Wirksamkeit dieses Einflusses durch die Grogrammatische Beschränkung — nur das zu nehmen, was den Parteien gemeinsam ist — von vornherein ausgeschlossen ist. An diesem Sachverhalt würde sich auch nichts ändern, wenn Sozialdemokraten in die Gesellschaft einträten. Thatsächlich haben sich auch die französischen Gewerkschaften an jenem Arbeiterschutzkongreß in Paris beteiligt, und mit den Bestrebungen der Kreise, aus denen der Züricher Kongreß hervorgegangen ist, hat die internationale Vereinigung Fühlung gesucht, indem sie klugerweise zum Sitz ihres internationalen privaten Arbeiterschutz-Amtes die Schweiz gewählt hat.

3

Ob Sozialreform und Politik sich überhaupt von einander trennen lassen? Ich möchte diese Frage nicht unbedingt bejahen, aber auch nicht unbedingt verneinen.

Politisch Lied wird heutzutage mehr denn je als garstig Lied empfunden. Sobald jemand versichert, er werde eine Sache von der Politik trennen, so hat er schon die Gemüter für sich. Wer daher heute die Gemüter für sich haben will, verfällt leicht auf den Kunstgriff, zu erklären, daß er seine Sache von der Politik gänzlich getrennt halten werde. Es leuchtet aber ein, daß auch das Getrennthalten von der Politik ein politischer Schachzug und zwar unter Umständen ein sehr wirkungsreicher Schachzug sein kann.

Die Programme der politischen Parteien sind nicht allumfassend. Es kann Fragen des öffentlichen Lebens geben, zu denen die Parteien nicht Stellung zu nehmen brauchen. Dies hat aber zur Voraussetzung, daß

Digitized by Google

diese Fragen als untergeordnete empfunden werden. Sind sie es nicht, so müssen die Parteien zu ihnen Stellung nehmen und werden es auch. Es hängt dies nicht von ihrem Willen ab: eine Partei, die zu den großen Fragen ihrer Zeit nicht Stellung nimmt, verschwindet und macht solchen Platz, die Stellung nehmen. Davon also hängt alles ab, ob man die Bedeutsamkeit der Frage, die von der Parteipolitik getrennt werden soll, hoch oder niedrig einschätzt. Als im Jahre 1877 das Problem des neuen Zolltarifs den Reichstag in Schutzzöllner und Freihändler schied und zwischen ihnen in der Mitte die Nationalliberalen in Beklemmung brachte, hat Bennigsen in einem privaten Gespräche geäußert: die nächsten Aussichten des Liberalismus seien keineswegs ungünstig; man müsse nur warten, bis der Zolltarif durchberaten sei; sobald diese Schutzzoll-Frage aus der Welt geschafft sei, werde es wieder glatt vorwärts gehen. Heute, nach einem Vierteljahrhundert kann man es kaum noch fassen, wie ein Mann von so hervorragenden geistigen Fähigkeiten wie Bennigsen jene Frage so unterschätzen konnte. Wer in der Sozialpolitik, d. h. in der Hebung der unteren Volksklassen, in ihrer Mündigkeitserklärung, in ihrer Heranziehung zur Verwaltung in Staat und Gemeinde das A und das O der Politik sieht, kann sich zwar an sozialpolitischen Bestrebungen auf interparteilichem Boden beteiligen, ohne sich einer Heuchelei schuldig zu machen. Aber eine irgendwie erhebliche Bedeutung kann er dem Teil der Sozialpolitik, der hier zur Erörterung gelangt, nicht beilegen. Der Satz, daß die Sozialreform von der Parteipolitik zu trennen sei, in dem Sinne, daß die Parteiprogramme das trennende enthalten, die Sozialreform aber gewissermaßen das allen Parteien Gemeinsame sei, ist falsch und irreführend.

Hingegen ist der Satz, daß Sozialpolitik von Parteipolitik unabhängig sein müsse, richtig, wenn man das Wort Sozialpolitik im Sinne von sozialpolitischer Wissenschaft faßt. Zwar ist es auch für den Mann der Wissenschaft nicht möglich, aus sich gewissermaßen zwei Personen zu machen und seine Überzeugung anders zu gestalten, je nachdem er die Begründung zu einem Wahlprogramm oder zu einem wissenschaftlichen Werke verfaßt. Seine Überzeugungen können nur einheitlich sein. Während er aber als Parteimann an gewisse Rücksichten gebunden sein kann, ist in der wissenschaftlichen Behandlung die völlige Losgelöstheit von all und jeder derartigen Rücksichtnahme seine oberste Pflicht. Darum hat es einen guten Sinn, wenn Männer der verschiedensten politischen Richtungen sich für die Erörterung sozialpolitischer Probleme, für die Sammlung des Materials, für die Herstellung umfangreicher und gleichartiger Statistiken, in dem Vertrauen zusammenthun, daß jeder von ihnen in diesen wissenschaftlichen Arbeiten in gleichem Maße bestrebt sein wird, den Parteien das zu liefern, was ihnen gemeinsam sein soll: die wahrheitsgemäßen, thatsächlichen Unterlagen, und das zu bethätigen, was die Forscher aller Richtungen einigen muß: die Liebe zur Wahrheit.

Charlottenburg-Berlin Dr. Jastrow

Digitized by Google

In einer Nacht

Nachts kamst du von deinem Bette
Meintest ich schlief;
Ich hielt die Wimpern nieder
Und athmete tief.

Du hast mir unter dem Kopfe
Die Kissen zurechtgerückt.
Saßst lang im Flimmerscheine
Und hast mich angeblickt.

Saßst bei mir auf dem Stuhle,
Bis dein Köpfchen ins Nicken kam,
Bis ich auf einmal leise
Deine Hände in meine nahm.

So blieben wir still im Dämmer,
Und du hast auch geweint.
So treu hat uns kein Küssen,
Kein Liebesrausch vereint.

Der jungen Mutter Herbstlied

Unser Korn ist eingescheunt,
Und mein Mann muß pflügen.
Unser Kindchen wacht und weint
Will es wiegen, wiegen.
Wiegen hin,
Wiegen her
Ach, daß ich doch storben wär!

Ach, was hab' ich nicht gedacht,
Als mein Mann mich freite!
Freute mich auf Tag und Nacht;
Und was freut mich heute!
Wiegen hin,
Wiegen her.
Ach, daß ich doch storben wär!

Scheune wird im Winter leer,
Neues Korn soll keimen.
Kindchen, wein doch nicht so sehr
Darfst noch träumen, träumen.
Träumen hin,
Träumen her.
Ach, daß ich doch storben wär!

Bonn — C. Ferdinands

Das Theater des Maeterlinck

Die Aufführung von „Der Tod des Tintagiles" auf der Sezessionsbühne in Berlin hat folgende Bemerkungen angeregt, die ich in losem Zusammenhang, wie sie sich einstellen, aufzeichne.

Daß Maeterlinck unaufführbar sei, schien auch seinen unbedingten Freunden festzustehen, ja, vielleicht diesen am meisten. Daß man ihn dennoch immer wieder mit der Bühne zu versöhnen versucht, kommt daher, weil man die dramatische Form seiner Werke nicht übersehen kann. Und es ist in der That kein Zufall, daß wir außer den beiden Büchern von den weisen und thörichten Seelen und einigen Übertragungen nur Dramen von ihm besitzen. Allerdings Dramen für Marionetten.

Die Puppe hat nur ein einziges Gesicht, und sein Ausdruck steht für immer fest. Es giebt entsetzte Puppen und fromme und einfältige. Jede

Digitized by Google

hat nur ein Gefühl im Gesicht, aber dieses ganz, in seiner höchsten Steigerung. Und außerdem verfügt jede über einen abbiegbaren Leib. Ihrer Bewegungen sind nicht viele; sie spielen sich auch nicht in den Handgelenken oder den Schultern ab, sondern konzentrieren sich an wenigen schlanken Stellen der Figuren. Dort werden sie vollzogen, eifrig, mit Wichtigkeit, weithin sichtbar. Die Marionetten können traurig sein wie die Frauen alter flandrischer Meister in einer Beweinung: gebogen von Gram, und ihre Frohheit steigt in ihnen wie in den Seligen auf dem jüngsten Gericht des Angelico. Und ich glaube, daß beide Gefühle nicht größer ausgedrückt werden können. Nicht einfacher, verständlicher.

Und sollte das nicht Aufgabe der Bühne sein: einfache, große, weithin erkennbare Geberden zu geben? Ist es also nicht grade im Sinne des Theaters gedacht, wenn Maeterlinck Handlungen erfindet, welche sich in solcher Art ausdrücken lassen? Und welches sind diese Handlungen? Man kennt sie; ich muß keine Inhaltsangaben versuchen. Es ist ihm nicht darum zu thun, für diese Inhalte zu interessieren, die ausgedacht und Vorwände sind wie jeder Stoff. Er weiß, daß eine Handlung auf eine Menge umso zusammenfassender wirkt, je einfacher sie ist. Aber er weiß auch, daß auch die einfachste Handlung aus der Fülle der Zuschauer, die sich doch an jedem speziellen Fall individuell färben, nicht in dem Maße einen macht, wie die ideale Bühne es will. Er strebt also danach, den Aufmerksamen und Schauenden noch eine zweite, tiefere Gemeinsamkeit zu geben hinter der Handlung. So ein unwillkürliches Zusammentreffen vieler Menschen ist aber nur möglich in einem großen, primären Gefühl. So komponiert Maeterlinck seine Dramen in solche Gefühle. „Der Tod des Tintagiles" z. B. ist in eine Angst hineingedichtet. Sie ist da, wenn der Vorhang sich aufschiebt, und bleibt über das Stück hinaus: sie ist die Szene, sie ist die Welt. In ihr geschieht alles.

Und die Zuschauer, welche am modernen Drama gelernt haben, Zwischengefühle und Gefühlsschatten zu sehen, sind befremdet. In den Stücken, zu denen man sie langsam erzogen hat, war das anders, so: da jagen einzelne, scheinbar unzusammenhängende Gefühle, die man nur im Profil sieht, über unsichere Menschen wie über schwankende, brüchige Brücken. Und bleiben nicht stehn und wachsen nicht, und nur die Bewegung wirkt, die Hast, das Leben.

Und doch können sich diese Leute, welche gewohnt sind, alle Wirkungen eines psychologischen Romans mit scharfen Gläsern aus dem Stück herauszuschneiden, der Wirkung nicht erwehren, die irgendwie mächtig wird. Es ergriff sie, daß in einer Angst Raum sei für so vieles. Und vor dem dauernden Hintergrund dieses grauen Gefühls hob sich alles, was sonst geschah, jede Zärtlichkeit und Größe und das sehr zerbrechliche Glück seltsam schlank, unbeschützt, mit rührender, primitiver Bedeutsamkeit ab. Und auch die Worte und die Geberden wirkten in diesem Sinne, stark und neu. Das einfache Heben der Hände bedeutete wieder etwas, wie in der Kindheit und bedeutete viel. Liebkosungen glänzten, und Flüche wuchsen wie Lawinen in der Luft.

Digitized by Google

Alles geschah groß. Und alles Große wurde weithin sichtbar. Ach, sie sahen es nicht, die, denen man vorher gesagt hatte, Maeterlinck sei kein Dramatiker. Und in der That, für unsere Bühnen ist er es nicht. Aber das Theater, das einmal sein wird, wird ihn zum Stammvater haben und wird ihn feiern und verkünden. Und, was am erstaunlichsten scheint, es wird von diesem Einsamen nicht zu wenigen Auserwählten reden, sondern zu Allen. Denn es wird weithin wirksam und monumental sein.

Die Sezessionsbühne hat sich durch diese wiederholten Versuche sehr verdient gemacht. Sie ist heute unser zukünftiges Theater, wenigstens ihren Bestrebungen nach, was freilich ihre Gegenwart manchmal gefährdet. Aber vielleicht bestätigt sie das heute Gesagte doch noch einmal durch eine Aufführung der „Schwester Beatrix" und ergänzt es damit.

Schmargendorf Rainer Maria Rilke

Vom verflossenen Jahr

Das Jahr 1900 ist das letzte einer großen Aufwärtsbewegung gewesen, wie sie so lange anhaltend in Deutschland vorher noch nicht erlebt worden war. Als ein Semester nach dem andern verstrich, ohne daß unsere Vorsichtigen mit ihrem Hinweise auf die kürzeren Haussseperioden von früher Recht bekommen konnten, meinten wieder andere Erfahrene, daß England und Frankreich auch schon zehnjährige Hochkonjunkturen durchlaufen hätten, während wir uns noch immer in unserem ehemaligen engen Kleid wähnten. Es war aber noch keine fünf Monate später und der Boden unter den Füßen unserer Börse und unserer Industrie begann zu wanken.

Das Gewaltige jener so glänzenden Epoche lag in dem noch keineswegs hinreichend gewürdigten Umstand, daß es der heimische Bedarf blieb, für den unsere Hütten, Fabriken, Zechen u. s. w. bis zur äußersten Anspannung zu thun hatten. Die Ausfuhr, auf die unsere Handelsbilanz im größten Maße doch schließlich angewiesen ist, macht in dieser ganzen Zeit keine besonders hervorragende Figur. Damit haben sich natürlich unsere leitenden Großindustriellen bei weitem nicht einlullen lassen, sondern es war ihr stetes Verdienst von den außerordentlichen Zeiten wieder auf die ordentlichen zu verweisen, für die man seine Kräfte und Verbindungen in Bereitschaft halten müsse. Jener Inlandsbedarf umfaßt Betriebsvergrößerungen, Neuanlagen, sowie umfangreiche Ergänzungen aller Art; mit einem Wort eine vollständige Mobilmachung unserer Industrie zur späteren Deckung eines wachsenden Konsums, wie sich ein solcher für Deutschland selbst aus der gesteigerten Zunahme der Bevölkerung ergeben würde, für das Ausland aus dessen hohem Respekt vor unsern technischen Vollkommenheiten, sowie aus dessen Vorliebe für unsere größere Geschicklichkeit im Handel. Hat man doch mit unverändertem Eifer an der Kenntnis fremder Verhältnisse weiter gearbeitet, selbst als der heimische Absatz unsere internationalen Interessen zurückdrängte. Nach wie vor empfingen unsere größeren Fabriken Briefe in den verschiedensten Sprachen, die sie möglichst in der betreffenden Sprache beantworteten: ganz einerlei ob vielleicht der Alldeutsche Verband dies mißbilligen würde. Man sah z. B. gewiegte Techniker und zwar vorgerückten Alters russischen Unterricht nehmen, nur weil sie in Geschäften dorthin zu reisen hatten und nicht etwa weil sie wie ehemals Bismarck am Petersburger Hofe erscheinen sollten. Jener so schöne, nie unterdrückte Lerntrieb der Deutschen bewährte sich also auch in der letzten Haussseperiode, ohne daß hierdurch die materielle Seite zu kurz kam. Diese letztere stand schon in Hochschätzung, als große chemische Unternehmer ihre Assessoren nur wegen der Patentprozesse noch nebenher ein Paar

Digitized by Google

Jahr Chemie studieren ließen. Überhaupt sind jene Zeiten wo unsere Nichtkaufleute von Mondesglanz und Nachtigallensang zehrten, etwas mythisch geworden. Ganz einerlei, ob ein eminenter Stadtbaumeister von Köln Direktor eines Elektrizitätsunternehmens wird, ob Seehandlungsräte bei der Breslauer Diskontogesellschaft eintreten, Minister a. D. tantiemenreiche Aufsichtsräte werden, gefeierte Professoren mit ihren technischen Gutachten fürstliche Einkommen im „Nebenamt" verdienen, so scheint sich doch dieser Zug nach dem Gelde mit unsern höheren Flügen einstweilen noch ganz gut zu vertragen. Allein welches Volk erlebt es so oft wie wir, daß rastlose Geschäftsleute eines Tages genug verdient haben wollen, ihre Dutzend Verwaltungsratsstellen niederlegen und zu ihren Studien von vor Jahren wieder zurückkehren. Die ganze so exakte Entwickelung unserer Industrie ist ohne diese intime Verbindung von Theorie und Praxis nicht zu denken gewesen, und es wäre seitens der Engländer und Amerikaner ein böser und deshalb uns selbst willkommener Irrtum, wenn dieselben meinen, durch ein bloßes Aufnehmen unserer Organisationen schon unsere Leistungen erreichen zu können. Wie der Vorteil der Yankees in dem vorzüglichen Durchschnitt ihrer Arbeiter liegt, so ist Deutschland den andern Industrieländern mit der erfolgreichen Heranbildung ganzer Klassen von Technikern voraus, gegen welche Einzelkräfte in ihrem produktiven Werte doch zurücktreten müssen.

Es war also unsere eigene Industrie, die uns so viele Jahre hindurch zu thun gab, und die bei den Mindereingängen deshalb von ausländischen Zahlungen auch unsere Geldkraft auf harte Proben setzte. Bestanden haben wir letztere auch nur mit Hilfe des Auslandes, durch die neue Kunst unserer Bankenleiter, die es nur zu richtig erkannt hatten, wie ohne den Kredit unserer großen Bankenkapitalien, uns kein noch so großer Respekt vor der Höhe unserer Fabrikation immer erneute Baarmittel schaffen könnte, seien es nun Guthaben, Diskontierungen, Aufnahme von Obligationen etc. etc. Zwar war unsere Gesamt-Geschäftslage nicht etwa ungesund infolge von schlechten Aufträgen, sondern nur überspannt infolge von guten Aufträgen, für die wir nicht mehr kapitalsfrisch genug waren; indessen auch dieses Verhältnis bot der Schwierigkeiten genug. Wenn dabei unser ganzes Kreditsystem seine feste Linie aufgegeben hat, so kann man besonders von den Trassierungen der Fabriken und Banken noch nicht allzu ungünstig sprechen. Wir haben eben dasselbe gehabt, was Moltke von Preußen, im Gegensatz zu den Alten einschränkend hervorhob — Glück!

So viele Mühe nun auch so manche einflußreiche Finanzmänner sich mit dem Herunterdrücken der Börse unter deren früherer Bedeutung gegeben hatten; — noch ganz abgesehen von jenem so famosen Reformgesetz — so tot war doch eine Menge von Intelligenzen und Kapitalien noch nicht, um die größte Industriekonjunktur ungenützt vorübergehen zu lassen. Es schossen jene Kurse in Blüte und Vollblüte, bei denen Dumme und Mißtrauische immer nach den Marinellis solcher angeblichen Machinationen suchen, weil sie nicht unpersönlich genug sind die Macht einer Strömung zu verstehen. Das Publikum kaufte, auch ohne künstliche Nachheizung unsere Kohlen- und Eisenaktien so hoch, daß zu selbst den hohen Dividenden kein Verhältnis mehr herzustellen war. Wer z. B. noch in den ersten Monaten des verflossenen Jahres am Rhein reiste, konnte sich unschwer von spekulationswütigen Ständen überzeugen, die sonst ihre Ersparnisse, oder auch Trinkgelder nicht in unsere Montangewerbe zu stecken pflegten. Aber giebt es im Ernste keine überseeischen Städte, wo Hausknechte in Baumwolle zu spekulieren pflegen? Die Einwohner Rheinland-Westfalens hörten und sahen Tag und Nacht das Anschwellen ihrer Großgewerbe und ahmten sodann ihren „besseren" Klassen nach, indem sie sich mit der unendlichen Melodie ihres Optimismus an die Börse wandten. Jener immense Rheinische Spekulant, der schließlich durch den Zusammenbruch seiner Haussepositionen die Kurse wieder ins Rollen brachte, ragte dabei nur wie ein Berg aus einem Gebirge hervor.

Die Geschichte dieses Mannes mit seinem Glück und seinem Ende ist sehr lehrreich, aber auch bekannt. Nur daß man vielleicht den Großbanken zu Unrecht vorwirft, so umfangreiche schon durch ihre Größe von vornherein übergewichtige Engagements anhaltend reportiert zu haben. Unsere Institute müssen Geschäfte

Digitized by Google

machen, sonst können sie auch unserm Handel und unserer Industrie keine Kredite geben. Sei es nun Guyer Zeller, an dessen Beleihung von 30 000 Nordostbahn-Aktien sie schöne Zinsen verdienten, ohne dabei auf die verhängnisvolle Erbitterung des Schweizer Bundesrates zu achten; sei es durch ein Einziehen auf große Transaktionen deutscher Faiseure. Gewiß braucht man diesen Standpunkt des Verdienens um jedes Preis nicht zu teilen, aber die Direktoren sind wenigstens zu begreifen. Gefährlich bleibt es nur für den deutschen Markt, daß der Schwerpunkt unserer Spekulation nachgerade in unserer Reichshauptstadt liegt. — In der Metropole der überaus kostspieligen, ja prahlerischen Lebenshaltung, wo Haussiers ersten Ranges unwillkürlich in noch andere Strudel hineingezogen werden und darüber zunächst ihren ruhigen Situationsblick und sodann ihr Vermögen verlieren! Vieles von dem was uns die Zeitungen in trockenen Ziffern ab und zu melden, läßt sich auf diese mehr menschlichen als geschäftlichen Ursachen zurückführen.

Ob solche Unterströmungen auch bei den jüngst zutage getretenen Ungeheuerlichkeiten einzelner Hypothekenbanken in Betracht zu ziehen sind, ist einstweilen noch nicht zu sagen. Wohl ist aber jetzt eine ganze Klasse von Männern festgenagelt, welche sich im Gegensatz zu Bank and Börse befanden, ohne daß hierdurch etwas Besseres erzielt wurde, als ein unverdientes Vertrauen von Tausenden und Abertausenden. Man lese nur die Titel der betreffenden Aufsichtsräte und man weiß genug!

Um aber noch einmal auf den Anbruch unserer Baissebewegung zurückzukommen! Merkwürdigerweise war es Amerika, von dem die ersten Signalschüsse für die deutschen Börsen ausgingen; dieselbe Union, deren Konkurrenz unsere Montanmänner, nicht also etwa unsere Laien, von Jahr zu Jahr mehr fürchten. Freilich ohne die schwindelnde Höhe unserer Kurse hätten schlimme Eisenpreise aus Newyork, weder Hütten- noch Elektrizitätsaktien in Berlin werfen können, aber es war eben alles überspannt. Und noch merkwürdiger! Jetzt wo drüben Alles wieder im glänzendsten Aufstieg ist, lassen sich nur solche deutsche Börsengebiete etwas besser an, die mit Amerika irgendwie zusammenhängen.

Wie gewöhnlich, so hat auch diesmal der Aktienverkehr bei dem ganzen Zusammenbruche den Vortritt gehabt, die Industrie konnte sich noch fast ein halbes Jahr Zeit nehmen, bis auch sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit fühlen lernte. Überrascht hat dies jedoch unsere Großindustriellen keineswegs, wie aus zahlreichen Darlegungen noch in den hochgehendsten Zeiten ersichtlich bleibt. Vorausgesehen wurde Vieles, vorzubeugen war aber nur Wenigem. Inmitten der unableugbaren Abschwächung fast unserer gesamten Industrie gilt es nun den Kopf hochzuhalten; sich der Thatsache unserer technischen, geschäftlichen und finanziellen Höhe zu erinnern, die ein Land nicht wieder aufgiebt, weil die Fabrikationspreise sinken, die Kurse zurückgehen und schon aus diesem Grunde auch die Dividenden niedriger bemessen werden. Wir sind auf dem Wege, den nationalen Reichtum des Westens zu erreichen, ein gutes Stück weiter gekommen und was noch wichtiger ist, unser Arbeitsmarkt braucht auch für 1901 nicht allzu unruhig zu sein. Denn bei allen etwaigen Reduktionen sind doch auch die voraufgegangenen Lohnerhöhungen zu rechnen, die im ganzen kaum wieder aufzuheben sind. Es wird sich übrigens zeigen, daß ebenso wie unsere Banken, auch unsere Industrieunternehmen die guten Zeiten klug genug benutzt haben, um sich mit Kapital und Reserven ausgiebig zu versehen. Für die Defensive noch wichtiger, als für die Offensive!

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Mönckeberg, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 14 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger“ des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSÄTZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

„Die Umschau“ zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19|21.

Hamerlings Werke.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden.
Herausgegeben von Dr. M. M. Rabenlechner.
Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger.
55 Lieferungen à 50 Pfg.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Aspasia.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Gustav Falkes Gedichte.

Mynheer der Tod . . . . . Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht . . . . . Geb. 4 Mark
Neue Fahrt . . . . . Geb. 4 Mark
Mit dem Leben . . . . . Geb. 3 Mark

Gustav Falke bekundet — und das bleibt die Kunst aller Künste — eine ebenso hohe ethische wie ästhetische Reife, und der Mensch steht in keinem Stück dem Künstler nach.

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.

Otto Speckters Katzenbuch.
Mit Gedichten von Gustav Falke
50 Pfg.

Erfrischend wirken, durch reinen künstlerischen Hauch, diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

Der Geist der neueren Philosophie

von Robert Schellwien.

2 Teile. — Preis 4 Mark 50 Pfg.

Dies Buch gehört zu den jetzt selten werdenden Arbeiten, die nicht Geschichtsdarstellung sind, sondern in denen ein eigener, rein spekulativer Standpunkt sich mit den großen Vorgängen der Spekulation selbständig auseinandersetzt. Sein ganzes Interesse also liegt nicht in der historischen Belehrung, sondern in der eigenen Grundlehre, die es historisch vermitteln und als die notwendige überliefern will.

Die geschichtliche Darstellung ist in sich selbst ein Prüfstein für einen philosophischen Standpunkt. Wenn dieser es vermag, die philosophischen Gedankenbildungen in der Geschichte aus ihren letzten Motiven zu erklären und zugleich den Punkt ihrer immanenten Begrenzung nachzuweisen, so ist das eine Gewähr für seine eigene Bedeutung. Ganz in diesem echten Sinne der Forschung und das Ganze der Standpunkte angehend, greift unser Verfasser seine Aufgabe. — Es ist wie ein ferner Nachhall aus der platonischen Schule, der in diesem echt idealistischen Dokument philosophischen Denkens nicht von ungefähr gefunden wird. In dem Ganzen herrscht eine Energie und Einheit des philosophischen Glaubens, eine gläubige Freude an der Unendlichkeit des Geistes, die, je fremder sie uns in den letzten Jahrzehnten philosophischer Arbeit geworden, umso seltsamer anmutet und umso mehr Dank verdient. — (Professor Kühnemann-Marburg, in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.)

Schriften Robert Schellwiens:

Das Gesetz der Causalität in der Natur.
1876. IV. 271 S. 8°. Neue billige Ausgabe 1898. Preis 3 Mark.

Der Wille, die Lebensgrundmacht.
1879. VIII. 339 S. 8°. Neue billige Ausgabe 1898. Preis 3 Mark.

Die Arbeit und ihr Recht.
Rechtlich volkswirtschaftliche Studien zur sozialen Frage. 1882. IV. 274 S. 8° Neue billige Ausgabe 1898. Preis 3 Mark.

Der Geist der neueren Philosophie.
2 Teile 1895. Preis 4 Mark 50 Pfg.

Der Darwinismus und seine Stellung in der Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntnis.
1896. Preis 1 Mark 50 Pfg.

Nietzsche und seine Weltanschauung.
1897. Preis 1 Mark.

Philosophie und Leben.
1898. Preis 2 Mark 40 Pfg.

Wille und Erkenntnis.
Philosophische Essays. 1899. Preis 2 Mark 40 Pfg.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✺ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten
ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**
Hamburg - Ostafrika
und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**
Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt
circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg-Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 12. Januar 1901 Heft 15

P Germ 270 d.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

		Seite
Der Reichskanzler und die Kathedersozialisten.	Ein Süddeutscher	473
Persönliches über Johannes Brahms II.	Max Kalbeck	480
Merkwürdige Geschichten.	Paul Scheerbart	489
Deutschland und Westindien.	Ein Patriot	492
Neue Bahnen.	Alfred Lichtwark	495
Glossen zum Großkapitalistenkrieg.	Siegfried Heckscher	499
Produzenten und Händler.	S. v. H.	501

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76** II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Brensig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmansthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — André Jolles-Amsterdam — Max Kahlbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Borries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Dr. Heinr. Sieveking-Freiburg — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

IN NEUEN FORMEN

entwirft und liefert

Architekt J. Oltmanns

Alterwall 12

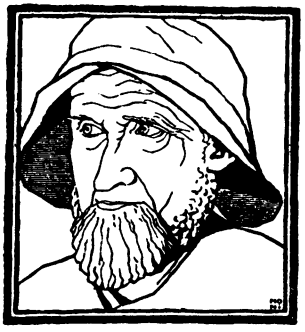
Stadt- und Landhäuser

mit vollständiger künstlerischer Ausstattung

Einzelne Möbel · Wohnräume

Kunstgewerbliche Gegenstände.

Digitized by Google



DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 12. Januar 1901. Heft 15

Der Reichskanzler und die Kathedersozialisten

Man streitet gegenwärtig in Deutschland, ob es klug sei, bei Fortsetzung der Handelsverträge, die Ende 1903 ablaufen, höhere Getreidezölle einzuführen, eine Herabsetzung der Agrarzölle durch Festlegung eines Minimaltarifs auszuschließen, endlich die Meistbegünstigungsabreden zu kündigen.

Es ist sehr wichtig und gewiß für zahlreiche Geschäftsinhaber und Arbeiter eine Existenzfrage, ob in diesen Punkten die Agrarier für einige Jahre ihren Willen durchsetzen oder nicht. Es ist sehr ungerechtfertigt, mit Lauheit oder gelangweilt diese Fragen als harmlose Details der Vertragstechnik zu betrachten.

Aber es ist noch viel dringender nötig, sich klar zu machen, daß es sich gar nicht darum handelt, ob wir die Handelsvertragspolitik mit oder ohne höheren Getreidezoll, mit Minimaltarif oder Einheitstarif, endlich mit oder ohne Meistbegünstigung fortsetzen. Es ist einfach die Frage: wollen wir Forderungen annehmen, von denen jede einzelne die Fortsetzung der Caprivischen Politik für die nächsten Jahre ab 1904 unmöglich macht, oder wollen wir die bisherige Handelsvertragspolitik fortsetzen? Wer letzteres als notwendig erkennt, muß schlechterdings die Erhöhung der Getreidezölle ebenso wie den Minimaltarif und den Abbruch der Meistbegünstigungsbeziehungen bekämpfen.

Wer dagegen überzeugt ist, daß Deutschland — auf die Gefahr einiger gewaltigen Erschütterungen in seinem Wirtschaftsleben hin — seine Hauptaufgabe künftig darin suchen kann, dem deutschen Landwirte viel höhere Preise, als am Weltmarkte existieren, zu verbürgen, der muß auch auf die Hoffnung der Erhaltung der heutigen Position Deutschlands im Welthandel verzichten.

Digitized by Google

Es ist folgender Gegensatz, um den es sich handelt: ist es Deutschlands Interesse, höhere Preise der meisten Waren zu haben als seine Konkurrenzländer, oder nicht?

Wer die höheren Preise als das Erstrebenswerteste ansieht, der muß konsequenterweise dafür sorgen, daß recht viel Schwierigkeiten geschaffen werden, um die gewünschten hohen Agrarzölle irgendwie zu ermäßigen, wenn sie einmal beschlossen sind. Noch konsequenter als durch den Minimaltarif geschieht dies durch Androhung schwerer Strafen für jeden, der die hohen, künftig herrschenden Zölle kritisiert oder der gar beantragt, sie zu ermäßigen.

Nach der Theorie dieser Männer sind wir im Nachteil gegenüber jedem Lande, welches irgend ein in Deutschland herstellbares Produkt mit höheren Zollsätzen schützt, als der deutsche Zolltarif es thut. Es wäre also das Beste, die Tarife aller Länder durchzuprüfen, um die höchsten Sätze, die irgendwo gelten, bei uns nachzuahmen.

Da dies aber doch ein wenig zu radikal erscheint, erstrebt man eine Vermittelung der Interessen unter der Parole der „Sammlung". Die Agrarier formulieren einen Wunschzettel. Diejenigen Industriellen, welche geneigt sind, über diesen Wunschzettel zu verhandeln, werden als die staatserhaltenden Elemente begrüßt und garantieren im Austausch gegen Erfüllung ihrer Zollwünsche den Agrariern deren Programm. Wer nicht bei der Sammlung ist, erscheint als nicht staatserhaltend und verdient es nicht besser, wenn er politisch ignoriert wird.

Wer hat bei diesem Bündnis den größeren Vorteil, das Sonderinteresse der Agrarier oder das der hochschutzzöllnerischen Industriellen? Ich bin sehr geneigt, anzunehmen, daß es die hochschutzzöllnerischen Industriellen sind, die dabei schließlich am besten auf die Rechnung kommen. Wäre keine Organisation der „Sammlung" erreicht, so würde bei Fortführung der bisherigen Handelspolitik wahrscheinlich versucht worden sein, die nächsten Handelsverträge — ohne Erhöhung, aber auch ohne erhebliche Minderung der heutigen Agrarzölle — wesentlich durch deutsche Zollermäßigungen in der Eisenindustrie, Sodaindustrie usw. anzubahnen. Über das Erziehungsstadium sind die betreffenden Industrieen Deutschlands längst hinaus. Die innere Konkurrenz, welche trotz Zollschutz zwänge, die Inlandspreise zu ermäßigen, ist hier durch Kartelle ausgeschaltet. Die Agrarier hatten zart angedeutet, daß bei Schädigung der Agrarschutzinteressen die Landwirte einmal einige Industriezölle kritisch beleuchten würden. Man kam dem zuvor, indem gewisse sehr mächtige Schutzzollindustrieen höhere Getreidezölle großmütig anboten. Die Agrarier unterließen es, die Frage herabgesetzter Industriezölle in die Erörterung zu ziehen, und waren von dem Gedanken höherer Getreidezölle förmlich berauscht.

Kurz vor dem letzten Wechsel im Reichskanzleramte fertigte ein Organ des industriellen Flügels der Sammlungspolitik kurz alle wissenschaftliche Kritik der handelspolitischen Fragen damit ab, daß bereits die Würfel gefallen seien und daß die Professoren zu spät kämen, wenn sie noch gegen die unvermeidliche Schwenkung zu stärkerem Schutzzoll Bedenken äußerten.

Digitized by Google

Da kam der Wechsel im Reichskanzleramt. Professor Schmoller überreichte dem Grafen Bülow das erste eben erschienene Bändchen aus einer Reihe von Publikationen, die der Verein für Sozialpolitik über die handelspolitische Frage ausarbeiten läßt. Plötzlich ertönt ein heftiger Angriff gegen die Professoren des Vereins für Sozialpolitik, diesmal aus der agrarischen Gruppe des Bundes der Hochschutzzöllner.

Nimmt man den Band 90 der Schriften des Vereines für Sozialpolitik zur Hand, so wird man in der That über diese Angriffe erstaunt sein. In der Stellung zu handelspolitischen Fragen ist die deutsche Wissenschaft — soweit Forderungen für die Zukunft aufgestellt werden — nicht einig. Die einen sind gegen, die anderen für Erhöhung der Agrarzölle, die einen warnen vor der Entwickelung zu überwiegend industriellem Charakter der Volkswirtschaft, die anderen sehen diese Entwickelung als unvermeidlich an und fordern Anpassung an sie. Aber in zwei Dingen ist die Wissenschaft — innerhalb und außerhalb des Vereins für Sozialpolitik — einig: in dem Bestreben, ohne Sonderinteresse und Voreingenommenheit die Thatsachen der bisherigen handelspolitischen Geschichte festzustellen, und in der Anerkennung, daß eine Diskussion über die Konsequenzen des Beobachteten für die Zukunft recht gründlich und ohne Einschüchterungsversuche gegenüber anderen Meinungen unternommen werden müsse. Mit anderen Worten, man ist einig, daß, wer Schutz fordert, auch Beweise erbringen muß, daß das Gesamtinteresse mit seinen Wünschen übereinstimme. Es wäre nicht ruhmvoll, wenn es in dem Lande der Dichter und Denker bereits ein Makel wäre, uninteressiert zu sein und zu den fast selbstverständlichen Prinzipien sich zu bekennen, in denen die in Deutschland wirkenden Gelehrten übereinstimmen. Oder soll es etwa Pflicht des Reichskanzlers sein, nur mehr Belehrung aus Darstellungen zu schöpfen, die von wissenschaftlichem Geiste sich durchaus frei halten?

Die Herren, welche an dem von Professor Schmoller dem Reichskanzler überreichten Bändchen mitgearbeitet haben, sind Vertreter recht verschiedener Standpunkte. Daß die Agrarier an dem Aufsatz des Privatdozenten Ballod über deutsch-russische Handelsbeziehungen Anstoß genommen haben sollten, ist unwahrscheinlich. Leise klingt auch hier der sonst lauter vom genannten Verfasser geäußerte Wunsch nach vermehrtem Agrarschutz durch. Sollte es schon ein Unrecht gegenüber der Schutzzollströmung sein, wenn er auf S. 312 behauptet, daß die russische Eisenindustrie eine Herabsetzung der Eisenzölle auf ein Drittel bis ein Viertel des heutigen Betrages sehr wohl vertragen könne? Vielleicht beleidigt dies die Verbündeten der deutschen Agrarier im Lager der Eisenindustriellen, weil Leute zu dem Gedanken angeregt werden könnten, nachzuprüfen, ob nicht im deutschen Interesse auch die deutschen Eisenzölle ermäßigt werden könnten. Oder gilt es etwa als bedenklich, daß von Ballod die Exportfähigkeit Rußlands an Weizen und die bekannten qualitativen Vorzüge gewisser russischer Weizensorten anerkannt werden und daß er zum Schlusse die Binsenwahrheit ausspricht, bei Erhöhung des deutschen Getreidezolls von 3½ auf 8 oder 10 Mark werde ein Zollkrieg mit Rußland drohen?

Digitized by Google

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ballods Aufsatz den Zorn verursacht hat, besonders da er hofft, daß im „günstigsten" Falle 6 Mark Getreidezoll bei einem neuen Vertrag mit Rußland durchzusetzen sei. Es giebt ja doch noch einige Nichtagrarier, die recht sehr bestreiten, daß mit oder ohne neue Handelsverträge 6 Mark Brotgetreidezoll für Deutschland etwas „Günstiges" bedeuten würden.

Der dem Ballodschen vorausgehende Aufsatz von Professor Ernst Francke, dem Herausgeber der „Sozialen Praxis", kann auch kaum die Ursache des großen Zornes sein. Es ist ein liebenswürdig geschriebener Überblick über die verschiedenen Äußerungen über die Idee eines mitteleuropäischen Zollbündnisses seit 1849, mit besonderer Berücksichtigung der Zeit 1890 bis 1900. Francke stellt fest, daß die Aussichten auf eine engere Annäherung Mitteleuropas, als es durch gewöhnliche Handelsverträge geschehen kann, zur Zeit nicht vielversprechend sind, er referiert Stimmen aus den verschiedensten Lagern und schließt resigniert damit, daß er weder ein „Ja" noch ein „Nein" auf die Frage, ob es zu einem mitteleuropäischen Zollbund unter Deutschlands Ägide in nächster Zeit kommen werde, antworten will.

Ist auch in diesem Aufsatz kaum der Stein des Anstoßes für die Interessenten der Zollerhöhungspolitik gegeben, so mußten entweder die zwei ersten Aufsätze von Fisk und Conrad oder die Abneigung gegen das, was in späteren Bänden noch nachfolgen könnte, die Gegner erregt haben,

Dr. Georg M. Fisk, der bereits früher in den Münchener Volkswirtschaftlichen Studien eine Arbeit über deutsch-amerikanische Handelsbeziehungen veröffentlicht hat, dann als zweiter Sekretär an der amerikanischen Botschaft in Berlin thätig war und gegenwärtig eine Professur in den Vereinigten Staaten übernommen hat, schildert in der Monographie, die den Bd. 90 der Schr. d. Ver. f. Sozialpolitik eröffnet, die Handelspolitik der Vereinigten Staaten 1890 bis 1900 vom Standpunkte des Amerikaners, aber mit soviel Streben nach Objektivität, wie kaum alle deutschen Autoren bekunden, die über Deutschlands Beziehungen zu England oder Amerika oder Rußland in letzter Zeit schrieben.

Er leugnet (S. 20) die Fehlgriffe, welche dem Verfahren einzelner amerikanischen Konsuln in Erledigung der Fakturen in Deutschland vorgeworfen werden, nicht ab. Er gesteht auch zu, daß eine „unterschiedliche Behandlung" von der Zollverwaltung der Vereinigten Staaten zeitweilig ausgeübt worden sei. In der vielumstrittenen Frage, ob durch die amerikanischen Zollzuschläge auf deutschen Zucker und durch die Belastung deutscher Schiffe mit amerikanischen Abgaben auf der einen und durch die deutsche Eisenbahntarifpolitik u. s. w. auf der anderen Seite das Maß von Meistbegünstigung verletzt sei, welches sich Deutschland und die Vereinigten Staaten nach gewissen Verträgen schulden, vertritt allerdings Fisk einen vom deutschen durchaus abweichenden Standpunkt.

Es ist dies ein Abschnitt, welchem wohl in späteren Schriften des Vereins für Sozialpolitik Widerspruch von deutscher Seite entgegengesetzt werden wird. Indes ist die Auslegung der zwischen deutschen Staaten und der Union bestehenden Verträge eine sehr verwickelte Frage, deren beste Lösung

Digitized by Google

ein klarer Vertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Nordamerika sein würde; eine Lösung, die jedoch nicht nur durch den Einfluß von Schutzzöllnern jenseits des Ozeans bisher erschwert worden ist.

Im übrigen vertritt Fisk die Meinung, daß durch den großen Aufschwung des industriellen Exports der Vereinigten Staaten, den er statistisch untersucht, eine Strömung an Macht gewinnen werde, die auf Herabsetzung der amerikanischen Schutzzölle hinwirken werde. Nicht um akademischer Theorien willen, sondern um die wirtschaftlichen Veränderungen auszunützen, werde mit der zunehmenden Verflechtung Nordamerikas in den Welthandel eine der Herabsetzung einiger Zölle freundliche Stimmung speziell unter den bisher hochschutzzöllnerischen Republikanern bemerkbar. Die Anzeichen seien in allen Schichten der Bevölkerung, vom Präsidenten abwärts, zu erkennen. Fisk fügt hierzu eine Bemerkung, die auch für deutsche Verhältnisse der Zukunft vielleicht Wahrheit gewinnen wird: die Entwickelung zur Zollermäßigung werde sich nicht ohne vorhergehenden Kampf durchsetzen können, weil die Forderungen derjenigen Klassen, die ein Interesse an der Schutzzollpolitik haben, in demselben Verhältnis zunehmen werden, wie ihre Zahl abnehmen wird. (Vergl. S. 9.)

Die Lektüre all der erwähnten Monographieen würde den Reichskanzler Grafen Bülow, wenn er überhaupt Zeit sie zu lesen finden sollte, schwerlich dahin beeinflussen können, daß er den Agrariern, sofern er sonst mit ihnen herzlich übereinstimmen sollte, untreu werden müßte.

Anders ist es jedoch mit dem Aufsatz von Professor J. Conrad über „Die Stellung der landwirtschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen". Conrad macht darin allerdings den agrarischen Zollerhöhungswünschen einige Konzessionen. So stimmt er für eine Erhöhung des Gerstenzolls, der freilich die Interessen der deutschen Brauer, sowie der Futtergerste zukaufenden Viehzüchter entgegenstehen dürften; er ist für erhöhte Zölle auf Pferde, Rindvieh, Schweine und gewisse tierische Produkte, jedoch weder für die neuesten Maßregeln zur Verhinderung der Einfuhr von Büchsenfleisch, noch für Geflügel- oder Obstzölle. Dagegen verwahrt sich Conrad energisch gegen Erhöhung der bisherigen Zölle auf Brotgetreide. Will er letztere zunächst in der bisherigen Höhe beibehalten, so möchte er den Haferzoll sogar radikal beseitigen.

Es läßt sich unter voller Billigung der Argumentation, mit welcher Conrad die Erhöhung der Brotkornzölle bekämpft, einiges gegen seine Vorschläge von Zollerhöhungen auf tierische Produkte u. s. w. geltend machen; vor allem der Gedanke, daß die durch Zölle erstrebten Preiserhöhungen von Fleisch, Käse und anderen Produkten, deren Massenverbrauch schwankend ist, überaus leicht einen Rückgang der Nachfrage der ärmeren Klassen und damit eine Absatzstockung gerade zu Ungunsten der Landwirtschaft bewirken können. Man kann ferner Conrads Anregung, das odium der Getreidezölle durch Verwendung ihres Ertrags für Zuschüsse zu sozialpolitischen Zwecken zu verringern, recht skeptisch aufnehmen, ohne im übrigen den Ausführungen Conrads zu widersprechen. Der Gedanke, bestimmte schwankende Einnahmen einem besonderen Zwecke zuzuführen, ist finanztechnisch recht

Digitized by Google

angreifbar, und die Versöhnung der Arbeiterschaft mit den Getreidezöllen durch Fundierung neuer sozialpolitischer Versicherungseinrichtungen, die die Arbeiter nicht fordern, auf den Ertrag der Getreidezölle würde überhaupt nur gelingen, wenn die Arbeiter sehr schlecht rechneten. Der Betrag, der als Zoll an die Reichskasse für eingeführtes Getreide fließen kann, ist stets weit geringer, als der Betrag, der im Überpreis für das durch Zölle verteuerte Getreide nicht ans Reich, sondern an deutsche Grundbesitzer zu entrichten und der sozialpolitischen Verwendung entzogen ist. Selbst bei Erhöhung der Salzsteuer würden die Arbeiter wohlfeiler die Summen aufbringen, deren das Reich für besondere sozialpolitische Zwecke bedürfte, als durch Getreidezölle.

Jedenfalls aber ist trotz dieser kleinen Einwendungen in Conrads Aufsatz ein Arsenal von Waffen gegen die Erhöhung der Zölle auf Brotgetreide geliefert. Das, was in zerstreuten Aufsätzen Conrad und Andere ausgesprochen haben, ist prägnant und äußerst gemeinverständlich und endlich unter vollster Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Gesichtspunkte zusammengefaßt. Eine Menge statistischer Belehrung wird geboten. Aber wir begreifen, daß die Befürworter erhöhter Getreidezölle über diese Veröffentlichung Zorn empfinden. Zu widerlegen sind die durch zahlreiche Forschungen erhärteten Bedenken Conrads gegen höhere Getreidezölle nicht. Die Bedenken sind mutig ausgesprochen durch einen Gelehrten, der nicht durch die politische Agitation der Agrarier sich terrorisieren ließ.

Der Kernpunkt bleibt der Nachweis, daß seit Aufhebung des Identitätsnachweises die Getreidezölle eine Verteuerung des Getreides mindestens um den vollen Zollbetrag gegenüber dem Weltmarktspreis bedeuten und daß Getreideverteuerung Brotverteuerung bedeutet. Es ist bei den Befürwortern der Erhöhung der Getreidezölle üblich, eine ganz sonderbare Distinktion zu machen. Wer ausspricht, daß Erhöhung der Getreidezölle Brotverteuerung bedeute, sei ein Feind der Landwirtschaft; wer dagegen sagt, daß höhere Zölle höhere Preise bringen sollen, sei ein gutgesinnter Mensch. Es muß dem Scharfsinn begabterer Menschen überlassen bleiben, diese Distinktion aufzuklären. Wir gewöhnlichen Sterblichen können noch schwer über den gewohnten Gedankengang hinaus, daß höhere Preise für den Verkäufer auch höhere Preise für den Käufer bedeuten, solange nicht unser Bäcker- und Mühlengewerbe große kostenersparende Fortschritte macht, und daß das Wort Verteuerung nichts anderes sagt, als die Thatsache einer Preissteigerung, vom Standpunkte dessen, der zahlen muß, betrachtet.

Hier Conrads Ausführungen im einzelnen wiederzugeben, soll nicht versucht werden. Vielleicht lernt Mancher, der sie selbst liest, wenigstens in der unmittelbaren Wirkung die Bedeutung der Getreidezollerhöhung würdigen.

Was aber die entferntere Wirkung betrifft, so scheint mir durch Conrads Ausführungen von neuem bekräftigt zu sein, obwohl er es selbst nicht ausspricht, daß bei Deutschlands heutiger Wirtschaftsstufe ein Sieg derjenigen, die höhere Getreidezölle fordern, nur ein Pyrrhussieg sein kann. Es ist möglich, daß zunächst ein solcher Sieg erfochten wird. Die Bedeu-

Digitized by Google

tung der Capriviſchen Politik wird dann ſchließlich erſt recht gewürdigt werden, wenn wir beim Verlaſſen dieſer Grundſätze eine ſchwere Kriſis von Zollkriegen und Abſatzſtockungen durchmachen müſſen.

Die Hauptbedeutung der Capriviſchen Verträge war nicht nur, daß ausländiſche Zollſätze feſtgelegt wurden, ſondern daß wir unſere Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte geſteigert ſahen, indem die Möglichkeit uns ſelbſt entzogen war, bei vorübergehenden Stimmungen die Rohſtoffe und Halbfabrikate, ferner die Ernährung unſerer Arbeiter zu verteuern.

Sind die Hemmniſſe gegen Verwirklichung ſolcher Stimmungen für Zollerhöhung erſt beſeitigt, haben wir einmal die berühmte autonome Freiheit, fortwährend Zölle hinaufzuſetzen, ſo werden wir durch Erfahrung recht viel lernen, allerdings auf die koſtſpieligſte Art, durch Verluſte.

Conrad meint, erhöhte Getreidezölle würden die Konkurrenzfähigkeit der deutſchen Induſtrie durch die notwendigen Lohnerhöhungen gefährden. Viel ſchlimmer wäre es noch, wenn — was wahrſcheinlich iſt — die Lohnerhöhung nicht entſprechend durchgeſetzt würde. Die Arbeiter, denen jetzt durch Beſtrafung des Streikpoſtenſtehens ſchon die Ausnutzung günſtiger Konjunkturen für Lohnſteigerung erſchwert wird, würden bei ſinkender Konjunktur mit oder ohne Koalitionsrecht erhöhte Getreidezölle nicht durch Lohnerhöhungen wettmachen können. Eine veränderte Verteilung des Nationaleinkommens zu Ungunſten der Arbeiter würde nicht nur deren Kauffähigkeit für landwirtſchaftliche und gewerbliche Produkte, ſondern auch deren Leiſtungsfähigkeit und damit wieder eine der Urſachen unſerer Ausfuhrfähigkeit beeinträchtigen. Innere ſoziale Kämpfe und zollpolitiſche Verfeindung, Abſatzſtockungen infolge Rückſtaues beim mangelnden Export und rückgehender Kaufkraft der Maſſen, Überproduktion nach Anſtachelung der Induſtrie durch Erhöhung der Induſtrieſchutzzölle: das ſind Perſpektiven, die bei Verwirklichung der Gedanken des Minimaltarifs, der Getreidezollerhöhung u. ſ. w. in Betracht kommen.

Machen wir eine ſolche Prüfungszeit von 1903 ab durch, ſo werden die induſtriellen Partner der Sammlungspolitik einige ſchwächeren Konkurrenten wegſterben ſehen, aber ſelbſt wohl überleben: die Agrarier aber werden ſich am wenigſten auf die Dauer des Sieges freuen können, denn ſie werden für alle Zukunft unmöglich ſein.

Ein ſolcher Läuterungsprozeß mag für den künftigen Hiſtoriker lehrreich ſein. Daß er erſpart bleibe, iſt von uns, den heute Lebenden, innigſt zu wünſchen. Der Ausgang wird nicht bloß von der Regierung, ſondern vom Volke abhängen, nicht am wenigſten davon, ob die deutſchen an der Ausfuhr intereſſierten Induſtriellen und die Kaufleute nicht bloß Geld, ſondern auch ihre Perſönlichkeit für eine Sache einſetzen, in welcher ihre privaten und die nationalen Intereſſen voll übereinſtimmen.

München Von einem Süddeutſchen

Digitized by Google

Persönliches über Johannes Brahms*

2

Eine ausgesprochene Vorliebe für das Volk und alles, was mit ihm zusammenhängt, war ein Grundzug im Wesen Brahms'. Der Prater, und zwar der Wurstlprater, bedeutete für ihn eine bessere Welt. Halbe und ganze Feiertage brachte er dort zu, aß beim „Braunen Hirschen", im „Schweizerhause" oder beim „Eisvogel" zu Mittag, trank seinen Kaffee im Garten, wo das Damenorchester aufspielte, und saß bis spät in die Nacht in der „Csárda" bei den Zigeunern. Schon 1877 bestellte er mich einige Male zu Spaziergängen in den Prater und bedauerte, daß er so zeitig nach Düsseldorf zum Musikfeste abreisen mußte. Als ich 1880 nach Wien übergesiedelt war, gingen wir an manchem schönen Abend dort hinaus und verlebten auch noch in den letzten Jahren viele heitere Stunden im Prater. Sämtliche Schaubudenbesitzer, Werkelmänner, Marktschreier, Wurstlweiber, Händler und Hausierer kannten ihn. Besonders waren die Kinder hinter ihm her, für die er immer die Taschen voll Kreuzer und Süßigkeiten hatte. Nie war er mitteilsamer, liebenswürdiger und umgänglicher als bei solchen Gelegenheiten. Durchreisenden Bekannten einen Begriff von der Wiener Gemütlichkeit zu geben und sich dabei an dem aufrichtigen oder geheuchelten Erstaunen des deutschen Fremdlings zu weiden, der ihm beschämt und neidisch zugestehen mußte, daß die Wiener Leute das „charmanteste Volk" seien und Wien die schönste Stadt der Welt — erfüllte ihn mit Genugthuung. Was ihn freilich durchaus nicht hinderte, die Wiener selbst fürchterlich abzukanzeln und ihnen deutsche Musterstädte als unerreichbares gutes Beispiel vor Augen zu rücken. Ich bekam einmal Besuch von meinen Breslauer Angehörigen. Auf dem Nordbahnhofe empfing ich die Meinigen und fand zu meiner Überraschung Brahms auf dem Perron stehen. „Was thun Sie denn hier?" — „Ich muß als Fremdenführer doch auch dabei sein!" Er hatte im Stillen die Stunde der Ankunft ausgeforscht und führte die ganze Gesellschaft sofort in den Prater „auf die Gaudee", ließ alle Zauberkünste spielen, machte alles mit und bezahlte alles: Rutschbahn, russische Schaukel, Wasserkarrussell, Schießstände usw. Auch die Volkssänger beim „Heurigen" waren seine Passion, und wir schwärmten öfters mit einander über die alten Linienwälle hinaus, um Seidl und Wiesberg, Nowack und Kriebaum, die Gebrüder Harner u. A. anzuhören.

Unterwegs und am Wirtshaustische plauderte er von längst entschwundenen Wiener und Hamburger Zeiten, wie schlecht es ihm früher ergangen, wie zeitig er mit dem Leben von seiner häßlichsten Seite bekannt geworden sei. Auch, daß sein Vater den Zwölf- bis Vierzehnjährigen angehalten habe, in verrufenen Häusern Klavier zu spielen, erwähnte er. „Mir war es in tiefster Seele zuwider, aber ich sah mich bald nicht weiter um, sondern las in einem auf dem Notenpulte aufgeschlagenen Buche, während meine Finger mechanisch ihre Bewegungen machten. So habe ich den

* Das erste Stück ist im 8. Heft des „Lotsen" erschienen.

Digitized by Google

ganzen Tieck und Eichendorff gelesen." Von seinem Vater sprach er ziemlich oft, von seiner Mutter nur selten. Die Verhältnisse in seiner Familie müssen sehr unglückliche gewesen sein. Dennoch hing Brahms mit Zärtlichkeit am Andenken seiner Eltern, auch an Vaterhaus und -stadt, und er freute sich, als ihm einmal eine größere Photographie seines Geburtshauses (Speckstraße 60), das aussieht wie eine riesige Arche Noah, zugestellt wurde. Die Vergangenheit Hamburgs, dessen Baugeschichte, der Brand der Stadt, den er als Kind miterlebte, die neuen Villenanlagen und andere lokalhistorische Merkwürdigkeiten interessierten ihn lebhaft. Schriften und Albums, die sich auf Hamburg beziehen, besaß er in Menge und rühmte sich dieser Schätze. Als sympathischen Charakterzug des Vaters hob er dessen Respekt vor der Kunst und seine Pietät gegen ihre Meister, die ihm selbst anerzogen worden war, hervor und erzählte, daß, wie er in Gesellschaft des Vaters auf einer österreichischen Gebirgsreise (1867) nach Salzburg gekommen sei, er von der Bahn aus gleich mit ihm in Mozarts Geburtshaus habe gehen müssen, obwohl sie beide müde von der Fahrt waren. Der alte Brahms brannte darauf, dem Meister, den er vor allen anderen verehrte, seine Huldigung darzubringen, und wies jede Art von Rekreation mit den Worten zurück: „Erst Mozart, dann das übrige." Brahms selbst war der eifrigste und bescheidenste Bewunderer seiner großen Vorgänger. Als Knabe hatte er sich Mozartsche und Beethovensche Partituren abgeschrieben, und wenn er irgendwo bei einem Trödler oder Antiquar eine alte Kopie oder gar eine Originalausgabe eines Klassikers erstehen konnte, war ihm kein mühsam verdientes Stundenhonorar zu teuer.

Die Leidenschaft für Manuskripte, alte Bücher und Musikalien verließ ihn auch im späteren Leben nicht. In seinem Bibliothekzimmer häuften sich Kostbarkeiten ersten Ranges, und seine Freunde und Verehrer verhalfen ihm zur billigen Vervollständigung seiner Sammlung. Die von Mozart eigenhändig geschriebene Partitur der G-moll-Symphonie mit der Extrabeilage der Holzbläserstimmen, ein Geschenk der Landgräfin Anna von Hessen, der er das F-moll-Quintett widmete, war sein edelster Schatz, dazu kamen Beethovensche Korrekturen der Missa solemnis und achten Symphonie, das Original von Schuberts „Wanderer", „Morgenlied" und „Zürnen der Diana", Schumanns D-moll-Symphonie in der ersten Fassung usw. Brahms erhielt viel geschenkt und hatte das Glück, sehr wohlfeile Gelegenheitskäufe zu machen. Bei einem Schüler Julius Epsteins wurden einmal sechs Haydnsche Quartette auf dem Boden gefunden. Epstein lief gleich mit einer Probe davon zu Brahms. Der las das S. D. G. (Soli Deo Gloria), das Haydn seinen Manuskripten voranzuschicken pflegte, mit besonderer Andacht, nahm dem Eigentümer auch die fünf übrigen Quartette ab und zahlte dafür einen nicht allzuhohen Finderlohn. Ein andermal wurden mir von dritter Hand ein Brief Schuberts und ein Skizzenblatt Beethovens mit Entwürfen zur „Egmont"-Ouverture angeboten. Bei dem hohen Werte der Autographen und der Ebbe in meiner Kasse wagte ich keinen Preis zu nennen. Bald darauf ging ich zu Brahms, um ihn auf den Handel aufmerksam zu machen. Er aber kam mir schon freudestrahlend mit dem Beethovenschen Skizzenblatt entgegen.

Digitized by Google

„Was haben Sie dafür gezahlt?" — „Zehn Gulden." — „Ich hätte dem Verkäufer das Fünffache gegeben." — „Natürlich, Sie verderben uns die Preise! Übrigens kommt mir das Autograph zu; denn ich kann mir mehr dabei denken als Sie. Was wissen Sie denn von dem Vergnügen, das ich habe, wenn ich mir hier den Schluß der ersten Themengruppe im Allegro betrachte? Sehen Sie, Beethoven wollte anfangs den Übergang zum Gesangsthema mit zwei Schlägen abschließen; er hatte sie vielleicht schon im Sinne, als ihm der Hauptgedanke der Ouverture einfiel. Nun aber, da das Gesangsthema sich in rhythmischer Verkürzung aus dem Grundgedanken entwickelt, prallten ihm die beiden Doppelschläge zu hart aufeinander. Darum strich er das zweite Viertel weg, und die Zäsur ist nun eine viel gewaltigere. Es ist, als wenn einer den Atem anhielte, um dann mit neuer Kraft loszulegen."

Da die Liebhaberei des Autographensammlers allgemeiner bekannt war als die Tendenz, die ihn dabei leitete — er sammelte eigentlich nur Autoren und Stücke, zu denen er irgend ein näheres persönliches oder künstlerisches Verhältnis hatte — so wurde ihm mancherlei ins Haus gebracht, wonach Andere sich umsonst die Füße ablaufen würden. Als die Wiener Putzmacherin Fräulein Bertha die Briefe Richard Wagners verkaufte, der ihr noch immer Geld für unendliche Atlaslieferungen schuldete, war Brahms der Erste, dem sie von dem Zwischenhändler gezeigt wurden. „Ich mochte das Zeug nicht; aber ich wollte doch nicht, daß die für Wagner höchst charakteristischen Briefe in die unrechten Hände kämen. Deshalb schickte ich meinen Mann gleich an die richtige Adresse, zu Spitzer. Für den war die Sache ein gefundener Spaß." Die „Neue Freie Presse" erwarb die interessante Kollektion und machte sie dem Wiener Spaziergänger, nachdem dieser sie in der Zeitung publiziert und glossiert hatte, zum Geschenk. Sie kosteten (1877) nur hundert Gulden, und um dieselbe Summe überließ sie Spitzer, als er einmal Geld brauchte, dem mit Spitzer und Brahms befreundeten Herrn A. F . . . . Auch dabei hatte Brahms die Hand im Spiele: „Die Manuskripte könnten bei Spitzer verbummelt werden; es muß sie jemand haben, der sie ordentlich aufhebt. Denn es sind Dokumente zur Geschichte der Wagnerei. Ich mag sie nicht; man soll sie nicht einmal unter meinen Papieren vorfinden." Zuletzt jedoch überwog die Leidenschaft des Sammlers den Widerwillen des vorsichtigen Brahms, der nicht gern als ein direkter Gegner des Bayreuther Meisters angesehen sein wollte, sondern der Welt gegenüber sich in kluges Schweigen hüllte und unter Bekannten in zweideutiges und verfängliches Lob Wagners ausbrach, sobald man die Rede auf ihn brachte, um Brahms über seine Meinung auszuholen. Viele Jahre später ist Brahms doch noch der Besitzer der Briefe an Fräulein Bertha geworden und zwar auf folgende Weise:

Mit der Herausgabe des litterarischen Nachlasses von Daniel Spitzer beschäftigt, dachte ich auch daran, den Aufsatz „Briefe Richard Wagners an eine Putzmacherin" wieder abdrucken zu lassen und zwar in einer besonderen Publikation. Die Nummern der „Neuen Freien Presse", welche die Briefe nebst einem witzsprühenden Epilog des Satirikers enthalten, sind seit Jahr-

Digitized by Google

zehnten vergriffen und gehören zu den größten Seltenheiten des Antiquariatshandels. Da schon bei Lebzeiten Wagners und noch mehr nach dessen Tode die Verleumdung verbreitet wurde, der „boshafte, hämische und tückische Geselle" (Spitzer) habe die ganze Geschichte erfunden, um den armen, unschuldigen Wagner vor dem Publikum herabzusetzen, so beabsichtigte ich, den einen Brief, in welchem das von Wagners Hand entworfene Modell seines Rosa-Atlas-Schlafrockes mit Blonden, Maschen und Schärpe genau zu sehen ist, faksimilieren und zugleich eine phototypische Reproduktion der Zeichnung auf das Titelblatt setzen zu lassen. In der Folge ließ ich meine Idee wieder fallen, weil ich das mißverständliche Odium, die Schwächen eines großen Mannes auszubeuten, nicht auf mich laden wollte.

Wir hatten gerade bei dem Konservator der Briefe eine kleine Brahms-Feier, und ich brachte bei Tische das Gespräch auf meinen Plan. Eben wollte mir der Herr des Hauses das von ihm herbeigeholte Briefbündel als Gastgeschenk verehren, als er merkte, daß Brahms plötzlich Appetit auf die Autographen bekam. Er schlug daher vor, ich solle mir aussuchen, was ich für meine Zwecke gebrauchen könnte, und Brahms solle das Übrige nehmen. Ich begnügte mich mit dem einen Stück, auf welches allein es mir ankam, und Brahms steckte die anderen ein. — „Wie wäre es", meinte ich, „da wir gerade bei den Autographen angelangt sind, wenn wir gleich zusammen zu Dr. S. gingen?" Dieser, der vielbeneidete Eigentümer einer Serie der herrlichsten Beethovenschen Handschriften, hatte sowohl Brahms wie mich wiederholt dringend zu deren Besichtigung eingeladen. Dank des reichlich genossenen Champagners waren wir beide in rosiger Laune und zogen unter den tollsten Späßen, bei denen der Ahnungslose, dem unser Besuch drohte, nicht geschont wurde, die Ringstraße hinunter. Wir überfielen Dr. S. in seiner Advokaturskanzlei. Außer sich vor Vergnügen über die Ehre, die ihm von Brahms widerfuhr, ließ er zur Verwunderung seiner Klientel sofort alles stehen und liegen, und bugsierte uns in seine Privatwohnung. Jede Bewirtung ablehnend, erklärten wir, nur Beethoven vorgesetzt erhalten zu wollen: den „Liederkreis an die entfernte Geliebte", das C-dur-Quartett, die „Coriolan"-Ouverture und andere artige Sächelchen. Für einen unbefangenen Zuschauer müßte die Szene, die sich nun entspann, ein unvergleichlich komisches Bild abgegeben haben. Drei enragierte Autographensammler, der eine als ebenso höflich behandelter wie im Augenblick grimmig gehaßter Besitzer all der Kostbarkeiten, die den beiden anderen fehlten; diese, vom Wein und ihrer Leidenschaft erhitzt, zwar gute Freunde, jetzt aber ebenfalls eifersüchtig auf einander schielend und einer den andern um den Genuß des Anschauens beneidend. Zwei waren immer zu viel dabei, nur einer hätte nach Herzenslust in den Schätzen wühlen dürfen, und jeder hätte dieser eine sein mögen. Unsere Gedanken gingen um einander herum wie blutgierige Tiger, die eines Beutestückes wegen einander zerfleischen werden. Ich war der erste, der die Aussichtslosigkeit, dem rechtmäßigen Besitzer etwas abzujagen, klar ins Auge faßte und Ruhe genug gewann, um Brahms zu beobachten. Er hatte sich so breit wie möglich vor den Tisch hingepflanzt und seine beiden Ellbogen wie zwei

Digitized by Google

Bastionen gegen feindliche Flankenangriffe vorgeschoben. Sein Gesicht war dunkel gerötet und seine Augen blitzten Adlerblicke unter dem Pincenez hervor auf die mit krauser Notenschrift bedeckten gelben und grünen alten Papiere, die er in der fest zugreifenden Faust hielt. Seine Mienen spiegelten deutlich alle Empfindungen wieder, die ihm das aus dem Gleichgewicht gebrachte Gemüt durchkreuzten: Rührung, Überraschung, Freude, Ärger, Geringschätzung, Wut. Ein „Dja, Dja" und „Donnerwetter" um das andere ging über seine herabgezogenen Lippen, und köstlich war das „Na!" und die verächtliche Geberde, die es begleitete, als er den letzten, mit bunter Emailarbeit verzierten Lederband hinwarf, den Stuhl zurückschob und aufstand. Dr. S., dem nicht ganz heimlich bei dem Benehmen des Beethoven-Freundes war, mag so etwas wie das Bedürfnis gefühlt haben, ein Unrecht gut zu machen und die Gährung der Gemüter beruhigen zu müssen. Er meinte den Unterirdischen einen Bock schuldig zu sein und beschenkte Brahms mit einem zwölf Seiten langen Brief von Schiller, mich mit der „Nonne" von Schubert. Brahms sagte nicht einmal „danke schön", sondern knarrte: „Na, ich hebe Ihnen den Schiller vorläufig auf, Sie können ihn morgen oder meinetwegen auch in vierzehn Tagen wieder abholen lassen." Auf der Straße vor dem Hausthor angelangt, blieben wir stehen und lachten. Jeder fühlte nach seinem in der Rocktasche verborgenen Schatz. Dann rief Brahms, während er mich mit dem Arm in die Seite stieß: „Nicht wahr? Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und ist Gewinn?" Nun erklärte er mir auch, warum sein Dank für den Schiller so sonderbar ausfiel. Dr. S. hatte ihn lange eines eigenen Manuskriptes wegen bestürmt und in seinem Enthusiasmus geäußert, er gebe gern einen Beethoven für einen Brahms hin. Da nahm ihn Brahms, ärgerlich über die Schmeichelei, beim Wort, verehrte ihm eines seiner Kammermusikstücke und empfing eine Beethovensche Sonate dafür. Bald aber reute dem Dr. S. der voreilige Handel, und er gab Brahms nach vierzehn Tagen schriftlich zu verstehen, daß der Tausch doch ein zu ungleicher gewesen sei, worauf ihm Brahms seinen Beethoven sofort wieder zustellte. „Halten Sie nur Ihre „Nonne" fest, daß sie nicht auch wieder in das S.'sche Kloster zurück muß!"

Brahms war nicht knickerig mit Geschenken von Autographen; er gab aber eher fremde als eigene her, und was er schenkte, hatte außer dem allgemeinen Liebhaberwert des Objekts noch immer eine besondere Beziehung zu dem Beschenkten. Oft war eine solche Gabe der stumme Dank für irgend eine Freude, die man ihm bereitet hatte. Ich schrieb einmal einen begeisterten Aufsatz über Beethovensche Quartette. Bald darauf besuchte er mich und gab mir eine Notenrolle: „Da habe ich Ihnen was mitgebracht." Ich entfaltete das Papier — ein banales Klavierstück irgend eines modischen Salonkomponisten kam zum Vorschein. Geärgert entgegnete ich ihm: „Das können Sie selber behalten. Solchen Dr . . . kriege ich massenhaft von Autoren und Verlegern zugeschickt." Meine Wut ergötzte ihn. „So schlecht ist die Komposition doch nicht, daß Sie gleich grob werden müssen. Ich versichere Sie, dem X fällt manchmal etwas ganz Gescheidtes ein." — „Also meinetwegen, weil es von Ihnen kommt,

Digitized by Google

will ich es nehmen", sagte ich und warf die Rolle auf den Flügel. „Sehen Sie sich das Ding doch wenigstens einmal an!" — Jetzt merkte ich, daß irgend ein Spaß dahinter steckte. In dem aufgeschlagenen Hefte, das nur zur Enveloppe diente, lag ein Blatt von Beethoven, auf welchem neben vielen Skizzen die ersten Takte des Adagios aus dem Cis-moll-Quartett ins Reine geschrieben waren. „Na, was habe ich gesagt? Das ist doch kein übler Einfall!"

Brahms las alles, was in den Zeitungen über ihn geschrieben wurde, und wenn ihm eine meiner Besprechungen gefiel, so erwies er mir, ohne ein Wort von dem Geschriebenen zu erwähnen, irgend eine kleine Aufmerksamkeit. Ohne Mißverständnisse ging es hierbei nicht ab. Es hatte ihn gefreut, daß ich seiner dritten Symphonie auch äußerlich eine besondere Auszeichnung erwies, indem ich ihr (1883) ein eigenes Feuilleton in der „Wiener Allgem. Zeitung" widmete. Am nächsten Tage bekam ich früh morgens einen Korb mit sechs Flaschen Röderer geschickt. Da zu Beginn meiner Wiener Rezensentenlaufbahn von „dankbaren" Künstlern öfters in mehr oder weniger unverschämter Form Bestechungsversuche an mir gemacht wurden, so vermutete ich eine Sängerin oder einen Virtuosen hinter der geistreichen Sendung und suchte, da der Korb anonym gekommen war, aus dem beiliegenden Adreßzettel den Geber zu eruieren. Auf dem Zettel stand mit verstellter Hand: „Dem berühmten Versemacher und Chrysostomiker M. K. Magst's, Max?" Zu meiner großen und nicht angenehmen Überraschung erkannte ich endlich an der Schrift — Brahms. An ihn hatte ich nicht im entferntesten gedacht. Wir verkehrten damals noch nicht so intim, daß ich ohne Widerrede auf seinen gutgemeinten Scherz eingegangen wäre. Ihm den Wein zurückzuschicken, wäre eine Beleidigung gewesen. Ich besann mich daher eines anderen, ließ ein Mahl rüsten und lud eine Anzahl guter Leute ein, Brahms natürlich zuerst, an den ich folgende Verse richtete:

O Freund, was soll das Necken
Mit der verstellten Schrift?
Ich mußte Dich entdecken,
Denn Dich verriet Dein Gift.
Doch steht mein Haus Dir offen,
Da stell' Dich morgen ein:
Berühmt und auch be—geistert
Werd ich mit Dir dann sein.

Da haben wir auch die sechs Flaschen bis zum letzten Tropfen ausgetrunken. Brahms merkte sich die gänzlich überflüssige, aus falscher Empfindlichkeit entsprungene Lektion, die ich ihm thörichter Weise erteilt hatte, und blieb mir in der Folge mit derartigen Erkenntlichkeiten vom Leibe. Dafür gab er mir Sinnigeres und das Kostbarste, was er zu verschenken hatte: sich selbst.

Einmal schenkte er mir einen riesigen Haufen von Noten, als ich ihm seinen Bücherschrank aufräumen half, zumeist eigene Musik, aber auch mehrere

Digitized by Google

Originalausgaben Schumannscher Werke, darunter die Revisionsbogen der Oper „Genoveva", die er noch von Schumann persönlich erhalten hatte. Sie tragen den Vermerk: „Johannes Kreisler junior, Düsseldorf 1854". Auf andern Notenblättern fand ich Anmerkungen zarter Hand wie „Die unvergeßlichen Tage vom 5. bis 11. September, in denen ich dies mit dem Meister studierte" und Ähnliches. Für abgethane Liebschaften besaß Brahms keine Spur von Pietät. Sichtbare Andenken und Reliquien seiner Schwächen waren ihm „Trödel" oder „Kram". Nach seinem ungebundenen und, wie mir vorkam, flatterhaften Wesen — den Frauen gegenüber — hielt ich ihn lange Zeit für einen eingefleischten Junggesellen und glaubte, er sei aus Überzeugung ledig geblieben. Dem war aber nicht so. Zu meiner größten Überraschung sagte er mir eines Tages, daß er sehr gern geheirathet hätte, auch ein paarmal sogar dicht vor der Verlobung gestanden habe. Das Schicksal habe ihn aber immer im entscheidenden Augenblicke davor bewahrt, eine Thorheit zu begehen. „Wer weiß denn, was er heiratet?" fragte er skeptisch. Als er sich einen Hausstand hätte gründen können, habe er die Mittel dazu nicht gehabt, und als er in der Lage gewesen wäre, hätte er die Lust verloren. „Nach einem Hamburger Musikfeste", so erzählte er mir, „saß ich bei Tische neben einem wundervollen Mädchen, um die ich mich schon all die Zeit über niedlich gemacht hatte. Na, sie war wirklich reizend, riesig musikalisch, und ich war ganz Feuer und Flamme. Sie können sich denken: die gute Musik, die netten Leute, der feine Tisch, der Wein und das prachtvolle Frauenzimmer. Jetzt, überlegte ich mir, ist die Gelegenheit da. Ich also trinke mein Glas aus, rücke an die Nachbarin 'ran und will eben loslegen mit der schönsten Erklärung — da fragt sie mich nach B., einem affektierten Kerl, den ich nicht ausstehen konnte, ob ich ihn kenne, was ich von ihm halte usw. und fängt gleich an zu schwärmen, daß ich nur sagte: „Jawoll, ein rührender Knabe", sonst aber das Maul hielt. Sie hat übrigens dann einen Andern genommen, denn ihrem Affen war sie nicht reich genug."

Ein andermal interessierte er sich für eine ebenfalls sehr musikalische und sehr hübsche junge Dame, der er öfters am Rhein begegnete. Auch da wäre es beinahe zur Verlobung gekommen. Diesmal aber verdarb den Handel die Gesellschaft, die sich allzu lebhaft für die Partie interessierte. Mit seiner Angebeteten zu einem Gartenfest eingeladen, das nach dem Sinne des Besitzers mit der Verlobungsfeier hätte gekrönt werden sollen, wurde Brahms mit der ihm Zugedachten geflissentlich allein gelassen. Während die Liebenden in den verschlungenen Wegen des Gartens auf- und abwandelten, bereitete der Hausherr den Toast auf das Brautpaar vor. Es verging aber eine halbe Stunde nach der andern, und sie kamen nicht wieder. Endlich wurde der Garten durchsucht. Da fand man die Dame allein in Thränen aufgelöst in einer Laube sitzen. Brahms hatte den Braten gerochen und war ohne Abschied auf- und davongegangen.

Während der 80er Jahre scherzte Brahms öfters über sein glückliches Pech oder wohlgefügtes Unglück, und er machte von dem Spitzerschen Bonmot: „Ich war leider nie verheiratet und bin es Gott sei Dank noch immer

Digitized by Google

nicht" ausgiebigen Gebrauch. Sobald im Munde der Leute wieder eine neue Kombination auftauchte, die ihn mit irgend einer schönen Sängerin verkuppeln wollte, pflegte er zu sagen: „Ich nehme mich jetzt doppelt in acht; denn jetzt komme ich in das Alter, wo man leicht einen dummen Streich macht." Doch hatte er oft Stunden, in denen er den Mangel einer eigenen Häuslichkeit bitter empfand, das Glück, welches die süßen Sorgen der Liebe gewähren, schmerzlich entbehrte.

Vor Allem, was ich mit Brahms erlebte, wird mir der Tag, an welchem Theodor Billroth beerdigt wurde, unvergeßlich bleiben. In der Erwartung, Brahms trösten zu müssen, ging ich am Morgen des 10. Februar 1894 zu ihm und erstaunte, ihn ungewöhnlich heiter und mitteilsam zu finden. Es war aber eine Heiterkeit höherer Art. „Ich habe schon vor sieben Jahren", sagte er, „als Billroth seine Krankheit bekam, einen Abschied fürs Leben von ihm genommen und habe gut daran gethan. Der Billroth, der noch einmal vom Totenbette aufstand, war der Alte, war mein Freund nicht mehr, kaum noch ein Schatten des früheren. Jener Billroth, den wir kannten und liebten, hätte den Massenetschen „Werther" nicht schön gefunden und hätte mich nicht des Großmannsdünkels beschuldigt, wie er es einmal Hanslick und Ihnen gegenüber gethan" (Brahms hatte sich geweigert, in das Album irgend einer hohen Persönlichkeit, die ihm nicht gefiel, mehr als seinen Namen einzuschreiben, während Billroth, der ihm das Album übergab, gern ein paar Notenzeilen dazu gehabt hätte). „Wer im Ernste", fuhr Brahms fort, „so etwas von mir glaubt, hat mich nie gekannt. Ich bin es gewohnt, falsch beurteilt zu werden, und war Zeit meines Lebens den gröbsten Mißdeutungen ausgesetzt. Die Leute verstehen sich nicht auf meine Art. Ist mir auch sonst Wurscht. Aber an einem seiner besten und ältesten Freunde dergleichen erfahren zu müssen, ist hart. Billroth war in den letzten Jahren auch der gute Musiker nicht mehr. Seine Wut, eine Ästhetik der Musik zu schreiben, hatte etwas Krankhaftes. Was er davon zurückließ, darf man nicht eben ernst nehmen."

Bei diesen Enthüllungen, die mich ebenso bestürzt machten, wie sie mich interessierten, fiel mir ein Vorgang vom November 1892 ein, den ich mir nicht recht hatte erklären können. Billroth lud mich damals mit Hanslick und Professor Ad. Exner zu einem Austernessen ein und verbürgte sich in der Einladung schon dafür, daß Brahms uns neue Klavierkompositionen aus dem Manuskript vorspielen würde, „wenn wir brav seien." Der Flügel stand offen da, mit brennenden Kerzen in silbernen Leuchtern, und Brahms wurde auch gleich, nachdem wir fünf versammelt waren, aufgefordert zu spielen. Der feierliche Apparat verdroß ihn, und er sagte: „Ach nee, wir wollen nu mal lieber die Austern essen." Billroth zog zwar einen schiefen Mund, ließ aber gleich auftragen, und es wurde bald sehr angeregt und gemütlich. Nach zwei Stunden, als schon gehörig getrunken worden war, Brahms aber noch immer keine Miene machte zu spielen, schleppte ihn Billroth zärtlich scheltend an den Flügel. Brahms blies die herabgebrannten Kerzen aus und fing an wundervoll zu spielen. Er begann mit einem zarten, trillerreichen Adagio, das niemand kannte, das aber, seinem Stil nach, nur

Digitized by Google

von Bach sein konnte. Nachdem er geendigt hatte, sagte einer der Herren nichts weiter als „sehr schön!". Ich fragte: „War das nicht von Bach?" — Brahms drehte sich schmunzelnd um: „Ob von Bach, von Massenet oder von mir, das ist doch alles ganz egal." Dann erst ging er auf seine Intermezzi und schloß mit der Rhapsodie ab.

Nachdem Brahms noch weiter von den Enttäuschungen seines Lebens gesprochen hatte, wie einer, der alles Irdische längst hinter sich gelassen hat, sagte er, es würde ihm lieb sein, wenn wir beide allein mit einander auf den Friedhof gehen könnten. Ins Trauerhaus wolle er nicht, auch im Zuge nachzufolgen mit so vielen ihm ganz gleichgültigen Menschen und dabei vom Publikum angegafft zu werden, sei nicht nach seinem Geschmack. Ich mußte ihn um zwei Uhr Nachmittags aus dem Café im Stadtpark abholen, und wir gingen zu Fuß einen Seitenweg beim Arsenal vorbei am Neustädter Kanal hin, durch die Felder nach Simmering. Es war ein frühlingsartiger Februartag, und die Sonne schien ziemlich warm. Nach einem fast zweistündigen, tüchtigen Marsch kamen wir von der Rückseite her auf dem weitläufigen Zentralfriedhofe an. Unterwegs sprach Brahms viel von Billroth, seinem Genie, seinen unvergänglichen Verdiensten und seiner reichen, echt künstlerischen Natur. Auch von seiner eigenen Jugend sprach er in innigen, aus der Tiefe des Herzens herausgeholten Worten, wie er seine Eltern geliebt habe, wie sauer es ihnen und ihm geworden sei, sich anständig durchzubringen; von den Demütigungen und Kränkungen, denen er in seiner Vaterstadt ausgesetzt gewesen sei, und wie er alles ruhig hingenommen habe, unbeirrt von Lob und Tadel, wie ihn immer die Anerkennung weniger Freunde und Berufsgenossen schadlos gehalten habe für alle Widerwärtigkeiten der Welt. Billroth, der sich zu seiner Musik schon zu einer Zeit begeistert hingezogen gefühlt habe, als sonst so gut wie niemand etwas von ihr wissen wollte, und sein warmer Enthusiasmus seien ihm geradezu ein Bedürfnis, ein Schicksal gewesen. Zuletzt sprach Brahms auch von seinem Tode, den er nahe bevorstehend vorausfühle, mit einer Ruhe, als ob es ihn gar nichts anginge. „Ich denke es mir schön, bei vollem Bewußtsein zu sterben, wohl vorbereitet auf das Ende der Dinge. So gut aber werde ich es schwerlich haben; denn meinen Vater, der ebenso dick war wie ich, hat zuletzt der Schlag gerührt, und mit mir wird es auch plötzlich einmal aus sein." Dabei freute er sich an dem Wege, an dem Himmel und der freien Luft. Es mochte ihm der Gedanke vorschweben zum Grabe des Freundes in heiterer Pilgerschaft hinzuschlendern, die ganz nach dem Sinne des Verstorbenen gewesen wäre, dabei irgend eine alte oder neue Melodie in den Tiefen seines Gemüts hin- und herwälzend. Er trug den Hut in der Hand, sein lebhaft gerötetes Gesicht glänzte, seine blauen Augen leuchteten von innerem Feuer, seine Stimme klang heller als sonst. Manchmal schwieg er still, blickte starr geradeaus und summte etwas vor sich hin, und mir war's, als ginge noch ein unsichtbarer Dritter mit.

Auf dem Friedhofe besahen wir uns die Denkmäler der Ehrengräber, und als wir in den abgesonderten Hain traten, der die Gräber Mozarts,

Digitized by Google

Beethovens und Schuberts enthält, meinte Brahms, da irgendwo in der Nähe müsse es sich ganz gut liegen, dann drehte er sich eine Zigarette, die er voll Behagen schmauchte, ohne sich vor der Menge von feierlich gekleideten Leuten zu genieren, die, gleich uns auf den Leichenzug wartend, ihn ehrfurchtsvoll begrüßten. Merkwürdig genug rühmte er, während er selbst den Tabakrauch in die Luft blies, der Versammlung nach, daß kein Einziger rauchte! Er hatte sich seine Zigarette verdient und glaubte sich etwas erlauben zu dürfen.

Drei Jahre darauf sollte die Todesahnung Brahms' zur Wahrheit werden. Er ging zu jenen Unsterblichen ein, und sein Leib ruht nun neben ihren irdischen Überresten gebettet in dem stillen Rondel, wo die Heroen der Tonkunst schlummern.

Wien — Max Kalbeck

Merkwürdige Geschichten von Paul Scheerbart

Noahs Glück

„Die Leute denken immer", sagte Noah, als er seine Barke vollgepackt hatte, „ich hätte das Reisen so gern. Das ist aber garnicht wahr. Es gefällt mir hier überall nicht — und daher reise ich — das ist die ganze Geschichte."

Mit diesen Worten stieg Noah in seine Barke.

Diesmal wars eine Luftbarke.

Und mit der Luftbarke fuhr er rasch in den freien Äther hinaus — an Mond und Sonne vorbei — in die große Sternenwelt.

Und bald war Noah jenseits von unserm Milchstraßensystem.

Er war also schon recht weit gefahren, und seine Frau wunderte sich schon.

Doch Noah fuhr noch weiter — er steuerte auf einen großen Nebelfleck zu, der aus lauter Pilzsternen bestand — aus sehr vielen bunten und mannigfaltig geformten Pilzsternen.

Und Noah fuhr mit seiner Barke hinter den Nebelfleck und begann dann plötzlich ein lustiges Liedchen zu pfeifen.

Da kamen Noahs sämtliche Anverwandten aufs Deck hinauf und lachten.

„Jetzt sind wir endlich so weit!" rief der alte Noah mit seiner hellen Geisterstimme.

Und Noahs Frau fragte ihren Mann:

„Na, bist Du jetzt glücklich?"

„Jawohl", rief der alte Noah, „jetzt bin ich vollkommen glücklich. Hier können wir bleiben — die Pilzsterne sind undurchsichtig — und von dem Milchstraßensystem, in dem sich die alte Erde dreht, werden wir nimmermehr was sehen können."

„Das ist man gut!" riefen Alle.

Und Noah pries sein Glück.

Und Noahs Anverwandte lachten — mitsamt seiner Frau.

Digitized by Google

Noah jedoch weinte vor Freude — so groß war sein Glück.

Und die Pilzsterne blieben undurchsichtig für alle Ewigkeit.

Und Noahs Luftbarke blieb fest verankert.

Die Bewohner der Luftbarke sahen wo anders hin.

Und Noah pries sein Glück tagtäglich hundertmal und konnte sich viele Billionen Jahre garnicht beruhigen — so sehr freute er sich über die totale Unsichtbarkeit jenes Milchstraßensystems, in dem sich jener „Erde" genannte Stern bewegte.

— —

Da kam eines Nachts ein kluger Vogel an der Barke vorbeigeflogen — sah den Noah und sprach redselig:

„Noah, das ganze Milchstraßensystem, von dem Du nichts mehr hören und sehen willst, existiert ja garnicht mehr. Flieg nur um die Ecke Deines Nebelflecks herum — da wirst Du Augen machen."

Noah löste vorsichtig die Anker und fuhr ganz sachte, ohne daß die Schläfer und Schläferinnen unten in den Kajüten was bemerkten, um die Ecke seines Nebelfleckes rum — und fiel — vor Schreck rücklings aufs Deck.

Ein kolossaler Weltdrache füllte die ganze Gegend und glotzte den Noah mit Millionen Augen so eklig an, daß dem Armen ganz plümerant zu Mute wurde.

Doch der Drache sagte nach einer Weile höchst gemütlich:

„Lieber Noah, ich habe soeben siebenmalsiebenundsiebzig Tausend Milchstraßensysteme verspeist — glaubst Du da, daß ich noch Appetit haben könnte?"

Und der Drache lächelte sehr blöde und flog empor und ließ eine weite Leere hinter sich.

„Er hat sich sattgefressen!" rief der kluge Vogel.

Noah sprang auf, drehte rasch seine Barke um und machte, daß er wegkam, und befestigte die Anker wieder an den alten Stellen hinter dem Pilzsternnebelfleck.

Niemand auf der Barke erfuhr was von Noahs nächtlicher Fahrt um die Ecke rum.

Noah aber pries nicht mehr sein Glück.

Es kam dem alten Noah für die Folge sein Leben zeitweise komisch vor, so daß er oftmals lächeln mußte.

Und er freute sich nun, daß Niemand auf der Barke sein Lächeln verstand; die Pilzsterne blieben undurchsichtig.

Herbstmorgen

„Ach ja!" rief er laut in den Morgenwind, und dabei setzte er sich auf eine alte Bank. Er hatte so viel getrunken, daß er jetzt nicht mehr weiter trinken mochte — er hatte die ganze Nacht getrunken.

„Die Welt ist ziemlich traurig und ganz bestimmt sehr langweilig Der Sommer ist jetzt auch kaputt."

Mit diesen Worten begrüßte er die Morgensonne, die mit einem alten Leiermann zusammen um die nächste Straßenecke kam.

Die Bank in den Anlagen war kühl, der Leiermann kam immer näher und erhielt von ihm zwei Mark und fünfzig Pfennige. Das Geld bestand aus Sechsern

Digitized by Google

und Groschen. Für das Geld sollte der Leiermann eine ganze Stunde ohne Aufhören spielen.

Die Vergnügungen der Wüstlinge sind immer sehr seltsamer Natur.

Doch da stieg aus dem Hause, das der alten Bank gegenüberstand, eine feine Rauchsäule heraus — die ward bald zu dickem Qualm; es brannte in dem alten Hause.

Der Leiermann aber mußte ruhig weiterspielen.

Die Feuerwehr kam, Polizisten zu Fuß und zu Pferde eilten nach rechts und nach links.

Der Leiermann spielte weiter.

Da wurden die Polizisten natürlich sehr ärgerlich über das unaufhörliche Spielen.

Der Leiermann wird verhaftet und abgeführt.

Der Mann, der die ganze Nacht immerfort getrunken hatte und jetzt garnicht mehr trinken mochte, sitzt ruhig wie ein altes Götzenbild auf seiner alten Bank in den Anlagen — und hat gar kein Mitleid mit dem alten Leiermann.

Das Feuer im alten Hause wird gelöscht.

Die Feuerwehr fährt wieder ab.

Die Polizisten verschwinden.

Es ist ein stiller Herbstmorgen.

„Wozu noch was retten wollen? der Sommer ist doch tot."

Also murmelt der Mann auf der alten Bank.

Dann denkt er an die Feuerwehr und bedauert, daß er nicht mit den Leuten, die immer noch was für rettungsfähig und rettungswert halten, mitgefahren ist.

„Armer Leiermann!" ruft er mit einem Seufzer, steht auf und geht weiter.

Silentium!

Sehr merkwürdige Affenpintscher stürmen in die Arena, das Publikum staunt, die Pauken donnern, und die Fidelbogen flitzen über die süßen Saiten der drolligen Knackmandel. Hinten rauscht ein altes Seidenkleid, in den Glühlampen zucken junge Geisterquallen.

Die Affenpintscher aber halten sich den Mund zu und sagen nichts.

Was ist passiert?

Die Erde hat sich eine Schlafmütze über die Ohren gezogen — eine dicke Schlafmütze!

Still! Still!

Jetzt bloß ruhig sein!

Still! Still!

Breege auf Rügen

Digitized by Google

Deutschland und Westindien

Von verschiedenen Seiten wird seit einiger Zeit das Gerücht verbreitet, daß Deutschland den Erwerb einer oder der anderen Insel im caraibischen Meere beabsichtige, um in Mittelamerika eine Kohlenstation anzulegen. Bald soll es mit Dänemark wegen Ankaufs seiner westindischen Besitzungen, bald mit Holland wegen Erwerbs von Curaçao, bald mit Venezuela in Unterhandlung stehen. Diese Nachrichten haben sich jedesmal als unwahr erwiesen, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß entweder gewisse Kreise der Vereinigten Staaten, welche Ausdehnung ihres Einflusses in Mittel- und Südamerika erstreben, oder dänische Interessenten, welche Ankauf der dänisch-westindischen Inseln durch Amerika wünschen, die Urheber jener Gerüchte sind. Für diese Annahme spricht auch die Thatsache, daß in früheren Jahren wiederholt von dritter Seite der Versuch gemacht worden ist, Deutschland in mittelamerikanische Angelegenheiten zu verwickeln.

Zu Ende der dreißiger Jahre kam zuerst die mexikanische Regierung auf den Einfall, Preußen gegen die Vereinigten Staaten ausspielen zu wollen. Sie bot damals, angesichts des Vordringens der Nordamerikaner in Texas und Kalifornien, Preußen umfangreiche Landabtretungen in beiden Gebieten an.* Natürlich hoffte sie damit nicht nur in den dorthin strömenden deutschen Ansiedlern, sondern auch in der preußischen Regieruug erwünschte Bundesgenossen gegen die landhungrigen Yankees zu finden. Die Berechnung war indessen ohne den Wirt gemacht. In Berlin dachte man garnicht daran, sich auf eine solche abenteuerliche Politik einzulassen. Der preußische Geschäftsträger in Mexiko erhielt Auftrag, die dortige Regierung zu veranlassen, keine weiteren derartigen Vorschläge zu machen. Doch der Gedanke wirkte noch lange fort. Als bald darauf Texas sich von Mexiko lossagte, sahen sich die Machthaber der jungen Republik wieder in Deutschland nach Rückhalt um, und wie sie machten es die großen Landspekulanten in den ungeordneten mittelamerikanischen Staatswesen. Ließ sich mit der preußischen Regierung kein Geschäft machen, so versuchten sie es mit den kleinen deutschen Staaten und den fürstlichen Familien.

Die Früchte dieser Bemühungen hatten sich während der vierziger Jahre wiederholt gezeigt. Es bildete sich damals zum Zwecke des Erwerbs großer Gebiete in Texas und zur Gründung eines mittelalterlichen Feudalstaats daselbst in Mainz der berüchtigte „Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas." Er bestand durchweg aus kleinen deutschen Fürsten und Angehörigen des höchsten Adels. Ferner ließ sich Prinz Karl, der Bruder des Königs von Preußen, bereitfinden, den Ankauf weiter Ländereien an der Moskitoküste in Erwägung zu ziehen und eine Expedition zur Besichtigung des Gebiets abzusenden. Wenn diese Schritte zu politischen Verwickelungen nicht geführt haben, lag das daran, daß Prinz Karl von

* Vgl. A. Zimmermann: Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik. 1892. S. 311.

Digitized by Google

seinem Plane sehr bald zurücktrat, während das Unternehmen des Texasvereins kläglich scheiterte. Die thatsächlichen Verhältnisse an Ort und Stelle waren so gänzlich verschieden von dem, was man in Mainz geträumt hatte, daß es nicht anders kommen konnte. Die einzige greifbare Folge beider Unternehmungen war der Zustrom einer Menge deutscher Auswanderer nach Texas und Mittelamerika. Politische Wirkungen auf die amerikanischen Verhältnisse und Deutschlands Beziehungen zu Amerika hatten sie nicht.

Während der folgenden Jahre innerer Zerrissenheit und politischer Ohnmacht in Deutschland fanden neue Versuche von amerikanischer Seite, Deutschland für dortige Angelegenheiten zu interessieren, nicht statt. Das zerklüftete, schwache, gedemütigte Deutschland zählte als ernstlicher Machtfaktor nicht mehr mit. Aber kaum änderte sich diese Lage, kaum schwang sich Preußen zur selbständigen Großmacht empor, so zogen es auch wieder die amerikanischen Interessenten in die Kreise ihrer Pläne. Wer die Zeitungen und Broschüren der sechziger und siebziger Jahre durchsieht, ist überrascht von der Fülle der Nachrichten, welche angebliche deutsche Kolonialpläne in Amerika betreffen. Bald wird das Gerücht ausgesprengt, Deutschland wolle das dänische Sanct Thomas in Westindien, bald das holländische Curaçao an der venezuelanischen Küste, bald Häfen in Cuba, Santo Domingo oder Costarica erwerben. Auch auf die Moskitoküste Mittelamerikas werden ihm wieder Pläne zugeschrieben. Die Nachrichten kamen stets gleichzeitig von den verschiedensten Seiten. Sie wurden in der ganzen europäischen Presse erörtert und erregten Aufsehen in Deutschland ebenso wie bei den Besitzern der angeblich von ihm erstrebten Gebiete, besonders aber in den Vereinigten Staaten. Dort wurden regelmäßig grobe Ausfälle gegen Deutschland und deutliche Hinweise auf die Monroe-Theorie laut. Stets kam aber nach einiger Zeit die bestimmte Erklärung der deutschen Regierung, daß die betreffenden Nachrichten aus der Luft gegriffen seien. Die nordamerikanischen Blätter wurden jedesmal in Stand gesetzt aus bester Quelle zu versichern, daß Deutschland an Erwerbung überseeischer Gebiete überhaupt nicht und am wenigsten in Amerika denke. Die gleiche Erklärung gaben Minister Delbrück und seine Mitarbeiter bei jeder sich bietenden Gelegenheit ab; und ängstlich wurde, als Deutschland damals zum ersten Male daran ging, zum Schutze seines Handels in überseeischen Gewässern Kriegsschiffe zu stationieren, davon abgesehen, für diese Marinestationen auch nur eigene Terrains zu kaufen.

Aber trotz aller Versicherungen von deutscher Seite schliefen die Gerüchte von deutschen Absichten auf mittelamerikanische Gebiete nicht ein. Ging man den Sachen auf den Grund, so zeigte sich bald, daß irgendwelche Interessenten durchaus die Hoffnung nicht aufgeben wollten, Deutschland ihren Absichten dienstbar zu machen. Die mit Spaniens Herrschaft unzufriedenen Bewohner von Cuba und Portorico, sowie die seit Jahren nach Erwerb der Inseln dürstenden Nordamerikaner erblickten in derartigen Ausstreuungen ein gutes Mittel, die Vereinigten Staaten zum Erwerb der Inseln zu zu bewegen. Ähnlichen Interessen dürften die Gerüchte über deutsche Kolonialpläne auf Haiti und Santo Domingo gedient haben. In den

Digitized by Google

mittelamerikanischen Republiken waren es Landspekulanten oder unruhige Elemente, welche von einer Einmischung Deutschlands Vorteile erwarteten. Die Erwerbung Curaçaos durch Deutschland dürfte Wünschen der venezuelanischen Regierung entsprochen haben, die von jeher durch den Schmuggelhandel der Insel sich benachteiligt fühlte und sich von einem Besitzwechsel Nutzen versprach. Bei den Gerüchten bezüglich der Pläne für Ankauf von Sanct Thomas dürften ebenso die Wünsche Dänemarks, diesen nutzlosen wie kostspieligen Besitz vorteilhaft loszuwerden, wie die der Vereinigten Staaten, ihn als Flottenstation zu erwerben, im Spiele gewesen sein.

Erst das Vorgehen Deutschlands in Afrika und Australien während der achtziger Jahre und das von ihm jederzeit an den Tag gelegte Bestreben, die amerikanischen Interessen nicht zu verletzen, haben die erwähnten Gerüchte auf einige Zeit zum Verstummen gebracht. Die beteiligten Kreise überzeugten sich allmählich, daß sie bei Deutschland nicht auf Geneigtheit zu rechnen hätten, ihre Absichten zu fördern. Durch die Eroberung der spanischen Besitzungen in Westindien seitens der Amerikaner haben aber die dortigen Verhältnisse sich völlig verschoben. Die Imperialisten der Vereinigten Staaten sehen die Verdrängung aller europäischen Staaten aus Westindien und die Unterordnung ganz Amerikas unter ihren Einfluß als ihr natürliches Recht und ihre Pflicht an. Für sie handelt es sich darum, die Mehrheit der Bevölkerung und die Regierung für ihre hochfliegenden Pläne zu gewinnen. Dazu ist nach ihrer alten Erfahrung nichts besser geeignet, als der Verdacht, daß eine andere Macht Amerikas Wege kreuzen wolle. Da Deutschland so eifrig am Ausbau und der Abrundung seines überseeischen Besitzes ist, läßt es sich vortrefflich für die Absichten der Imperialisten ausnützen. Die urteilslose Menge in den Vereinigten Staaten glaubt gern solche Verdächtigungen der Deutschen und erhebt sofort ein Geschrei, daß man ihnen zuvorkommen müsse. So läßt sich bequem eine Agitation auf Erwerb der dänischen Antillen und Ankauf weiterer Stützpunkte im Caraibenmeer und an der südamerikanischen Küste einleiten. Dänemark dürfte gegen eine Veräußerung jenes Besitzes wenig Schwierigkeiten machen, wenn ihm ein entsprechender Preis gezahlt wird, und die Bewohner der betreffenden Inseln werden wahrscheinlich um ihre Wünsche und Neigungen wenig gefragt werden. Ob Holland ebenso bereitwillig auf Curaçao verzichten würde, steht auf einem andern Blatte. Daß Deutschland in Wirklichkeit an Gebietserwerbungen in jenen Gegenden nicht denkt, dürfte für jeden politisch geschulten Menschen klar sein. Ein derartiger Besitz wäre solchen Gefahren ausgesetzt, daß er nie die Kosten lohnen würde. Wie eine offiziöse Notiz kürzlich ausführte, würde man in Deutschland sich nicht wundern, wenn ein Erwerb von Gebieten im caraibischen Meer durch Deutsche Seitens der Amerikaner ebenso aufgefaßt würde, wie man in Berlin eine Festsetzung Amerikas in der Ostsee betrachten würde. Weit wertvoller als ganz Westindien sind für Deutschland freundliche Beziehungen mit den Vereinigten Staaten. Ihre Pflege ist ja auch von jeher eine wichtige Aufgabe und das Bestreben der deutschen Politik gewesen.

Ein Patriot

Digitized by Google

Neue Bahnen*

Im Wald der deutschen Pädagogik steigen die Säfte, über die Wipfel legt sich ein brauner Hauch von schwellenden Knospen, und eine Stimmung breitet sich aus, wie wenn im Februar vom höchsten Ast der Drosselruf die Gewißheit des neuen Frühlings verkündet.

Wir haben uns darauf besonnen, daß der Mensch nicht nur der denkende Träger eines Gedächtnisses ist, als den ihn die herrschende Praxis der Erziehung überwiegend behandelt, sondern ein fühlendes Wesen von Fleisch und Blut. Und was die theoretische Pädagogik von je und immer wieder verlangt hat, daß nicht nur der Verstand, sondern auch die Empfindung gebildet wird, das hat nun ein junges Geschlecht von Lehrern und Förderern einer nationalen Erziehung sich als Ziel gesetzt für die praktische Pädagogik.

Daß es an der Zeit ist, die überwiegende Verstandeskultur und die wesentlich mechanische Behandlung des Gedächtnisses zu ergänzen, daß der übliche Turnunterricht nicht leistet, was wir in Deutschland von der körperlichen Übungen vor allem verlangen müssen, wird wohl ziemlich allgemein auch von denen eingeräumt, die wie wir von den Leistungen der deutschen Schule eine hohe Meinung haben. Nur über das Was, Wie und Wieweit der anzustrebenden Neuerungen herrscht noch Zweifel.

Und das ist ganz selbstverständlich, denn das arbeitende Geschlecht der Lehrer ist durch die Schule gebildet, die das noch nicht mitgab, wonach sich jetzt alle sehnen, und es ist unendlich schwer, auf irgend einem Gebiet erst als Erwachsener mit der Ausbildung der Empfindung zu beginnen.

Wie die Dinge heute liegen, können die Lehrer allein die bevorstehende Arbeit überhaupt nicht leisten oder sie doch nur nach Überwältigung langer — zu langer — Zeiträume bezwingen.

Es hat sich bei der praktischen Thätigkeit in Hamburg, über die wir Bericht erstatten wollen, von selbst ergeben, daß die Mitarbeit von Fachleuten der Spezialgebiete gesucht wurde.

Wie das vor sich gegangen, mag eine kurze Übersicht über die Entwickelung der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung darlegen.

Die Vereinigung trat 1896 zusammen. Thatsächlich hatte sie bereits seit Jahren bestanden und gewirkt. Organisation und Name wurden erst angenommen, als die Weiterarbeit ohne diese sich als unbequem und hier und da unmöglich herausgestellt hatte.

Den ersten Anstoß zum Zusammenschluß ergab die gemeinsame Arbeit bei den Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken, die von der Kunsthalle für Lehrer und Schüler seit 1888 veranstaltet wurden. Das Ergebnis war, daß für die Schule im Prinzip der Unterricht in der Kunstgeschichte

* Dieser Aufsatz bildet die Einleitung zu einem demnächst in Hamburg im Verlage von Alfred Jansen erscheinenden Buch: „Versuche und Ergebnisse", in dem die Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung über ihre fünfjährige Thätigkeit Bericht erstattet.

Digitized by Google

aufgegeben und dafür die Betrachtung des einzelnen Kunstwerkes zu Grunde gelegt wurde. Kunstgeschichte wurde nur soweit hereingezogen, wie die eigene Beobachtung des etwas reiferen Schülers reichte.

In ähnlicher Form hat der Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe, Herr Prof. Brinckmann, die Lehrer in das Studium seiner Anstalt durch methodische Untersuchung der Dinge eingeführt.

Wie in der bildenden Kunst mit dem Direktor der Kunsthalle und dem Direktor des Museums für Kunst und Gewerbe wurde in der Musik mit dem Direktor der Philharmonischen Konzerte, Herrn Professor Barth, mit den Musikdirektoren Herren Fiedler, Spengel und Laube Berührung gesucht und gefunden. Herr Professor Barth übernahm die Leitung des Lehrergesangvereins und der Konzerte für Schüler.

Als es sich darum handelte, den Zeichenunterricht, dessen Reform in der wissenschaftlichen Richtung vor einem Menschenalter von Hamburg ausgegangen war, jetzt nach der Seite der künstlerischen Empfindung auszubauen, begaben sich die Lehrer und Lehrerinnen, die den Trieb in sich fühlten, nach dieser Richtung zu wirken, in die Lehre bei einem Künstler, Herrn Arthur Siebelist, um bei ihm nach künstlerischer Methode zeichnen und malen zu lernen. Daneben steht die Vereinigung in engster Verbindung mit allen bedeutenden Reformatoren des Zeichenunterrichts und hat das einflußreichste Werk, das von C. Tadd soeben in deutscher Bearbeitung herausgegeben.

Von ähnlichem Einfluß auf die Bearbeitung der Litteratur wurde die Mitarbeit einheimischer Dichter und Schriftsteller, wie Otto Ernst, Gustav Falke und J. Löwenberg.

Bei einzelnen Zweigen wurde der Rat der hervorragendsten deutschen Künstler und Fachleute erbeten und erlangt. In dieser Beziehung sei auf die von Dr. Spanier veröffentlichten Briefe Thomas, Liebermanns und anderer verwiesen. Auf anderen Gebieten förderten u. a. Prof. Konrad Lange in Tübingen, Direktor Dr. Jessen und Prof. Pallat in Berlin, Geheimrat W. von Seidlitz in Dresden und Prof. Dr. Brinckmann in Hamburg mit Rat und That.

Das Einzelne möge in den betreffenden Abschnitten verfolgt werden. Es kommt an dieser Stelle nur darauf an, das Prinzip zu kennzeichnen, nach dem die Hamburger Lehrerschaft, die aus pädagogischem Bedürfnis den Dingen genaht ist, sich sachlich Rat geholt haben bei den eigentlichen Fachleuten. Und es darf wohl in diesem Zusammenhange Allen, die in Uneigennützigkeit ihre Erfahrung und ihre Zeit den Lehrern zur Verfügung gestellt haben, der Dank ausgesprochen werden. Sie haben nicht nur durch die That im Einzelfalle genützt, sondern obendrein ein Beispiel hingestellt, das für die künftige Behandlung pädagogischer Dinge nicht verloren gehen wird. Soll das von der Lehrervereinigung begonnene Werk ausgebaut werden, so wird es der Mitarbeit noch vieler Fachleute bedürfen.

Daß die Lehrervereinigung diese Hilfe gefunden hat, giebt ihrer Arbeit den eigentlichen Charakter und, wie wir hoffen, die Lebensfähigkeit.

Für die praktische Thätigkeit in Hamburg war es von höchstem Wert,

Digitized by Google

daß die Oberschulbehörde sich den Bestrebungen freundlich erwies, daß die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle, die Stadttheater-Gesellschaft, die Verwaltung der Klosterschulen St. Johannis, die Averhoffstiftung und Gesellschaften und Kunstfreunde bei gegebener Gelegenheit praktische Hilfe gewährten. Es seien besonders erwähnt die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, die auch im Hinblick auf die Arbeit in den Schulen begonnen hat, die Werke der großen Künstler unseres Volkes in ganz wohlfeilen und dabei überaus sorgfältigen Ausgaben zu veröffentlichen; auf die Gesellschaft der Musikfreunde, die die Schülerkonzerte veranstaltet hat, auf die Gesellschaft zur Förderung der Amateurphotographie, die für die Elternabende Diapositive für das Skioptikon gespendet, und deren Mitglieder Vorträge übernommen haben.

Möge diese Gunst der Fachleute, Behörden und Gesellschaften der Lehrervereinigung auch ferner treu bleiben. Sie giebt den Lehrern die beste Bürgschaft für die Berechtigung und Notwendigkeit ihrer Bestrebungen und die sicherste Hoffnung auf das Gelingen. Wenn sie heute bekennen müßten, daß sie sich in einem Gegensatz zu den berufenen Vertretern der Kunst und Wissenschaft, im Gegensatz zu den Wünschen der einsichtigen Kunstfreunde befänden, so würden sie ihre Arbeit einstellen können.

Das Inhaltsverzeichnis giebt eine Übersicht der Gebiete, auf denen die ersten Versuche angestellt sind, die Ergebnisse sind noch nicht auf allen von gleichem Belang. Je schwieriger der zu bewältigende Stoff, desto langsamer führen die ersten Versuche voran. Mit dem Gesamtergebnis können die Mitglieder der Lehrervereinigung, die so viele Anregungen zu geben und zu verarbeiten hatten, in Anbetracht des kaum fünfjährigen Bestehens der Gesellschaft, wohl zufrieden sein, glaube ich, denn es ist bereits soviel Gehalt und Form gewonnen, daß jeder deutsche Lehrer in seinem Gewissen dazu Stellung nehmen muß.

* * *

In aller Kürze möge jetzt noch der wesentliche Inhalt der gewonnenen Grundsätze angedeutet werden.

Es wird sich nicht um die Beseitigung vorhandener und ebensowenig um die Einführung neuer Unterrichtsgegenstände handeln — daran herrscht ja kein Mangel —, sondern um eine Vertiefung und Bereicherung der vorhandenen Stoffe und Methoden. Überall ist die unmittelbare Berührung mit den Dingen anzustreben. Das Gedächtnis darf nicht nur als ein mechanisches Werkzeug zur Bewältigung toten Stoffes ausgebildet werden, sondern ist vielmehr als eine lebendige Kraft im Dienste des prüfenden und vergleichenden Verstandes zu erziehen. Als solche kann es ohne Gefahr weit mehr als bisher belastet werden, und es wird mit spielender Leichtigkeit und Freudigkeit ungeahnte Aufgaben bewältigen. Das Ziel des Unterrichts besteht nicht bloß und nicht in erster Linie in der Mitteilung des Stoffes, sondern in der Gewöhnung an eine zwingende Methode zu beobachten und nachzudenken. Es muß das Bedürfnis erweckt werden, vor

Digitized by Google

jeder neuen Erscheinung zu versuchen, wie weit die unmittelbare Beobachtung und die vorsichtige Anwendung des vorhandenen Wissens führt, und erst wenn diese Mittel erschöpft sind, nach Hilfe von Menschen und Büchern zu suchen. Aller Unterricht sollte eine Anleitung sein, der Welt selbständig und unabhängig gegenüberzutreten und in befestigter Gewohnheit das erarbeitete Wissen zum Erwerb neuer Kenntnisse zu benutzen. In jedem Augenblick muß alles Wissen zur Verfügung stehen. Dies wird am sichersten erreicht, wenn es von der ersten Stunde einem Können dient.

Können ist die höchste Macht. Verstehen und selbständig untersuchen können, mitzuempfinden und nachzuempfinden vermögen, geht über alles mechanische Wissen weit hinaus.

Die Fähigkeit zu empfinden ist an einzelnen Gegenständen der Natur — im Naturgeschichtsunterricht, bei Ausflügen vor der Natur — und an einzelnen Kunstwerken — Bildern, Bauwerken, Statuen, Gedichten, Musikwerken — zu üben. Ohne diese Grundlage ist eine geschichtliche Betrachtung der Kunst und der Litteratur für die wirkliche Bildung nicht bloß wertlos, sondern sogar gefährlich.

Auf allen Gebieten ist sodann vor allen Dingen Ausdrucksfähigkeit anzustreben. Es kommt nur darauf an, daß die von der Natur gegebene Fähigkeit infolge Mangels an Gewöhnung nicht erst einschläft. Wenn wir die Entwickelung des Kindes beobachten, finden wir beständig, daß die natürliche Begabung von irgend einem Punkte an unterdrückt wird, vornehmlich durch die schlechte Angewohnheit falscher Scham, durch die Untergrabung der Unbefangenheit, die Entwöhnung vom Beobachten, die Zerstörung des persönlichen Mutes. Kleine Kinder pflegen mit hellem, sicherem Ansatz zu singen. Was wird in der Schule daraus? Kleine Kinder erzählen und plaudern ganz unbefangen. Wie steht es damit nach dem ersten Schuljahr, wie steht es bei den Zwölfjährigen? Kleine Kinder zeichnen ohne Furcht und Bangen, was in den Kreis ihrer Vorstellung kommt und zeichnen mit Freudigkeit. Wie weit wird dies in der Schule berücksichtigt? Sollte es nicht möglich sein, die Unbefangenheit zu erhalten durch alle Stufen, bis das sichere Können erreicht ist?

Es muß überall und beständig nicht von der Wissenschaft, dem Stoff, nicht von dem Vorstellungskreis des Erwachsenen, sondern von der Natur des Kindes ausgegangen werden. Nur die Methoden führen zum Ziel, die so tief begründet sind.

Eins aber darf dabei nie vergessen werden, die Kinder sind ein heiteres Geschlecht. Sie leben noch heute in einer glückseligen Welt, die Jahrtausende hinter uns liegt, in einem goldenen Zeitalter. Was sie packen soll, was ihnen lieb werden soll, muß heiter sein. Und Alles, was ihnen geboten wird, muß ihnen lieb werden. Das ist die beste Schule, in der bei der ernstesten Arbeit am meisten gelacht wird.

Soweit es möglich, ist überall von der durch die nächste Heimat gegebenen Grundlage auszugehen. Die Schule hat nicht bloß mit dem zu rechnen, was sie mitteilt, sondern überall heranzuziehen, was das tägliche Leben außerhalb der Schule lehrt. Es ist einer der schwersten Fehler der

Digitized by Google

heutigen Praxis, daß dieses ungeheure Erfahrungswissen so wenig in Anschlag gebracht wird. Die Schule hat überall die Verbindungen herzustellen.

Engere Beziehungen zu den Eltern und den ins Leben entlassenen Schülern erscheinen dringend erstrebenswert, damit die Schule nicht als ein Fremdkörper im Leben des Einzelnen und der Familie steht. Es müßte sich um jede Schule eine Schulgemeinde der Eltern und früheren Schüler bilden, mitlebend, mitstrebend, mithelfend. Wo eine besonders einflußreiche Lehrerpersönlichkeit wirkte, haben sich in Hamburg bereits Vereine unter ihrem Namen gebildet, die ihre Überlieferung pflegen.

Auf dem festen Untergrund der Liebe zur Heimat und ihres wachsenden Verständnisses ist sodann das nationale Wesen zu pflegen. Wer die Schule verläßt, muß, soweit seine Fähigkeiten reichen, Anschluß an die großen Dichter und Künstler unseres Volkes gefunden haben. Anschluß mit dem Herzen. Und es muß in ihm das Bedürfnis nach unmittelbarem Verkehr mit ihren Werken lebendig geworden sein. Die Schule soll nicht satt, sie soll hungrig machen.

Alles, was gelernt und gelehrt und an Kräften erworben wird, muß durch das Gefühl in den Dienst der höheren Entwickelung unseres Volkes gestellt werden. Jeder muß sich mitverpflichtet fühlen, an der Vertiefung und Veredelung unseres Volkscharakters mitzuarbeiten und zwar, indem er nicht bei den andern, sondern bei sich selber anfängt.

In solchem Boden gepflegt, werden Vaterlandsgefühl, Volksbewußtsein, Nationalstolz, Patriotismus und wie wir die Äußerungen des einen tiefen Gefühls der Zugehörigkeit nennen mögen, in dessen Entwickelung wir Deutschen noch hinter unsern Nachbarn zurückgeblieben sind, sich als aufbauende und gestaltende Lebensmächte wirksam erweisen, die nicht nur an seltenen Schicksalstagen fieberhaft aufwallen, sondern auch an allen Werktagen still und stark an der Arbeit sind.

Hamburg, Weihnacht 1900 Alfred Lichtwark

Glossen zum Großkapitalistenkrieg

Mitte September 1899, als der Krieg zwischen Großbritannien und den Burenstaaten bereits unvermeidlich schien, äußerte Cecil Rhodes zu einem Deutschen:

I am almost ashamed of my countrymen that they talk about a war instead of calling it by the right name. It can only be a little police expedition. Besides, kick the beggars hard enough and they will give way.

Daß ein englischer Offizier, der General Brabant, jener Zeit im Klub zu Capetown stolz und gelassen erklärte:

„Give me fivehundred men and I will march to Pretoria in a fortnight“

Digitized by Google

ist allenfalls verzeihlich. Unkenntnis des Landes und seiner Verteidiger im Bündnis mit einer kräftigen Dosis soldatischer Prahlsucht lassen seine denkwürdigen Worte harmloser erscheinen. Daß aber der große Napoleon Südafrikas eine derart verblüffende Urteilslosigkeit an den Tag gelegt hat, ist ebenso rätselhaft, wie seinen Landsleuten verhängnisvoll, den Kundigen unter ihnen ein Gegenstand stiller Trauer und ohnmächtiger Wut. Denn unter seinem machtvollen Einflusse und gedrängt von der Eckſteingruppe, Eckſtein, Beit und Genossen, die in derselben wahnwitzigen Unterschätzung der Buren sich groß thaten, standen und handelten die leitenden Männer in Downing Street. Nur so wird es verständlich, daß Napoleon, Beit & Co. den albernen Jamesonraid mit geheimer Zustimmung der englischen Regierung in Szene gesetzt hatten. Nachdem nun der Jamesonritt seinen Don Quichote-Abschluß gefunden hatte, durfte man wenigstens erwarten, daß die Lenker Südafrikas zur Besinnung kommen würden und die militärischen Eigenschaften der „schmutzigen Bauern" etwas besser würdigen lernten. Weit gefehlt! Das unerschütterliche Vertrauen zu der allbesiegenden Macht des Großkapitals brachte jede Stimme, die etwas verständiger von der Widerstandskraft und dem Freiheitssinn der Halb-Barbaren sprach, schnell zum Schweigen.

Es unterliegt nicht dem leisesten Zweifel, daß Rhodes, Beit und ihre Kreaturen davon überzeugt waren, sie würden durch Bestechungen im großen Stil Tommy Atkins nur ein schmales Feld zur Bethätigung seiner Fähigkeiten übrig lassen. Daß sie schon vor der „Polizei-Strafexpedition", die nunmehr auf englischem Boden in das sechste Vierteljahr tritt, mit dem Sovereign tüchtig gearbeitet haben, bezeugen die Papiere, welche bei Lionel Philipps, einem Unterfeldherrn der unsterblichen Vierhundert des Dr. Jameson, gefunden sind. Daraus ergiebt sich nämlich, daß die internationalen Friedensstörer unter anderm etwa 25 000 Lstrl. aufgewandt haben, „to improve the Volksraad". Erreicht ist freilich nichts. Männer vom Schlage der Schweizer in den ruhmvollen Zeiten ihrer Geschichte verraten ihr Vaterland nicht, auch nicht für gleißendes Gold. Bislang ist nicht der Schatten eines Beweises erbracht, daß irgend ein Mitglied des Raads sich thatsächlich hat bestechen lassen. Allen Verunglimpfungen und Schmähungen, die bezahlte südafrikanische Preßsklaven gegen angesehene Buren schleudern mußten, fehlt jedwede Grundlage. Man verfolge nur einmal, mit welcher Skrupellosigkeit dieselben Leute der Person des ehrwürdigen Präsidenten Krüger etwas anzuhängen suchen! In diesem Verleumdungsfeldzuge kommt ihnen allerdings der Umstand zu Hilfe, daß Krüger in der That ein beträchtliches Vermögen besitzt. Was liegt aber näher, als daß im Erwerb ihrer Millionen vorsichtige und einwandsfreie Männer, wie Cecil Rhodes, nachspüren und mit unerbittlicher Strenge darüber zu Gericht sitzen, ob denn Krüger die unantastbaren Regeln, nach denen sich in Süd-Afrika der Gütererwerb vollzieht, peinlich innegehalten hat. Dabei wissen die Verleumder recht wohl, daß Krüger durch den Verkauf seiner im Wert ungemein gestiegenen Farmen reich geworden ist, ein Geschäft, daß sich durch seine Einfachheit und Geruchlosigkeit von manchen merkwürdigen Minentransaktionen in Süd-

Digitized by Google

Afrika wunderbar abhebt. Wie feinfühlig und uneigennützig Rhodes und die Eckſteinleute ſonſt in der Bewertung wirtſchaftlicher Maßregeln ſind, tritt auch bei ihrer Haltung in der Konzeſſionsfrage klar an den Tag. Mit einem mächtigen Aufgebot von ſittlichem Pathos wettern ſie gegen das Dynamit-, Eiſenbahn- und Branntwein-Monopol, um lediglich der Zement-Konzeſſion beredt und warm das Wort zu ſprechen. Gilt es doch die heimiſche Transvaal-Induſtrie gegen die ruinöſe ausländiſche Konkurrenz zu ſchützen! Famoſe Volksfreunde, die an dem Dynamit- und Brantweinhandel, wie an den Eiſenbahnen uſw. nicht beteiligt ſind, in der Zementfabrikation aber ein gutes Stück Geld angelegt haben.

Das lächerlichſte Wort, das die Rhodes- und Eckſteinblätter, The Star, The Leader, The Cape Argus und andere, in Süd-Afrika aufgebracht, und das man ihnen in Europa mit ernſter Miene gedankenlos nachbetet, iſt das von der Expanſionskraft des engliſchen Volkes; die höhere Kultur beſiege die niedere und dergleichen mehr. Haben etwa die Römer die Germanen unterjocht? Oder will man die Buren mit Indianern und Negern auf eine Stufe ſtellen? England wird der Burenrepubliken niemals Herr werden, und wenn das engliſche Volk erſt vor dieſer unabänderlichen Thatſache ſteht, wenn es erkennt, daß es durch einen ruchloſen Krieg ſeine beherrſchende Großmachtſtellung verloren hat, wird ſich ſein Haß und Fluch gegen Rhodes, Eckſtein und Genoſſen wenden.

Das internationale Großkapital und ſeine Expanſionskraft wird in England auf der Anklagebank ſitzen.

Siegfried Heckſcher

Produzenten und Händler

Iſt es Abſicht, oder einmal verdichtetes Vorurteil? Genug, von allen Seiten verſucht man jetzt, das deutſche Publikum gegen Verkaufsvereinigungen verſchiedener Art in Stimmung zu bringen. Zweifellos ſteht ja in zahlreichen Abſatzgebieten zwiſchen Herſtellern, Vermittlern und Verbrauchern ein Kampf bevor, aber es geht doch nicht gut an, daß unſere öffentliche Meinung, anſtatt einer Beurteilung von Fall zu Fall, ſich nun ſofort ganz einſeitig zu Gunſten der Kaufleute entſcheidet. Die Fühlhörner dieſer öffentlichen Meinung: die großen Tagesblätter ſtecken in alten Parteiverbindungen und erlauben ihren jüngeren Volkswirtſchaftlern ein Eintreten für irgendwelchen Schutzzoll oder Freihandel, für irgend welche Syndizierung, oder Warenbeweglichkeit immer nur in einem gewiſſen Verhältniſſe zu der ſeit Jahrzehnten hochgeſchwungenen „Fahne“. Aus dieſer Halbheit erwächſt dann, wenigſtens für die gebildeten Leſer, eine wie es ſich faſt täglich zeigt, höchſt unklare Auffaſſung vom Weltmarkt und deſſen neuen Forderungen.

So feſt eingebürgert hat ſich nämlich der Kaufmannseinfluß in Europa, daß ein Rütteln an ihm wie ein Eingriff in unſere Freiheit ſelbſt gilt, und dennoch können die unbeſtreitbaren und größten Verdienſte eine Veränderung unſerer Geſchäftsmethoden ſchließlich nicht aufhalten. Alle diejenigen, welche die Geſchichte nach dieſer Richtung hin auch nur ſeit Dezennien geprüft haben, werden von dem Sturm und Drang wiſſen, den der Handel oft genug durchgemacht hat. — Von jener plötzlichen Konkurrenz, welche durch die politiſche Mündigſprechung einzelner Volksſchichten unſere Läden und Läger unter größter Erbitterung der einſtweilen noch teuerer Verkaufenden überflutete. — Von jener endlich errungenen Selbſtändigkeit ſo mancher einſt paſſiven Länder, die nunmehr in ihren eigenen Hauptſtädten jene Waren anhäuften, welche ihre Bürger ſonſt in Hamburg oder Leipzig

Digitized by Google

kaufen, resp. borgen müßten. Von jener Verschiebung nun schon seit zwanzig Jahren, daß etwa der Chemnitzer Fabrikant seine Rohstoffe nicht mehr von unsern Seeplätzen, sondern direkt in Ostindien erwirbt. Von jener großen Periode, in welcher dann die deutsche Industrie selbst aufhört, passiv zu sein, und unsere Manufakturisten etwas anderes zu thun bekommen, als billige englische und feine französische Zeuge bei uns zu verbreiten. Zöllner und Fanatiker werden natürlich gegen die Wichtigkeit dieser Vermittelung von ehemals blind sein, aber weil unsere Importeure sich Jahrzehnte hindurch um die Bekleidung aller Stände redlich bemüht hatten, mit einer merkwürdigen Intelligenz sogar in den englischen Industriezentren produzierten, so braucht eine so große Aufgabe doch heute gar nicht mehr lebensfähig zu sein. Sie hat sich ja auch wirklich überlebt und eine praktische Pietät giebt es noch nicht.

Bekanntlich bilden die Einführung der Eisenbahnen sowie der Gasbeleuchtung die bedeutsamsten Ausgangspunkte unserer Fabrikation und Handelsentwickelung. Damals war der Anfang wie immer schwer und ohne die Findigkeit des Kaufmannes und zwar gerade solcher, die der neuen Zeit gleichsam erst entsprangen, wäre es jenen damals noch abenteuerlichen Unternehmen schier unmöglich gewesen, sich ihren nötigen Warenkredit zu schaffen. Man bedenke z. B., daß dieserhalb für Schienen einfach jeder Preis bezahlt wurde — und von Bahnen, die nachher von Preußen um die größten Summen abzulösen waren — während seitdem bekanntlich die Sätze recht scharf kalkuliert werden. Wahrscheinlich glaubt auch hier wieder das Publikum, daß der Schienen-„Ring", welcher später so weit ging, den Wettbewerb der fremden Märkte auszukaufen, einen Akt der Tyrannei darstelle. Ist man doch nur zu geneigt, stets die fertige Thatsache zu sehen, anstatt auch die Ursachen kennen zu lernen. Diese Ursachen betrafen eben ein ruinöses Unterbieten, dem erst der „Ring" ein Ende machte. Möglich, daß die Herren sich jetzt ihr Material sehr gut bezahlen lassen, früher war dies nicht der Fall. Denn sobald man in großen Betrieben und ausgedehnten Anstellungen von Arbeitern steht, ist es einigermaßen schwer Beschäftigung zurückzuweisen, selbst zu hart gedrückten Preisen. Werden in einem Komptoir zehn und zwölf Kommis nach und nach entlassen, so macht das kein Aufsehen, aber eine Fabrik, die hundert Arbeiter entließe, würde auch ohne den heute prompten Depeschendienst in ein so zweifelhaftes Licht gestellt werden, daß man um so sicherer mit billigeren Geboten anzukommen glaubt. Alle Syndikate gehen zunächst aus der Schwerfälligkeit des industriellen Apparates hervor, wodurch die einzelnen Unternehmen jene dem Kaufmann eigene Leichtigkeit im Ablehnen unrentabler Bedingungen so ziemlich verlieren.

Zweierlei hat man übrigens bei uns aus der Geschichte von Eisenbahn und Gas gelernt. Als jetzt die elektrischen Lokalbahnen in Angriff genommen wurden, meinten viele, diese ganze Neuheit sei mit den rasch geschaffenen Verbindungen vor allem im Ruhrbezirk wieder zu Ende. Da erinnerten aber ältere Männer an jene Zeiten, als man auch nach Legung verschiedener direkter Schienenwege bei der Eisenbahnentwickelung an „Schluß" glaubte und von dem reichen Geäder keine Ahnung hatte, das dann Jahre hindurch sich immer mehr ausbreiten mußte. Ob dieses Vorbild sich diesmal auch bezüglich der kleinen und kleinsten Vorortebahnen wieder erfüllen wird, bleibt eine offene Frage, die wohl zum großen Teil von dem Anwachsen unseres Arbeitsmarkts abhängen wird. Was die Gasbeleuchtung betrifft, so hatte das Großkapital bei deren Beginn ebenfalls ungeheuere Summen riskiert, vielleicht nicht direkt in Geld, aber doch in Rohstoffen und sonstigem Material. Es hatte sich dann gezeigt, daß der betreffende Kredit überaus glänzend angelegt war. Schwerlich hätte ohne diese Erinnerung unsere moderne Hochfinanz mit ihren ungleich gewaltigeren Mitteln den Wagemut besessen, sich für die Elektrotechnik zu interessieren, die Jahre lang geldlich von ihr durchgehalten werden mußte. Man sieht also, daß es auch einmal umgekehrt kommen kann! Während nämlich im Bank- und Börsenwesen gerade solche Kräfte die unternehmenden sind, welche die mehrjährigen Blutentleerungen nach dem Wiener Krach nicht miterlebten, haben unsere großen Industrien von den Erfahrungen der älteren Generationen ihren Nutzen gehabt.

Digitized by Google

Ein Hauptirrtum des Publikums und vielleicht auch der Tagespresse liegt in der etwas bequemen Anschauung, als ob die Mitglieder eines Syndikates gleichsam eine Neigungsheirat miteinander eingingen. Wäre die Welt weniger vergeßlich als dies leider bezüglich öffentlicher und auch öffentlich besprochener Vorgänge ist, so würde man beispielsweise die schwierigen Verhandlungen wieder einmal überdenken, welche dem Kohlensyndikat überhaupt vorangehen mußten. Viele Monate hindurch wurde von Zeche zu Zeche verhandelt und noch geraume Zeit bevor man sogar mit der Hinterlegung von Solawechseln für Kontraventionsfälle hervor kam, wurde ein Zustandekommen der ganzen Vereinigung fortwährend bezweifelt. Die Ursache für diese Zweifel sind aber lehrreich genug, um uns überhaupt in die „Eingeweide" solcher Syndikate hineinblicken zu lassen. Wo blieb nämlich die geschäftliche Selbständigkeit der Zechen, wenn alle Preise, sowie Verkaufsdispositionen von Essen aus nicht etwa bloß kontrolliert, sondern sogar gemacht wurden? Indem sich also jeder einzelne Direktor in seinem bisherigen Range gefährdet sah, was ja unter Umständen zugleich zu Gehaltsverringerungen führen konnte, war ein Widerstand angefacht, der überhaupt nicht von den Interessenten selbst beizulegen war. Dazu kamen noch die großen Rhederfirmen, wie Haniel, Stinnes etc., welche mit ihrem Besitz und ihrem Handel einen so großen Einfluß darstellten, daß sie ihre persönliche Ablehnung zunächst hinter derjenigen ihrer eigenen Zechen verstecken konnten. Damals blieb nichts anderes übrig als die Miteigentümer resp. Miterben dieser Rhederzechen eingehend zu sondieren, um sie wiederum im Gegensatz zu den mit ihnen verwandten Firmeninhabern selbst zu bringen. Auch hiermit war aber der große Plan noch lange nicht zu vollenden und erst als die Banken eingriffen und über die Köpfe der einzelnen Grubendirektoren ihren ganzen Druck aufwendeten, wurde das Syndikat perfekt. Dieses ist also im Grunde genommen niemals in Rheinland-Westfalen zu stande gekommen, sondern in den Banken-Bureaux der Diskonto-Gesellschaft, Handelsgesellschaft, Deutschen Bank u. s. w. Hier hat sich also doch wieder einmal der Vorteil des Aktienwesens gezeigt, d. h. der Wert eines in gewissem Sinne unparteiischen Dritten, der zwischen den vielen Partikularisten das einzig Richtige durchsetzte. Wenn unsere Banken seiner Zeit gelegentlich jenes großen Streiks ebenso nachhaltig für eine loyale Behandlung der Arbeiterforderungen eingetreten wären, so hätte viel Unglück verhütet werden können. Allein sozialpolitisch sind unsere Großen bekanntlich erst angehaucht worden, nachdem sie finanzpolitisch schon längst vorzüglich geschult waren. Immer wieder muß man auf dieses Kohlensyndikat zurückkommen, weil kein anderes außer ihm sich bisher seine einzelnen Mitglieder so fest zu halten verstand. Haben doch selbst die Händler ihre ursprüngliche Feindschaft gegen das neue Joch längst in Freundschaft verwandelt, in dem Sinne etwa, wie Arndt Preußen eine wollene Jacke nannte, die zuerst kratzt, dann aber wärmt.

Auch bezüglich des zweitmächtigen Syndikates, desjenigen für Roheisen, denken sich die ferner Stehenden die Einigkeit ungleich leichter, als solche in Wirklichkeit in fetten oder mageren Jahren zu behaupten ist. Hier ist bezüglich der jeweiligen Preisbeschlüsse eine solche Geheimhaltung notwendig, daß unter Umständen selbst gewichtige Mitglieder des Syndikates damit überrascht werden. Beschwerden in dieser Hinsicht über Despotie, Tyrannei usw. sind oft genug im vertrauten Kreise laut geworden, und wer z. B. den Gegensatz verfolgt, in dem die Montan-Nachrichten der katholischen „Volkszeitung" in Köln zu denen der protestantischen „Kölnischen Zeitung" zuweilen stehen, wird schon manchen Blick hinter jene Kulissen thun können. Für eine Auflösung ber Verbände braucht der Konsument gar nicht zu sorgen, eine solche tritt in Abwärtsperioden schon von selbst ein. Nur daß man dann die einzelnen Maßnahmen auf ihren äußerlichen Wert zu prüfen pflegt. Wenn z. B. jetzt irgendwelche kleinern Vereinigungen ihre offiziellen Sätze ermäßigen, so thun sie dies, weil eben die letzten Erhöhungen nur ganz nominell bestanden hatten, da es gar nicht gelungen war, jene Preise noch bei der Kundschaft oder richtiger: der Kundschaft der Großverbraucher durchzusetzen. Ebenso wären sehr leicht Fabrikationen zu nennen, in denen große Unternehmen zu Verbandspreisen nur nach einer formell beigelegten Faktura liefern, während ihre wahre Faktura schon bedeutende

Digitized by Google

Ermäßigungen enthält. Seit weit über einem Jahre haben wir in dieser Art selbst Spezialwerke von Ruf ganz ruhig schleudern gesehen, ohne daß es hierüber zu einer Festnagelung kam. Aber gerade diese innere Uneinigkeit, dieser Drang von dem Ganzen hinweg, immer nur das eigene Augenblicks-Interesse zu benutzen, sollte eigentlich die Wichtigkeit straff organisierter Verbände zeigen.

Auch außerhalb unserer Hüttengewerbe läßt sich dieses moderne Mittel nicht ausmerzen. Um wie viel besser stände z. B. unsere Textil-Industrie da, wenn nicht ein schier endloser Optimismus zur Anlage von immer neuen Betrieben geführt hätte. Nirgends hat die Überproduktion einen größeren Umfang erreicht und noch immer hofft jeder Fabrikant, wenigstens für sich selbst, durch Mehrabsatz den Minderpreis gut ersetzen zu können. Wenn man frägt, warum diese so wichtigen Geschäftszweige es noch immer nicht zu einem Zusammenschluß ernster Durchführung gebracht haben, so läßt sich nur darauf antworten, daß dabei wohl Menschen in Betracht kommen, welche nicht die Energie unserer Ruhrbezirke haben. Eine ganz neue Vereinigung, die endlich jetzt zu Stande gekommen ist, betrifft Kalzium-Karbid. Eine junge, hoffnungsvolle Industrie, die es möglich machte, vor Allem zahlreiche höhere Techniker uns dadurch zu erhalten, daß wir sie im Auslande verwenden konnten! Kaum waren aber die diesbezüglichen Fabriken mit ihren dazu noch keineswegs gesättigten Erfahrungen entstanden, als ein so überhasteter Wettbewerb eintrat, daß heute, wenigstens nach dem Urteil der Fachmänner, der rentable Absatz von Azetylen bereits sein Ende erreicht hat. Auch hier wieder ist es ein mehr oder minder unparteiischer Dritter gewesen, der die Vereinigung schließlich zu Stande brachte. Es war die deutsche Gold- und Silber-Scheide-Anstalt, die zwar gar kein Kalzium-Karbid fabriziert, aber die Schmelzöfen hierfür liefert. Aus diesem Grunde hat bekanntlich die genannte Anstalt auch vor einigen Jahren das französische Patent (Bullier) auf Kalzium-Karbid vor dem Reichsgericht mit Erfolg anfechten lassen, so daß alsdann eine Fabrik um die andere für deutsche Rechnung entstehen konnte.

Von einem Syndikat in der Elektrotechnik kann vorläufig keine Rede sein. Die Generaldirektoren sind da zu selbstherrlich und lassen einen Vergleich zwischen ihren zum Teil völlig heruntergeschriebenen Anlagen mit solchen, die noch hoch zu Buch stehen, keinen Augenblick zu. Alles bis sogar auf die Reklame ist an unserer Elektrizitäts-Industrie, man möchte fast sagen, amerikanisch. Und bezeichnend genug ist die älteste Firma auf diesem Gebiete Siemens & Halske, welche bis vor noch nicht Langem grundsätzlich nicht annonzierte, heute eine Zeitungsinserentin größten Stiles geworden. In welcher Weise die kleineren Thätigkeiten auf diesem Gebiete unterbunden werden, spottet jeder Phantasie, wenigstens früher ist es häufig genug in unsern Großstädten vorgekommen, daß bei Installationen die eine Niederlassung es auch um die Hälfte billiger that als die andere. Solche Aufhebung nahezu der Selbstkosten wurde dann mit der Person des jeweiligen Vertreters moralisch gedeckt, so daß die Gesellschaften selbst außer Spiel blieben. Im größeren Sinne zeigte sich die Feindseligkeit bei den Beratungen, welche die Beschickung der Pariser Weltausstellung vorbereiten sollten. Damals lernte der Regierungskommissar Richter es kennen, wie wenig es bedeutet, wenn die Leiter einer großen Industrie einander formell freundlich begegnen, aber dabei einander doch im Innersten so widerstreben, daß die ganze Ausstellungs-Frage in Gefahr des Scheiterns kam. Denn sobald es wegen des geringen Platzes als praktisch erachtet wurde, sich um die großen Dynamos von Siemens & Halske zu schaaren, war sofort die Gegenmeinung vorhanden, daß es sich nicht darum handle, eine deutsche elektrische Ausstellung zu machen, sondern daß der Fremde nach Paris komme, um die Objekte der einen oder anderen ganz bestimmten Gesellschaft zu sehen. All dieses hindert natürlich nicht, daß bei Preiserhöhungen einzelner Bedarfsartikel die „feindlichen Brüder" gemeinsame Zirkulare erlassen. Würden wir doch heute nicht entfernt denjenigen Geldmangel haben, welcher heute unter anderm in dem so bedenklichen Trassierungssystem von Fabrikunternehmen auf Banken einen Ausweg sucht, wenn sich unsere elektrischen Unternehmungen im Auslande auf Jahre hinaus anders als festgelegt hätten. Niemals wäre dies nötig gewesen, ohne daß sich die fernsten Gemeinden

Digitized by Google

von den vielen deutschen Offerten verzogen genug gefühlt hätten, um unsern Unternehmen nun auch noch zunächst den Selbstbetrieb ihrer Schöpfungen zu überlassen. Es dürfte nicht Vielen bekannt sein, daß überhaupt verschiedene industrielle Gesellschaften sich den Gesichtspunkt, sagen wir einmal ausgerechnet haben, wonach sie die Billigkeit ihrer Offerten vor Allem darnach zu bemessen hätten, wie ihre Anlagen heruntergeschrieben sind. Und damit sind natürlich Kalkulationen Thür und Thor geöffnet, die sich in herabgehenden Zeiten erst fühlbar machen werden. Es giebt eben schließlich für jedes praktische Gebiet einen gewissen Weltmarktspreis, und nur scheinbar nützen sich die einzelnen mächtigen Unternehmen, wenn sie die eigene Firma als über jedes Niveau erhaben denken. Ebenso wie man während der Hausse-Periode an der Börse wohl Schuckert-Aktien kaufte, falls man an der kleineren Helios-Aktie Interesse hatte, so ist auch eine Allgemein-Tendenz von den minder großen Gesellschaften hinweg auf die größeren und großen gar nicht zu leugnen. Wir werden daher auch noch auf anderen Gebieten Syndizierungen erleben, die ja weit weniger eine Ausbeutung des Publikums darstellen als einen schließlichen Vergleich zwischen dem aufreibenden Wettbewerb selbst.

Wir von Europens Höflichkeit Übertünchten können noch immer den Gedanken nicht aufgeben, in allem Amerikanischen etwas Vergewaltigendes zu sehen, und so verurteilen wir natürlich auch jeden Ring drüben von vornherein. Für den Weitersehenden indessen, der nicht geneigt ist, um einer lebhafteren Gruppierung willen, alle Kaufleute als Engel und alle Produzenten als Teufel auszumalen, muß auch in jenen amerikanischen Vereinigungen zum mindesten oft ein gesunder Kern stecken. Es geht hiermit wie mit den Eisenbahnen desselben Riesenlandes. Sie sind unter rücksichtslosester Verfolgung eines an sich großen Zieles unternommen worden, und haben erst sehr spät durch Gesetz und vielleicht auch Sitte eine Konsolidierung erfahren, wie solche etwa vor zehn Jahren noch nicht glaubhaft erschienen wäre. Der große Zwischenhandel, welcher z. B. wichtige Rohstoffe wie Kupfer, Petroleum in seinen Händen hatte, klagt heute die Produzenten als rohe Monopolisten an, aber er selbst hat doch früher dieses Monopol inne gehabt, und wenn man sich die Schwankungen ansieht, auch weidlich ausgenutzt. Warum sollte z. B. die Londoner Kupferspekulation, welche Jahrzehnte hindurch den Preis bestimmt hat, irgend eine mildere Herrschaft zum Ausdruck gebracht haben, als der heutige amerikanische Kupferring? Hätten wir diesen letzteren noch nicht gehabt, so wäre es erst zu beweisen, daß die Notierungen angesichts des ungeheuer gewachsenen Bedarfes an diesem Metall billiger gewesen wären. Es ist noch nicht lange her, daß andere Metalle so gestiegen waren, daß man an einem enormen Bedarf garnicht zweifelte, während thatsächlich eine holländisch-englische Firma große Vorräte davon eingeschlossen hielt. Über gewisse Brutalitäten seitens der Petroleumfaktoren in Chicago ist natürlich kein Wort zu verlieren, aber es sei hier doch daran erinnert, daß, wenn man über die Möglichkeit einer Petroleumverteuerung jetzt lärmt, die Thatsache nicht unterdrückt werden kann, daß unsere Petroleumquellen im Elsaß seiner Zeit nur deshalb nicht ausgebeutet werden konnten, weil derselbe Artikel von Amerika her zu billig angeboten war. Das Kapitel z. B. der Londoner Handelsmonopole, der Herrschaft dort einer ganzen Reihe alter Firmen auf wichtigen Warengebieten, wäre so lehrreich, daß vielleicht manche Leute noch das Bilden von Ringen dagegen als einen Vorteil ansehen müßten. Selbst ein so seltener Artikel wie Platina, der doch nur im Ural in Betracht kommt, war von einem englischen Hause so lange dominiert worden, bis der russische Finanzminister zu Gunsten seiner Platinawäscher eine andere Gründung veranlaßte, die freilich dann durch stille Vereinigung mit jener englischen Firma das Übel noch verschlimmerte. Im Ganzen läßt sich wohl die Behauptung aufstellen, daß die kleinen Vereinigungen bei weitem Unrechteres thun als die großen, nur daß man bei diesen letzteren die Veränderung als Druck stärker empfindet. Wenn z. B. die deutschen Linoleumfabriken sich vereinigen, um unter anderen dem Abnehmer einer großen Quantität einen kleineren Rabatt zu geben, falls es sich dabei nicht um ein einziges, sondern um den Gesamtbedarf für viele Häuser handelt, so dürfen geschulte Kaufleute hierin einen bedenklichen Übergriff erblicken.

Digitized by Google

Immer von neuem wird der menschliche Handelssinn andere Wege aufspüren, wo seine Vermittelung notwendig und vorteilbringend ist. Aber er hat kein Recht, unter allen Umständen seine eigene Thätigkeit als das Symbol der Freiheit, die der Produzenten resp. deren Vereinigung als eine Art unerlaubter Vorherrschaft zu kennzeichnen. Mögen sich noch so viele Erzeugungen oder Fabrikationen gegen einen zu geringen Gewinn zusammenschließen, der Kaufmann ist immer noch besser daran. Er ist beweglicher, kann die Weltumstände leichter übersehen und sich von lieb gewordenen Traditionen im gegebenen Momente ungleich leichter trennen. Ein großer Hamburger Kaufmann, der im ganzen nichts gegen die Schutzzoll-Ära Bismarcks einzuwenden hatte, sagte mir einmal: Es ist richtig, daß die deutsche Industrie durch das protektionistische System gewachsen ist, aber ich glaube fest, daß sie noch weit größer dastehen würde, wenn wir Warenhändler allein freie Hand behalten hätten! — Es ist ein Stück Wahrheit in diesem Satze, der wiederum beweist, wie der Kaufmann eigentlich immer an der Spitze marschiert. Ihn deshalb in feindlichen Gegensatz zu derjenigen Produktion zu bringen, die er erst verhandelt, wäre nicht allein politisch, sondern auch kommerziell gefährlich. Beide Faktoren haben ihre wichtige Thätigkeit, und als z. B. unsere rheinisch-westfälischen Eisenleute im Ernst versuchten, direkt nach Südamerika zu exportieren, haben sie das Aufgeben jenes alten hanseatischen Zwischengliedes schwer gebüßt. Und noch eins! Weshalb beschränken wir unsere Aufmerksamkeit auf die Verkaufsvereinigungen, anstatt den Amerikanern auch ihre Einkaufsvereinigungen abzusehen, wie sie denn in Berlin die Elide & Leather Company mit größtem Einkaufserfolg gegründet haben? Wir haben angeblich einen Zuckerring, während die Leiter des New-Yorker Trusts uns für das deutsche Fabrikat ihren Anschaffungspreis diktieren.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F Richter), alle in Hamburg

Digitized by Google

Nr. 15 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

Otto Speckters Katzenbuch.

Mit Gedichten von Gustav Falke

50 Pfg.

Erfrischend wirken durch reinen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Man verlange kostenlos unsern

Verlagskatalog

Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

Hamburgische Kulturaufgaben

von Gustav Schiefler.

1 M. 60 Pf.

Wenn der Verfasser zunächst auch nur hamburgische Verhältnisse ins Auge faßt, so enthalten seine Ausführungen doch soviel Beachtenswertes und Anregendes von allgemeiner Bedeutung, daß das Buch auch den leitenden Kreisen anderer deutscher Großstädte empfohlen werden kann.
(Litterarisches Centralblatt).

Gustav Falke als Lyriker.

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Geb. 2 Mark 50 Pf.

Gustav Falke gehört seit langem zu den Berufenen, die da lächelnd warten, bis das Volk ihnen den Ehrenplatz bereitet hat. Um aber das Bewußtsein des Volkes zu wecken und der Erkenntnis einen beschleunigteren Pulsschlag zu geben, hat sich in dankenswerter Weise ein Mann auf den Plan gestellt, der selbstlos, mit begeisternder Anrede, eine neue Bresche für Gustav Falke schafft: der durch vorzügliche Kunstbetrachtungen bekannt gewordene Dr. M. Spanier... Jeder, der nach der wohlthuenden Einleitung die wunderbar tiefen, oft von einem goldenen Humor durchleuchteten Gaben der Falkeschen Muse liest, wird sich dem Banne dieser Dichtermuse nicht entziehen können und nach den Werken selbst greifen, von denen er soeben die köstlichen Proben empfing. (Berl. Neuest. Nachr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einen Falkeprospekt

versendet kostenlos

Alfred Jansen, Hamburg
Kaiser-Wilhelmstraße 76.

Gustav Falkes Romane.

Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.

Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✹ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

Gedichte

von Stefan Rónay

Geb. 6 Mark.

Einen zeitgeschichtlich interessanten Einblick in das Fühlen und Denken eines katholischen Priesters bieten uns die Gedichte Stefan Rónays. Nach dem Tode des Verfassers, eines ungarischen Priesters, sind dieselben von seiner Schwester gesammelt und herausgegeben. Erschütternd sind die Seelenkämpfe dieses edlen Menschen, die uns eigentlich in jeder seiner Dichtungen entgegentreten. Er seufzt nach Freiheit und weiß, daß er dazu bestimmt ist, zeitlebens die Sklavenketten seines Berufes zu tragen. Er ringt nach Frieden, und Zerrissenheit ist die Grundstimmung seiner Seele. Er sehnt sich mit heißem Verlangen nach Liebesglück und Familienleben — Entsagung, Verbitterung ist sein Los.

Wohl keiner wird diese Gedichte, die in ihrer schlichten schönen Form doppelt ergreifend wirken, aus der Hand legen ohne ein tieferes Interesse für den Mann und sein Schicksal gefaßt zu haben, der sich auf jeder Seite des Buches als vortrefflicher Kenner des menschlichen Herzens zeigt.

Stefan Rónay ist eine der eigenartigsten Erscheinungen, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Poesie hervorgetreten sind.

(Evangelisches Gemeindeblatt.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Dr. Schwarz, Arzt

Bad Oldesloe i. H.

Familienheim für Erholungsbedürftige.

Gustav Falkes Gedichte.

Mynheer der Tod . . . . . Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht . . . . . Geb. 4 Mark
Neue Fahrt . . . . . Geb. 4 Mark
Mit dem Leben . . . . . Geb. 3 Mark

Gustav Falke bekundet — und das bleibt die Kunst aller Künste — eine ebenso hohe ethische wie ästhetische Reife, und der Mensch steht in keinem Stück dem Künstler nach.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei

A.-G. vormals **J. F. Richter**
in Hamburg
Grosse Bleichen 33
empfiehlt ihre
Photochemigraphie und Xylographie
sowie
Galvanoplastik und Stereotypie
zur Anfertigung von
Autotypien
Zinkätzungen
Holzschnitten
Zeitungs-Clichés
in vorzüglicher Ausführung zu mässigen Preisen.
Kostenanschläge bereitwilligst.
Telephon I, No. 16 und No. 6229

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 19. Januar 1901 Heft 16

PGerm 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

		Seite
„Die Antisemiten kommen!“	Siegfried Heckscher	507
Wasser im Städtebild I.	Karl Woermann	509
Die Säuglingssterblichkeit in Deutschland.	Oda-Olberg	517
Der Ritter.	Carl Bulcke	524
Aus der Papierwelt.	S. v. H.	525
Weshalb eine Mädchenreformschule.	Dr. Käthe Schirmacher	528
Satiren.	Maximilian Fuhrmann	534
Politische Erstarrung.	Cesare Lombroso	537

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg — Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmannsthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Borries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Herausgegeben von **Dr. M. M. Rabenlechner.**

Mit einem Geleitwort von **Peter Rosegger.**

55 Lieferungen à 50 Pfg.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Aspasia.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROF. HUGO MÜNSTERBERG
OCT 26, 1917

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 19. Januar 1901. Heft 16

„Die Antisemiten kommen!"

„Es wird mir immer ein Rätsel bleiben, daß in Ihrem liberalen Hamburg ein Fall Hillmann möglich war," bemerkte kürzlich ein bekannter deutscher Politiker, als er zu mir über die unglückliche Lage des verbannten Hamburger Geistlichen sprach, der noch immer im Zweifel ist, ob er als Versicherungs-Agent oder in einem andern weltlichen Beruf seine Verfehlungen wider den anti-sozialen Geist büßen soll.

Mir erscheint einigermaßen zweifelhaft, ob man das Recht hat von einem im guten Sinne liberalen Hamburg zu reden. Allerdings überwiegt im Senate eine gemäßigt liberale Richtung. Auch verschaffen sich nicht selten moderne soziale Ideen im Rate der Achtzehn Geltung. In der Hamburger Bürgerschaft aber verspürt man von einem Interesse — ich will nicht gerade sagen Verständnis — für unsere großen sozialen Lebensfragen, einer ehrlichen Absicht, an den drängenden sozialen Reformen mitzuarbeiten, kaum einen Hauch. Dadurch allein, daß man in seinen Manchester-Ansichten sattelfest ist, wird man noch nicht zum Liberalen.

„Mein Mann ist ein Patriot," erklärte mir vor einiger Zeit die treffliche Gattin eines Hamburger Bürgerschaftsmitgliedes, „in unserem Parlamente sitzen überhaupt nur Patrioten." Die brave Frau, die natürlich die denkwürdigen Aussprüche ihres Gatten am Kaffeetische wiedergab, wollte nichts Anderes sagen, als daß der Himmel und die Verfassung uns bislang vor dem Einzuge der Roten in unser Rathaus glücklich bewahrt haben. Und darüber hat lange eitel Freude bei den Patrioten geherrscht.

Seitdem nun durch eine Reform unseres Wahlrechts, welches auch heute noch mit seinen Grundeigentümer- und Notabelnwahlen jeden Vergleich mit den mecklenburgischen Institutionen recht wohl verträgt, den kleinen und mittleren Beamten sowie den kleinen Gewerbetreibenden der Weg zur Erlangung des Bürgerrechts geebnet ist, hat die Partei der Antisemiten in das feste Bollwerk der Patrioten Bresche gelegt. Vor wenigen Tagen ist der dritte

Digitized by Google

dieser Gattung zu der Würde eines Bürgerschaftsmitgliedes erhoben. Wer die Hamburger Verhältnisse nicht kennt, wird leicht den Eindruck gewinnen, als ob sich in Hamburg plötzlich der Antisemitismus zu besonderer Blüte entfaltet. Diese Vorstellung ist durchaus irrig, wie schon die letzten Hamburger Reichstagswahlen, die einen Rückgang der antisemitischen Stimmen aufwiesen, darthun. Vielmehr haben dieselben Erwerbsklassen vor zehn Jahren dem Antisemitismus genau so zugeneigt wie heute, nur mit dem Unterschiede, daß sie damals des Bürgerrechts entbehrten. Zudem ist es nicht allein der Haß gegen die Juden, sondern in stärkerem Maße sind es vielleicht die tausendundein Versprechungen, welche die Antisemitenführer dem Beamten und kleinen Gewerbetreibenden machten, so der Kampf gegen die Warenhäuser, Bazare und andere moderne großkapitalistische Errungenschaften, den sie auf ihre Fahnen geschrieben haben, der den Judenfeinden die willige Gefolgschaft dieser Leute sichert.

Was Wunder, daß in dem Hause der Patrioten seit dem Eindringen der Raabschen Gestalten ein gewisses Unbehagen und eine quälende Unsicherheit Platz gegriffen hat. „Die Antisemiten kommen!" raunt man sich beklommen zu. Patrioten, die jahrelang eine Zierde unseres Parlaments waren, verraten eine leicht erklärliche Mandatsmüdigkeit.

In der guten alten Zeit, mit der es durch den Einbruch der bösen Antisemiten endgültig vorbei ist, begnügte sich der Kandidat zur Bürgerschaft, in seiner Wahlrede mit einer Sorgfalt, die einem Chronisten Neid erwecken konnte, anzuführen, was er für Hamburg gethan, wie lange er Armenpfleger gewesen, seit wann er einem Bürgerverein angehöre und Ähnliches. Nun heißt es plötzlich Programm gegen Programm. Politische Parteien aber existieren in der Hamburger Bürgerschaft nicht. Wohl nennen die Einen sich die Linke, die Andern die Rechte. Dritte haben sich sogar unter dem Namen das linke Zentrum zusammengethan. Die Linke hat aber außer einem entschiedenen Eintreten für die Grundeigentümerrechte nichts Charakteristisches. Das linke Zentrum ist am auffallendsten durch seinen Namen. Bei der Rechten hingegen finden sich die Stützen des Senats, tüchtige, weitblickende Kaufleute und angesehene Anwälte. Sie bilden die eigentliche Partei des besonnenen Fortschritts; ihre Erhaltung ist eine notwendige Voraussetzung, wie eine Gewähr für die organische Weiterentwickelung des aufblühenden Handelsstadtstaates.

Was diesen „Rechten" fehlt, ist ein Gegengewicht, um sie an der Hintenansetzung und Vernachlässigung der sozialen Reformen zu hindern. Das kann aber nur so erreicht werden, daß der untere Mittelstand meinetwegen durch die Antisemiten, die breiten Arbeitermassen aber durch die Sozialdemokraten — sit venia verbi — im Verhältnis zu ihrer wirtschaftlichen Bedeutung eine Vertretung finden.

Würden wir nun radikal vorgehen und das Reichstagswahlrecht auf die Wahlen zur Bürgerschaft ausdehnen, so würden nicht nur die Antisemiten, sondern auch sämtliche Patrioten aus dem Rathause verschwinden. Davon überzeugt uns ein Blick auf die Ergebnisse der letzten Reichstagswahlen. Diese Perspektive schreckt aber selbst einen Sozialpolitiker — nach

Digitized by Google

den „Hamburger Nachrichten" und dem Hamburger Arbeitgeberverband übrigens ein Subjekt ebenso schlimm oder noch schlimmer als die Genossen — zurück. Denn ehe nicht in unserm großen Vaterlande der Zukunftsstaat gesetzlich, oder wie es wohl richtiger heißt, durch Gewohnheitsrecht eingeführt ist, bietet es wenig Verlockendes, die große Hansestadt als Versuchsobjekt für ein absolutes sozialdemokratisches Regime herzugeben. Es gilt also eine Mittelstraße zu finden, die ebenso den Sozialdemokraten den Eintritt in das Patriotenhaus ermöglicht, wie sie verhindert, daß in Hamburg ausschließlich nach den einseitigen Interessen des Lohnarbeiters regiert wird.

Dieses Ziel ist zu erreichen, wenn man die Notabeln und Grundeigentümerwahlen in die historische Rumpelkammer wirft, Stichwahlen einführt, und den Erwerb des Bürgerrechts an einen niedrigeren Zensus als bisher anknüpft. Heute erlangt das Bürgerrecht, wer fünf Jahre hintereinander ein Einkommen von 1200 Mk. versteuert. Würde man nun statt 1200 Mk. 1000 Mk. setzen, so wäre meiner Überzeugung nach das Problem gelöst. Denn der seßhafte Lohnarbeiter würde alsdann wahlberechtigt werden; nach ungefährer Schätzung an der Hand der Reichstagswahlen würden dreißig bis vierzig Rote in das stattliche Rathaus einrücken; die Antisemiten würden in ihrer alten Stärke bleiben und die Patrioten behielten ihren beherrschenden, durch die Mitarbeit der Genossen sozial gedämpften Einfluß.

Entschließen wir uns aber nicht bald zu einer Reform in dieser Richtung, so wird das liberale Hamburg im Widerstreit zu den Anschauungen des weitaus größten Teiles seiner Bevölkerung zu einer Hochburg für rückschrittlerische, zünftlerische, antisemitische Bestrebungen werden.

Die schöne Kaiserstadt, die jetzt gerade beginnt, das Luegersche Joch von sich abzuschütteln, warnt deutlich genug.

Siegfried Heckscher

Wasser im Städtebild

1

Wasser ist das erste Naß gewesen, mit dem die Menschen ihren Durst gelöscht, Wasser der erste Spiegel, in dem sie ihr Antlitz beschaut, Wasser die erste Kraft, die sie gebändigt haben; und Wasserwege sind auch die ersten Straßen gewesen, auf denen sie in künstlichen Fahrzeugen dahingeglitten sind. Die Kunst, Kanäle von den Strömen abzuleiten, war schon den alten Mesopotamiern und Ägyptern bekannt; die Kunst, in ausgehöhlten Baumstämmen über die Wasserflächen dahinzufahren, aber können wir gar bis in die vorgeschichtliche Zeit der Pfahlbaudörfer zurückverfolgen.

Jene auf Pfählen im Wasser stehenden, durch Laufbrücken mit dem Ufer verbundenen, rings von schimmernden Wogen umflossenen Wohnungen der Urgeschichte, die wir Pfahlbauten nennen, haben sich besonders in den Seen der Voralpen wiedergefunden. Noch heute aber stehen ihresgleichen

Digitized by Google

zahlreich an den Küsten der melanesischen und malaischen Inseln. Dort wie hier waren es unzweifelhaft Nützlichkeitsgründe, die die Ur- und Naturvölker veranlaßten, sich auf Pfählen im Wasser anzusiedeln: die Furcht vor den wilden Tieren und Menschen des Landes, die einträgliche Lust an der Jagd und am Fischfang, halb unbewußt wohl auch das Bedürfnis nach Reinlichkeit werden die Hauptantriebe zur Flucht aufs Wasser gewesen sein. Aber die Freude an dem Leben und Treiben auf den labsalbringenden grünen Wellen, in denen die Sonne des Himmels und die Augen der Geliebten sich wiederspiegelten, wird sich auch bald als solche geltend gemacht und die Seeanwohner auf den Fluten festgehalten haben. Jedenfalls waren die Pfahlbauorte der Vorzeit so reichlich mit „Wasser im Städtebild" versehen, wie keine späteren Dörfer und Städte Europas.

Die bedeutendsten geschichtlichen Städte haben wenigstens die Nähe größerer Wasserflächen aufgesucht. Die griechischen Städte siedelten sich um Burgberge an, von denen man einen prächtigen Fernblick aufs blaue Meer genoß; ihre Flüsse waren meist klein und wasserarm; aber welche Rolle diese Flüßchen in der Phantasie der Bewohner der griechischen Städte spielten, beweisen die Dichter, die Athens Ilissos und Kephissos, Olympias Alpheios und gar Thebens Dirke-Bächlein besangen. Die größten und volkreichsten Städte entwickelten sich jedoch schon im Altertum am Meere oder an mächtigen Flüssen. Tyrus, Sidon, Karthago, Ephesos, Milet waren wirkliche Seestädte; Babylon wurde vom Euphrat, das „hundertthorige Theben" Ägyptens wurde vom Nil, Rom wurde vom Tiber durchflossen. Von den natürlich gewordenen und gewachsenen europäischen Städten des Mittelalters und der Neuzeit wird sich kaum eine nennen lassen, die nicht ihren Fluß oder doch ihren Bach hatte. Selbst die wasserärmsten Großstädte der Neuzeit sind stolz auf ihre Flüßchen: Madrid auf seinen Manzanares, Leipzig auf seine Pleiße, Brüssel auf seine Senne. Ursprünglich aber hatten auch alle geschichtlichen Städte das Wasser nicht seiner Schönheit, sondern seines Nutzens wegen gesucht. Daß es ihnen auch zum Schmucke gereichte, entdeckten sie erst allmählich, als ihr Schönheitsgefühl erwachte.

Die Unterscheidung zwischen „natürlichen" und „künstlichen" Städten rührt, glaube ich, von dem verstorbenen W. H. Riehl her. Als „natürlich" bezeichnete er die Städte, deren Anlage nicht durch einen höheren Befehl beeinflußt und daher auch nicht von einem einheitlichen Willen geleitet war, sondern sich, den gegebenen Verhältnissen und dem Bedürfnis der Bewohner entsprechend, allmählich aus sich selbst heraus entwickelt hatte. Zu den natürlichen Städten in diesem Sinne gehören von Haus aus die meisten Städte dieser Erde, deren Namen auf Aller Lippen sind. Aber die „künstlichen" Städte beginnen doch schon im Gebiete der altgriechischen Sprache sofort nach den Perserkriegen. Hippodamos von Milet war der Staats- und Baugelehrte, der, nachdem Themistokles Athen durch gewaltige Mauern mit seiner von den Persern in einen Trümmerhaufen verwandelten Hafenstadt Piräeus verbunden hatte, deren Anlage nach einem einheitlichen Plane mit regelmäßig sich schneidenden Straßen und einem großen, von Säulenhallen umgebenen Marktplatze in der Mitte veranlaßte und durch-

Digitized by Google

setzte. Ob er bei diesem Neubau des Piräeus die Wasserfläche des Hafens im Stadtbilde zur besonderen Geltung brachte, hören wir nicht. Wohl aber hören wir, daß derselbe Hippodamos die neue Stadt Rhodos als Hauptstadt der gleichnamigen Insel nach einem so vollkommen einheitlichen Entwurf um das leuchtende Becken des Hafens anlegte, daß sie „wie ein einziges Haus" und zwar wie ein antikes Theater mit seinen Rängen und Keilen im Halbrund vom Wasser aus anstieg. Den Spuren des Hippodamos von Milet folgten dann die Baumeister der großen Städte, die unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern künstlich und einheitlich dem Boden entstiegen. Bezeugt wird die kunstvolle Regelmäßigkeit der Anlage besonders für Alexandrien an der Nilmündung, für Antiochien am Orontes, für Smyrna, Halikarnassos und Mytilene. In Alexandrien wirkten die Schloß- und Museumsbauten mit den gewaltigen, vom Leuchtturm Pharos beherrschten Hafenanlagen zu einem von Wasserspiegeln durchschimmerten Ganzen zusammen; und wie hübsch in Antiochien der Fluß sich in die Stadt schmiegte, verrät uns noch eine im Vatikan erhaltene Marmornachbildung der von Eutychides herrührenden Gruppe, die die Stadtgöttin von Antiocheia auf dem Felsen thronend und zu ihren Füßen emporstrebend den Flußgott des Orontes darstellt — das anschaulichste Stück anthropomorphischer Landschaftsplastik, das uns aus dem ganzen Altertum erhalten ist.

Dann war das achtzehnte Jahrhundert wieder eine Zeit künstlicher Städtegründungen. In Rußland trat der „natürlichen" Hauptstadt Moskau die „künstlich" auf Geheiß des großen Peter dem sumpfigen Gestade der prächtigen Newa entsprungenen neuen Hauptstadt St. Petersburg gegenüber; im Bereiche des jetzigen Großherzogtums Baden stellte sich der herrlichen, vom Neckar durchflossenen Naturstadt Heidelberg die künstliche Residenzstadt Karlsruhe zur Seite, deren Straßen Markgraf Karl III. fächerförmig von seinem Jagdschlosse ausstrahlen ließ; in Amerika wurde neben den natürlich aufspießenden großen Seestädten die Bundeshaupstadt Washington durch einen einheitlichen künstlerischen Willen gegründet: ihre Hauptstraßen nehmen sich wie die Speichen eines großen Rades aus, in dessen Mittelrund das Kapitol aufragt. Die neuen Stadtteile der gegenwärtig im Aufschwung begriffenen Großstädte aber pflegen überall einem höheren Willen gemäß nach einheitlichem Plane angelegt, ihre alten Stadtteile dementsprechend umgemodelt zu werden. Paris machte vor einem halben Jahrhundert unter Haußmanns Leitung den Anfang. Die übrigen Städte folgten. Nicht aber Fürstenlaune, sondern der in Bauordnungen kryställisierte Wille der städtischen Baubehörden pflegt jetzt die Straßenzüge vorzuschreiben; und wohl den Städten, deren Baubehörde von verständigen und geschmackreichen Künstlern beraten ist. Insofern gehören unsere modernen Städte wenigstens mit ihren neueren Stadtteilen alle zu den künstlichen Städten, zu den „Kunststädten" würde ich noch lieber sagen, wenn dieser Begriff nicht schon vergeben wäre. Wie die Kunst übrigens überall von Zeit zu Zeit zur Natur zurückkehrt, so suchen auch die Theoretiker und Praktiker der neuen Städtebaukunst wieder Fühlung mit den Naturstädten. Sie empfehlen wieder, die Straßen sich in schöngeschwungenen Schlangenlinien

Digitized by Google

entwickeln zu lassen, wie die Zeil in Frankfurt a. M., wie High Street in Oxford oder wie der Canale grande in Venedig. Da die gerade Linie die nächste Verbindung zwischen zwei Punkten ist und bleibt, wird der nach nächsten Verbindungen strebende Hauptverkehr der Städte sich die gewundenen Straßen freilich kaum gefallen lassen. Für beschaulichere Stadtteile aber wird man gern zu ihnen zurückkehren. Man denke an die Badestraße in Hamburg, vor allen Dingen aber an die den alten Umwallungen folgenden gebogenen Straßenzüge zahlreicher Städte Europas.

Je größer die Städte werden, desto mächtiger befällt ihre armen Bewohner das Heimweh nach dem verlornen Paradiese der Natur, nach Wäldern, Hainen, Felsen und Wiesen, nach rauschenden Strömen, plätschernden Quellen, murmelnden Bächen und tosenden Wasserfällen. Das Ohr verlangt dabei gelegentlich so gut sein Recht wie das Auge. Neben den städtischen Baumpflanzungen, Park- und Gartenanlagen, über die Camillo Sitte in dieser Zeitschrift gesprochen hat, kommen dabei vor allen Dingen die Wasserflächen, die Wasserstürze und Wasserstrahlen in Betracht, die in der dürren Häuserwüste bestimmt sind, das Auge, das Ohr und selbst das Gefühl zu erquicken. Von den Seen, Teichen und Wasserkünsten, die zu den Parkanlagen der großen Städte gehören, will ich jedoch nicht reden, sondern nur von dem Wasser, das sich dem eigentlichen Städtebilde einfügt und in unmittelbarem Zusammenhang mit den städtischen Gebäuden zur Geltung kommt.

Zu den Städten, in deren künstlerischem Bilde das Wasser eine Hauptrolle spielt, zieht unsere Sehnsucht uns immer zurück; und in unserer Erinnerung leben hauptsächlich diejenigen Plätze und Plätzchen der minder wasserreichen Städte, in denen sie wenigstens kleine Wasserspiegel zur Geltung bringen oder rauschende Wasserkünste entfalten. Stuttgart ist z. B. eine schöne, aber da der Neckar in einiger Entfernung von ihr vorüberfließt, eine wasserarme Stadt. Wenn ich aber an Stuttgart denke, sehe ich im Geiste vor allen Dingen die Springbrunnen an seinem Schlosse, seinen Galatea-Brunnen und den kleinen Feuersee, in den die neue Johanniskirche, von grünen Bäumen begleitet, hineingebaut ist. Am Wasser hängt, zum Wasser drängt nun einmal die Seele des Menschen. Der größte Teil der Erdoberfläche besteht ja auch, wie die Geographie uns lehrt, aus Wasser; das Wasser sei das Vornehmste, sang Pindar; und Thales, der altgriechische Weltweise, erklärte das Wasser sogar für den Urgrund aller Dinge.

Giebt es Regeln dafür, wie Stadt und Wasser zusammenwirken müssen, um uns künstlerisch und seelisch zu befriedigen? Allgemeingültige und ausnahmslose Regeln sicher nicht. Gerade für den Zusammenklang von Kunst und Natur giebt es hundert annehmbare Möglichkeiten. Nicht an Regeln, sondern an Beispiele wollen wir uns halten; aber Beispiele enthalten doch Lehren, und einige davon werden sich, um zu zeigen, worauf es ankommt, im Voraus zusammenfassen lassen.

Der künstlerische Eindruck der wirklichen Seestädte wird meinem Empfinden nach zunächst durch die großen Hauptlinien bedingt, die der obere Stadtumriß gegen die Luft, der untere Stadtumriß gegen das Wasser

Digitized by Google

beschreibt. Liegen die dekorativen Hauptlinien, die einem umrahmten oder umrahmt gedachten Bilde Stil und Haltung geben, zumeist an der Scheide zwischen dunkel und hell, so kommen gerade diese Linien bei den am Wasser gelegenen Städten, deren Luftlinie sich obendrein noch in den Wellen spiegelt, doppelt und dreifach in Frage. Daß diese Linien in guten Verhältnissen und vornehmer Führung in einander greifen, ist ein Haupterfordernis jeder künstlerischen Wirkung einer Seestadt-Ansicht. Völlig verschieden wirken diese Linien zunächst, je nachdem das Meer die nach außen geschweiften Häuserreihen umspült oder als Bucht in die einwärts geschweifte Stadt eindringt. Von wesentlicher Bedeutung ist es aber auch, ob die unmittelbar an der See gelegenen Stadtteile nur Geschäftshäuser, Schiffsmasten und Hafendämme zeigen, wie es sich bei den meisten Seehandelsstädten aus den Verhältnissen von selbst ergiebt, oder ob sie ihre vornehmen öffentlichen Gebäude, ihre Wohnpaläste und ihre Gasthöfe an den Strand verlegen, wie das zunächst und in vollem Maße nur bei den eigens für den Luxus- und Gesundheits-Aufenthalt am Meere errichteten Städten in der Art Nizzas und Brightons der Fall sein kann.

Am Strande von Bajae und von Antium wirkten schon in der alten Römerzeit die Prachtvillen der reichen Großstädter im engsten Zusammenhange mit dem Meere; und daß die Römer sich des Reizes dieses Zusammenhanges bewußt waren, zeigt sich in ihrer Vorliebe dafür, die Villenanlagen vom Strande aus ins Meer hinauszubauen.

Übrigens kann die Wasserseite einer Seestadt, deren ganzes Gestade den Hafenanlagen dient, malerisch betrachtet, anziehender sein, als die Uferstraße eines Luxus-Stadtteils; und baulich betrachtet, können die Linien der Hafendämme, je nach der Art wie sie sich den Uferumrissen fügen, viel dazu beitragen, die Ansicht kleinlich und zerrissen oder groß und einheitlich zu gestalten. Großartig stehen z. B. die neuen Molen von Genua im Stadtbilde. Die Ausdehnung der Meeresfläche bringt es mit sich, daß es dabei weniger auf fein gestimmte Einzelheiten als auf das Zusammenwirken der durch hervorragende Anhaltspunkte fürs Auge gegliederten großen Massen ankommt. Die Einfahrt in den mächtigen, von Docks und Geschäftshäusern umgürteten Hafen von New-York gewährt einen Anblick von unvergleichlicher Großartigkeit, weil die Hauptlinien der mit Häuserreihen besetzten Inseln durch die Mündungen der Flüsse und Meeresarme gegliedert sind, weil die zahlreichen Schiffe die Nüchternheit der Gebäude verdecken, weil den zwanzigstöckigen Turmhäusern der Hauptstadt jedenfalls eine mächtige Fernewirkung zukommt und weil das Riesenstandbild der Freiheit, das aus den Wellen emporsteigt, dem Auge einen wirklichen und der Seele einen idealen Anhalt in der Fülle der Erscheinungen bietet.

Flußstädte, die sich nur an einem Ufer ihres Stromes hinziehen, werden, wenn dieser breit genug ist, in manchen Beziehungen wie Seestädte angesehen werden können. So Lissabon, dessen Berg- und Häuserlinien mir freilich weniger monumental erscheinen als Anderen. Ist der Fluß schmaler, so hat natürlich das gegenüberliegende Ufer ein kräftigeres Wort mitzusprechen. So schon bei den Städten, die an einer Seite des Rheines

Digitized by Google

liegen. Ob das Ufer, das die Stadt einnimmt, flach oder hoch ist, kommt, wie bei Seestädten, so auch bei einseitigen Flußstädten, natürlich wesentlich in Betracht. Von kleinen Orten, die lediglich in ihrer Landschaft wirken, ist hier natürlich keine Rede. Die Wasserseite größerer Flußstädte wird, auch wenn sie nur an einer Seite des Wassers liegen, durch feste Quadermauern geschützt und gestützt und zum Anlegen von Schiffen mit Landungsbrücken ausgestattet sein. Wie man sich in der nächsten Umgebung von Prachtgebäuden eine architektonische Stilisierung des Gartens oder Parkes gefallen läßt, ja wünschen mag, so wird das Auge vor festen Ufergebäuden aus künstlerischen wie aus praktischen Rücksichten auch den Flußrand auf diese Weise stilisiert zu sehen verlangen. Je mächtiger die Gebäude der Uferstraße sind, desto fester werden auch die Stützmauern des Flußrandes sein müssen; je reicher und prächtiger sie sind, desto unmittelbarer werden sie sich im Flusse spiegeln dürfen; wo aber die Baukunst dem Gestade nur wenig Ansehen verleiht, auch die Gebäude an sich nüchtern und unmalerisch sind, wird das Auge gebieterisch verlangen, Baumgrün oder Gartenanlagen zwischen dem Flusse und den Häusern vermitteln zu sehen; und dieses Bedürfnis wird sich desto zwingender geltend machen, je flacher das Stadtgelände sich am Flusse entlangzieht. Man denke nur an die „Boompje's" in Rotterdam. Bei Städten, die sich an bergige Küsten lehnen, werden die Umrisse, die die natürlichen Höhenzüge in den Himmel zeichnen, in solchem Maße den Gesamteindruck beherrschen, daß der Baukünstler nur hier und da wird nachhelfen können. Bei flach gelegenen Städten aber kommt es für den Reiz der Ansicht um so entscheidender auf die Ausbildung der Luftumrisse durch die Abstufung hoher und niedriger Gebäude hinter der Vorderreihe an, als sie sich, vom Flusse aus gesehen, im Spiegelbilde verdoppeln. Ein kräftiger Rundturm, an einem Endpunkte der Stadt zur Ausgleichung der Massen der hochgetürmten Hauptkirche entgegengestellt, ein wohlgestalteter Palastbau, der an der richtigen Stelle an oder hinter der Uferstraße hervorragt, kann der Silhouette einer am Flusse gelegenen Stadt plötzlich einen ungeahnten Reiz verleihen. Die richtigen Verhältnisse, die richtigen Abstände, die richtige Verteilung der Massen sind dabei alles. Wie weit solche Verhältnisse und Abstände sich nach Maßen, wie denen des „goldenen Schnitts" und des gleichseitigen Dreiecks oder nach anderen Regeln berechnen lassen, soll hier nicht untersucht werden. Mit feiner künstlerischer Empfindung wird auch der Städtebaumeister oft größere Wirkungen erzielen als mit allen Berechnungen; und als der größte Künstler erweist sich auch hier manchmal, nicht immer, der Zufall.

Andere Gesichtspunkte, als für die Wasseransichten der einseitigen See- und Flußstädte, ergeben sich für die Betrachtung und die Behandlung von Flüssen, die mitten durch eine Stadt strömen, von Kanälen, die die Häuserblöcke durchschneiden und von kleineren, rings umbauten Wasserbecken im Inneren der Städte. Je kleiner der Wasserspiegel ist, desto feiner werden auch die Verhältnisse der Gebäude sein, desto sorgfältiger werden auch ihre Einzelheiten durchgebildet sein müssen, um mit dem Wasser zu

Digitized by Google

einer künstlerischen Einheit zu verschmelzen. Die Flüsse, die mitten durch eine Stadt fließen, befreien das Städtebild von vornherein vom geometrischen Zwange; richten sich Hauptstraßen der Stadtteile nach den Windungen des Flußlaufs, so wird ein schachbrettförmiger Straßennetz-Entwurf von vornherein keine besondere Aussicht auf Verwirklichung haben. Mitten in der Stadt wird ein ansehnlicher Fluß aber auch seine durchs Auge die Seele erquickende Kraft am siegreichsten offenbaren. Mitten in der Häuserwüste ist der Fluß ein sich stets erneuendes Stück der großen Natur selbst. Von seinen Wellen getragen schweifen die Gedanken empor zum Waldgebirge, dem er entsprungen ist, und hinab zum Weltmeer, dem er entgegeneilt; in seinen Spiegelflächen sieht auch der gesenkte Blick der Schwermut das Licht der Sonne strahlen und die Wolken des Himmels ziehen; selbst das Wehen des Windes verwandelt sich auf dem Strome zu einem Schauspiel fürs Auge und zu einer Anregung für die Einbildungskraft.

Soll die Bebauung der Uferstraßen eines die Stadt durchströmenden Flusses uns künstlerisch erfreuen, so wird aber auch ein gewisses Gleichgewicht in der Verteilung der Baumassen zu seinen beiden Seiten unerläßlich sein. Je breiter der Strom ist, in desto freierem Sinne wird einerseits diese Verteilung vorgenommen sein können, desto weniger störend wird andererseits aber auch eine symmetrische Gegenüberstellung massiger Prachtbauten wirken. Je schmaler der Fluß ist, desto strenger wird das Gleichgewicht der Gesamtmassen, desto freier aber auch die Symmetrie im einzelnen sein müssen. Je sorgfältiger die geometrische Gleichstellung in beiden Fällen vermieden wird, desto organischer werden die Anlagen wirken. Auf das richtige Gefühl für Verhältnisse kommt auch hier alles an.

Eine besonders hervorragende technische und künstlerische Aufgabe stellt den Baumeistern dann die Überbrückung der Flüsse im Städtebild. In alten, auf natürlichem Wege entstandenen Städten und Stadtteilen ergeben sich die Überbrückungsstellen von selbst aus den Verhältnissen. Bei künstlichen Neuanlagen müssen sie zunächst aus dem Geiste des Bebauungsplanes hervorgehen, muß die Lage jeder einzelnen Brücke aber, natürlich dem praktischen Bedürfnis entsprechend, mit feinem Stil- und Naturgefühl, die in der Regel Hand in Hand gehen, abgewogen werden. Die Formensprache der Brücken bildet eine Frage für sich. Sie wird sich nach der Höhe der zu verbindenden Ufer, nach der Breite und nach den Windungen des zu überbrückenden Flusses, nach der Art und dem Stil der angrenzenden Gebäude, aber auch nach dem gegebenen Baumaterial zu richten haben. Eine Idealbrücke müßte so hoch sein, daß alle Schiffe ihres Flusses ungehindert unter ihr dahinziehen können, aber auch so niedrig, daß die Fahrstraßen, die sie verbindet, keiner störenden Steigung bedürfen. Aber diese Forderungen werden sich nur in den allerseltensten Fällen vereinigen lassen. Bald werden die Stadtbrücken auf großen Vorbauten langsam ansteigen, bald werden sie zum Öffnen für den Schiffsverkehr eingerichtet sein. In London war bis vor einigen Jahren die London Bridge, über die der Verkehr der hochmastigen Seeschiffe nicht stromaufwärts ging, die letzte Brücke über der Themse vor ihrer Mündung. Jetzt aber spannt sich

Digitized by Google

im Bereich des Schiffsverkehrs noch die zum Aufdrehen eingerichtete Tower-Bridge über den Strom. Die einzige Brücke innerhalb eines Großstadtbildes, unter der „der höchsten Schiffe höchste Masten" dahinziehen, ist, wenn ich nicht irre, die Brücke über den East River, die New-York mit Brooklyn verbindet. In Dresden senken die Elbschiffe ihre Masten und Schornsteine vor den Brücken. Für den Brückenbau ist die Eisenkonstruktion wie geschaffen; und die Neuzeit hat gerade am großstädtischen Brückenbau gelernt, aus Eisen konstruierte Bogen gefällig zu machen. Von Ausnahmen abgesehen aber werden im Städtebilde Steinbrücken angenehmer aufs Auge wirken als Eisenbrücken. London Bridge mit ihren fünf Granitbogen wirkt in meinen Augen stilvoller als Westminster Bridge trotz des edlen Schwungs der Eisenbogen, der diese auszeichnet. Die neue Eisenbrücke bei Blasewitz, die technisch ein Wunderwerk sein mag, ist künstlerisch ein Ungeheuer. An der neuen steinernen Albertsbrücke in Dresden aber wird jeder seine Freude haben. Daß die Spannweite der Bogen groß genug sein muß, um den Verkehr auf dem Flusse nicht zu hemmen, ist freilich eine Notwendigkeit, der unter Umständen alle künstlerischen und kunstgeschichtlichen Rücksichten weichen müssen. Die Gestalt der Bogen aber, ob flach, ob rund, ob hoch, kann durch Schönheitsgefühl geadelt werden.

Von den künstlichen Kanälen im Städtebilde gilt im ganzen dasselbe wie von den Flüssen. Obgleich sie doch wohl nur in seltenen Ausnahmefällen nicht aus Nützlichkeitsgründen, sondern aus ästhetischen Rücksichten angelegt worden, hat man ihnen hie und da, wie in Amsterdam und in St. Petersburg, doch offenbar in künstlerischer Absicht zu anmutigen Rundungen verholfen, vielleicht gilt dies sogar von dem Berliner Kanal am Halleschen und Tempelhofer Ufer, während der einzig schöne Canale grande in Venedig und einige der Hamburger Kanäle ihre malerischen Windungen doch wohl nur der natürlichen Bodengestaltung verdanken.

Endlich noch ein Wort über Monumentalbrunnen und Wasserkünste im Städtebild. Sie zaubern Bergesfrische und tosende Wasserfälle in die Stickluft unserer Städte herein, und sie täuschen uns erquickenden Regen im glühenden Sonnenbrande vor. Wasserleitungen haben heutzutage doch alle Großstädte. Es handelt sich darum, auch den Wasserinhalt, den sie spenden, nicht nur zu Nutzzwecken, sondern auch künstlerisch im Städtebilde zu verwerten. Je spärlicher eine Stadt von der Natur mit Wasserflächen bedacht ist, in desto größerem Umfange sollte sie sich durch Wasserkünste und springende Brunnen schadlos halten! Anders werden die Wassermassen, die den Röhren entsprudeln, stilisiert werden, wenn der Brunnenbau sich an eine feste Rückwand anlehnt, anders, wenn der Brunnen in freier Rundung von allen Seiten sichtbar dasteht; anders wird die Wasserspende sich gestalten, wenn es sich darum handelt, hauptsächlich das Wasser als solches zur Geltung zu bringen, anders wenn es mit durchgebildeten Werken der Bildhauerei in Verbindung gebracht wird. Bildhauerbrunnen fordern aus dem Stadtgetümmel ausgesparte Inseln, stille lauschige aber doch leicht zugängliche Plätze, wo man sie mit Muße betrachten und sich außer an ihrem Wasser auch an der Kunst des Meisters erquicken kann. Weithin sichtbare Spring-

Digitized by Google

brunnen, die nur als solche wirken wollen und mächtige Strahlen gen Himmel senden, aber müssen so angebracht sein, daß sie, natürlich ohne den Verkehr zu hemmen, hunderte auf einmal erfreuen und erquicken können. Der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen läßt sich hier keine Grenze ziehen, Kunst und Natur können auch hier einen innigen Bund eingehen. Den Baumeistern und Bildhauern eröffnet sich hier ein reiches Feld zu harmonischem Zusammenwirken. Wassermühlen passen nicht mehr ins Bild großer Städte. Den notwendigen Schleusenanlagen in Kanälen und Flüssen aber können gelegentlich auch im Städtebild anmutige wasserfallartige Wirkungen entlockt werden. Die größten künstlichen Wasserfälle, die als solche im Städtebilde mitwirken, meine ich in der Villetta Negro in Genua und am Trocadero in Paris gesehen zu haben. Schillernder Regenbogenglanz, wie er über dem Niagara und dem Rheinfall steht, folgt auch den Wasserstürzen und Springbrunnen, die städtische Anlagen verschönen; und gerade an vielen Plätzen, um die draußen der Stadtlärm tost, wird der Regenbogenglanz uns an Goethes Wort erinnern: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Ende des ersten Stücks

Dresden — Karl Woermann

Die Säuglingssterblichkeit in Deutschland

Es ist bekannt, daß die meisten deutschen Staaten die höchste Säuglingssterblichkeit unter allen Kulturländern haben. Viele trösten sich über diese Erscheinung durch den Hinweis auf die große Fruchtbarkeit des deutschen Volks. Nun steht freilich außer Zweifel, daß man die Mortalität eines Landes nicht losgelöst von seiner Natalität behandeln kann.* Aber der Hinweis auf die Zahl der Geburten in Deutschland, die noch einen tüchtigen Vorsprung vor der der Todesfälle hat, sollte uns wahrhaftig nicht dahin führen, den hohen Quotienten der Säuglingssterblichkeit als belanglos, oder gar als einen Ausdruck unseres Überreichtums an Leben anzusehen, der eine strenge Ausmerzung der untauglichen Elemente gestattet. Trotzdem die modernen Rassenhygieniker im allgemeinen der die starke Natatität begleitenden Kindersterblichkeit diese Bedeutung beimessen, ist dieser Trost den thatsächlichen Verhältnissen in allen Kulturstaaten gegenüber wenig gerechtfertigt. Auf die deutsche Säuglingssterblichkeit angewendet erscheint er mir nur als eine gedankenlose Redensart.

Die Statistik der Staaten zeigt uns natürlich nur, wie viel sterben und wieviel übrig bleiben, und es ist wohlfeil, sich einzureden, daß das wohl die Besten sein mögen, und so unsere hohe Säuglingsmortalität als eine traurige Notwendigkeit einer nationalen Aufwärtsbewegung zu betrachten. Gehen wir aber zur Statistik kleinerer Einheiten über, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen: wir finden nämlich die hohe Natalität an gewisse soziale und wirtschaftliche Bedingungen gebunden: an Armut, Unwissenheit, gedrückte Lage niederer Volksschichten. Leider fehlt es an statistischem Material, um die hohe Säuglingsmortalität derselben Einheit nachzuweisen, aber diese Lücke läßt sich ausfüllen, da die elementare Beobachtung lehrt,

---

* Um ermüdende Zahlenangaben im Text zu vermeiden, sei auf der nächsten Seite ein Überblick über die Bevölkerungsbewegung der meisten europäischen Staaten beigegeben.

Digitized by Google

daß mit dem Grade der Wohlhabenheit die Fähigkeit sinkt, die Kinder zu erhalten, auch sind die wenigen vorhandenen Statistiken von aufdringlicher Beredsamkeit. Wirtschaftliche Not ist eine Ursache hoher Säuglingssterblichkeit. Finden wir in den unbemittelten Bevölkerungsschichten die höchste Fruchtbarkeit, so können wir — auch ohne den Zusammenhang zwischen Fruchtbarkeit und Säuglingssterblichkeit zu berücksichtigen — getrost die Sterblichkeit dazu ergänzen. Zeigt sich die stärkste Natalität auf besonders arme und rückständige Bezirke oder Bevölkerungsschichten beschränkt, so ist es logisch, anzunehmen, daß sie hier mit der stärksten Säuglingsmortalität zusammenfällt, daß diese Gegenden oder Schichten von der in der allgemeinen Statistik verzeichneten Geburten- und Sterblichkeitsbewegung einen unverhältnismäßig großen Teil auf sich konzentrieren. In diesem Falle würden also die Zahlen, die die Sterblichkeit und Fruchtbarkeitstatistik eines Landes hoch erhalten, von einem Teile der Bevölkerung gewonnen sein, der in ungünstigen Existenzbedingungen lebt, was für den auslesenden Wert der Sterblichkeit eine große Bedeutung hätte.

Daß das thatsächlich der Fall ist, dafür ist es nicht schwer, Belege beizubringen. In Italien sind die Landschaften am fruchtbarsten, die den größten Prozentsatz von Analphabeten, die höchste Seuchensterblichkeit, die meisten Expropriationen wegen unbezahlter Steuern aufweisen, namentlich die Neapolitanischen Provinzen, Puglien, Marken, Abbruzzen und Calabrien, während die niedrigste Natalität in Piemont und Ligurien ist, den Landschaften, die mit der Lombardei an der Spitze der italienischen Entwickelung stehen. Auch in der Schweiz sind es die ärmsten Kantone, Appenzell, Inner-Rhoden, Freiburg, Appenzell außer Rhoden und Tessin, die die höchste Fruchtbarkeit aufweisen, und hier zeigt uns auch die Statistik die stärkste Säuglingssterblichkeit.

Aber erst die Agglomeration führt zu einer Scheidung der verschiedenen sozialen Schichten, indem sie die Menschen nach Maßgabe ihrer wirtschaftlichen

Staaten	Eheschließungen auf 1000 Personen, die ihrem Alter und Personenstande eine Ehe schließen können[1]		Lebendgeburten auf 1000 verheiratete Frauen im Alter von 15—50 Jahren[1]		Lebendgeburten auf 1000 ledige oder verwittwete Frauen im Alter von 15—50 Jahren[1]		Todesfälle unter einem Jahr auf 1000 Lebendgeborenen[2]		Mortalitätsindex	
	Jahr		Jahr		Jahr		Jahr		Jahr	
Deutsches Reich	1874/91	53.0	1874/91	270	1874/91	26.5		..		..
Preußen.....		..		..		..	1884/93	207.5	1881/90	25.98
Bayern		..		..		..	„	279.0	„	28.87
Sachsen		..		..		..	„	282.8		..
Österreich....	1874/91	51.3	1874/91	250	1874/91	44.4	1884/93	247.3	„	30.53
Ungarn	„	91.6		..		..	1891/93	255.5		..
England und Wales	„	52.6	1874/91	250	1874/91	12.1	1884/93	146.4	1881/90	20.96
Schottland ...	„	40.9	„	269	„	19.9	„	122.3		..
Irland	„	23.0	„	240	„	4.1	„	94.4		..
Schweden....	„	37.8	„	240	„	..	„	107.1	1881/90	16.78
Dänemark ...	„	52.0	..		..		„	136.1	„	18.34
Italien.....	„	50.1	1874/91	251	1874/91	24.6	„	190.4	„	28.16
Frankreich ...	„	45.8	„	163	„	16.7	„	168.3	„	22.07
Schweiz	„	40.8	„	236	„	10.2	„	156.3	„	22.32
Belgien	„	41.9	„	265	„	19.8	„	162.0	„	20.87
Holland	„	49.0		..		..	„	174.5	„	21.05

[1] Die in dieser Rubrik angeführten Zahlen sind der Arbeit „Movimento della popolazione in altuni stati etc." entnommen im Bulletin de la Société internationale de Statistique. Bd. VII. 2. Lief. 1894.

[2] Bulletin etc. Bd. IX. 1. Lief. 1897. S. 36. Tab. V.

Digitized by Google

Lage verschiedenen Stadtteilen zuweist. Die großen Städte bieten auch deshalb das beste Material, weil hier am ersten die Vermögensverhältnisse der in einer Verwaltungseinheit zusammengefaßten Personen annähernd bestimmt werden können. So kamen z. B. in den Jahren 1889/93 in Paris im Durchschnitt auf 1000 Familien von 2 und mehr Personen 47 männliche und 167 weibliche Dienstboten, von 1000 Personen die einen Beruf ausübten waren 540 Arbeiter, unter 1000 Ehen wurden 157 mit Ehekontrakt geschlossen, auf 1000 Einwohner entfielen 137 übervölkerte Wohnungen. Mit diesen Daten besitzt man also wertvolle Kriterien für den Grad der Wohlhabenheit eines Stadtteils. Sehen wir nun, daß in einem Arrondissement (Meuilmontant) die Zahl der männlichen Dienstboten auf 2, die der weiblichen auf 17 sinkt, die Ehekontrakte das Minimum, nämlich 43 auf 1000 Ehen betragen, während die Zahl der Arbeiter auf 750, die der übervölkerten Wohnungen auf 137 steigt, so ist dieser Bezirk als arm gekennzeichnet. In ihm, dem ärmsten der Stadt, erreicht die Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15—50 Jahren das Maximum von ganz Paris, 176. Und wenn wir das andere Extrem, Elysée, zum Vergleich heranziehen, so finden wir die höchste Wohlhabenheit und ein Minimum von Fruchtbarkeit: auf 1000 Familien kommen 509 männliche und 870 weibliche Dienstboten, die Ehe mit Ehekontrakten betrugen 346. Auf 1000 Personen mit Beruf zählt man nur 190 Arbeiter, die Verhältniszahl der übervölkerten Wohnungen geht auf 40 herab, aber die Zahl der Geburten sinkt auf 34, wahrscheinlich die niedrigste Zahl, die heute von irgend einer Bevölkerungsgruppe erreicht wird. Nicht nur in diesen beiden extremen Fällen, sondern Schritt für Schritt in allen Arrondissements sinkt die Geburtenzahl in dem Maße, wie der an der Hand der vier angeführten Kriterien gebildete Wohlhabenheitthermometer steigt.

Dieses Verhältnis ist durchaus nicht auf Paris beschränkt. Bertillon, dessen trefflicher Arbeit* wir diese Zahlen entnehmen, hat die Verwaltungseinheiten von Paris, Wien, Berlin und London nach dem Grade ihrer Wohlhabenheit in sechs Gruppen zusammengefaßt und die spezifische Fruchtbarkeit jeder dieser Gruppen berechnet. Stellen wir diese Ergebnisse des französischen Statistikers, die sich alle auf die Jahre 1889—93 beziehen, zusammen, so ergiebt sich folgendes Bild. Auf je 1000 weibliche Personen in fortpflanzungsfähigem Alter kamen in

	Berlin	Wien	London	Paris	
der ganzen Stadt.....	102	153	109	79	Geburten
den sehr armen Bezirken ..	157	200	147	107	„
den armen	129	164	140	92	„
wohlhabenden	114	155	107	69	„
sehr wohlhabenden	96	153	107	63	„
reichen.....	63	107	87	50	„
sehr reichen.....	47	71	63	33	„

Die Zahlen für Berlin, Wien und London sind von Anfang an denen für Paris überlegen, die Abstufung der Natalität nach dem Grade der Wohlhabenheit ist aber allen gemein, ja, die Kluft zwischen der Fruchtbarkeit der ärmsten und der reichsten Bezirke ist in Berlin absolut und relativ am größten. Um das Berliner Verhältnis zu erreichen, müßte die Geburtenzahl in Paris auf 31 pro Mille sinken.

Auf die auf Berlin bezüglichen Angaben sei mir gestattet, noch näher einzugehen, da es hier möglich ist, der Natalität die Säuglingssterblichkeit für die einzelnen Bezirke gegenüberzustellen. Als Wohlstandsthermometer hat Bertillon hier den mittleren Wohnungspreis einer Wohnung für einen Einwohner, die Einwohnerzahl pro Raum und die Zahl der übervölkerten Wohnungen** gewählt. So ergiebt sich folgende Tabelle:

---

* La natalité selon le degré d'aisance, Bulletin de l'Institut internationale de Statistique. Bd. XI. 2. Lief. Rom 1899.

** Die beiden letzten Kriterien fallen für Berlin nicht zusammen, da dort als übervölkert die Wohnungen gelten, die mehr als zwei Einwohner für jeden heizbaren Raum zählen, während in Paris nur die Wohnungen mit mehr als zwei Einwohnern für jeden Raum als übervölkert angesehen werden.

Digitized by Google

	Mittlerer Einwohner-Wohnungspreis für einen Raum Mk.	Einwohnerzahl pro Raum	Übervölkerte Wohnungen auf 1000 Einwohner	Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15—50 Jahren	Todesfälle auf 1000 Lebendgeborene unter 1 Jahre[1]
I. Berlin, Cöln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt.	173	1,5	322	58	198
II. Friedrichsstadt.....	221	1,3	258	42	161
III. Friedrichsstadt und Schöneberger Vorstadt..	227	1,3	276	58	190
IV. Friedrichsstadt und Tempelhofer Vorstadt.....	124	1,8	402	92	198
Va. Luisenstadt jens. westl...	83	2,4	522	113	233
Vb. „ „ östl....	62	3,2	691	154	275
VI. Luisenstadt diesseits, Neu Cöln	143	1,6	326	70	227
VIIa. Stralauer Viertel westl..	90	2,2	490	112	274
VIIb. „ „ östl...	70	2,7	571	138	298
VIII. Königsviertel	91	2,1	455	105	283
IX. Spandauerviertel	119	1,7	354	82	267
Xa. Rosenthaler Vorstadt südl.	82	2,2	479	118	291
Xb. „ „ westl.	74	2,5	545	141	303
XI. Oranienburger Vorstadt	80	2,3	507	120	289
XII. Friedrich Wilhelmstadt, Thiergartenvorstadt, Moabit	173	1,5	294	108	296
XIII. Wedding.....	57	2,7	603	157	328

Geht man also der hohen Geburtenzahl und der mit ihr verbundenen Sterblichkeit nach, so kommt man — ins Armenviertel. Und man kommt aus dem Gebiet der nationalen, in das der Klassenstatistik. Der Gang verlohnt der Mühe, denn er zeigt uns das Problem der Kindersterblichkeit in einem ganz anderen Lichte: wir haben nicht in Deutschland eine hohe Natalität und eine hohe Säuglingsmortalität, sondern das deutsche Proletariat hat eine starke Fruchtbarkeit und eine geringe Fähigkeit, seine Kinder zu erhalten. Und diese Thatsache kennzeichnet die hohe Mortalität als ein reines Passivum im sozialen Budget der Nation, denn sie zeigt uns, daß ihr kein auslesender Wert zukommt.

Auslesend wirkt eine Zerstörungsursache, wenn ihr der Schwache erliegt, während der Normale heil ausgeht. Dann hebt sie das anthropologische Niveau eines Landes und bietet der numerisch starken Gesellschaft Vorteile, die sie gegen das individuelle Leiden, das der verschärfte Auslesеprozeß mit sich bringt, geltend macht.

Im allgemeinen hat nun jede Säuglingssterblichkeit geringen auslesenden Wert, weil die organische Widerstandsfähigkeit des Säuglings als Gegengewicht gegen äußere Schädlichkeiten so gering ist, wie in keinem anderen Lebensalter. Dieser Wert wird noch vermindert durch die große Verschiedenheit der Lebenshaltung bei den verschiedenen sozialen Schichten, dank welcher der Auslesemechanismus je nach den Vermögensverhältnissen eine wechselnde Eliminationskraft hat. Fast auf Null reduziert sich aber der Wert der Säuglingssterblichkeit in jedem Lande mit künstlicher Ernährung.

Denn wo wir künstliche Ernährung haben, da wird ein Faktor, der eigentlich zu der physiologischen Tüchtigkeit des Kindes gezählt werden sollte, zu einer äußeren

* Die Todesfälle beziehen sich auf das Jahr 1895 und sind dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin von 1897 entnommen.

Digitized by Google

Lebensbedingung. Der Organismus des Säuglings ist ohnehin dem Milieu gegenüber so schwach, daß sein größerer und geringerer physiologischer Wert ungünstigen Umständen gegenüber kaum in Betracht kommt. Wo aber die Ernährung, die normalerweise den kindlichen Organismus mit dem mütterlichen verbinden sollte, so daß die Muttermilch einen Teil des physiologischen Besitztums des Kindes ausmacht, zu den äußeren Lebensbedingungen tritt, da bilden diese dem kräftigsten, lebenstüchtigsten Kinde gegenüber eine Übermacht, die jeden Kampf ausschließt.

Unsere hohe Säuglingssterblichkeit zeigt uns nicht an, daß der deutsche Nachwuchs etwa einer bedeutenden physiologischen Kraftprobe unterworfen wird, die nur die Lebenswerten und Tüchtigen bestehen, sondern daß ein Teil dieses Nachwuchses durch ein Übermaß ungünstiger Verhältnisse zermalmt wird, ohne daß sein physiologischer Wert überhaupt ins Spiel kommt. Für einen anderen Teil besteht die Möglichkeit, die organische Widerstandskraft den äußeren Schädlichkeiten gegenüber durchzusetzen, weil diese gering sind. Für eine kleine Minderheit endlich sind die Gefahren des Milieu fast auf Null reduziert und die armseligste Konstitution wird mit ihnen fertig.

Statistisch läßt sich das nicht erhärten, Monographieen, die diese Auffassung stützten, bestehen meines Wissens nur wenige,* aber es drängt sich der primitivsten Überlegung auf, daß ein Proletarierkind, mit schlechter Milch in mangelhaft sauberer Flasche aufgezogen, in einer sonnenlosen Hofwohnung, dem Tode oder der Rhachitis verfallen ist, auch wenn es mit dem denkbar größten Schatze organischer Widerstandsfähigkeit geboren wäre. Selbst zwischen Tod oder Siechtum wird nicht der Wert des Kindes, sondern eine Reihe von Zufälligkeiten entscheiden: so birgt die Koinzidenz der größten Hitze mit den ersten Lebenswochen oder einer Infektion das Todesurteil, während ein Nacheinander dieser Schädlichkeiten (im Verein mit der Ungunst der allgemeinen Lebensbedingungen) an Stelle des tötlichen Ausgangs die konstitutionale Krankheit treten läßt. Dagegen kann das zarteste Kind, das einem durchschnittlichen Maße von Fährlichkeiten ohne weiteres erläge, durch beständige Sorge und Pflege erhalten und selbst, wenn keine organischen Fehler bestehen, mit einem bescheidenen Kapitale von Gesundheit ausgerüstet werden. Das alles ist aber die Negation der Auslese, in deren Namen allein eine hohe Kindersterblichkeit als etwas anderes als eine soziale Schädigung betrachtet werden kann.

* * *

Die Frage nach den Mitteln, unsere Kindersterblichkeit zu vermindern, ist oft beantwortet worden. An erster Stelle muß bei der Unsitte der künstlichen Ernährung eingesetzt werden, die in Deutschland die weiteste Verbreitung hat. Und das schon seit recht langer Zeit, dank einer Reihe von Vorurteilen, die so sehr der Stütze irgend welcher Theorie, wie der des praktischen Nutzens entbehrt, daß man sich vergeblich fragt, wie sie in einer so wichtigen, für jede Familie vitalen Frage den Ausschlag geben konnte. Verhehlen dürfen wir uns nicht, daß bis vor Kurzem auch von seiten des Arztes nicht alles geschah, was geschehen konnte, um die Frauen zum Stillen anzuhalten.** Heute ist man in Deutschland glücklich so weit, das eine normale Funktion des weiblichen Organismus als ein physiologischer Kraftaufwand angesehen wird, dem nur die Stärkste gewachsen ist: der Arzt muß entscheiden, ob eine Mutter nähren „darf." Stünde es wirklich so kläglich um einen großen Bruchteil der deutschen Frauen, daß der heutige Zustand einen physiologischen Grund hätte, dann möchte man fast wünschen, daß der Arzt schon vorher sein Machtwort spräche und diesen überzarten Frauen ganz von der Fortpflanzungsarbeit abriete. Ich glaube aber nicht, daß Deutschland wirklich so viele halbsterile Frauen, geschlechtliche Halbkrüppel zählt: ein großer Teil von ihnen sind unwissende oder gewissen-

* Es sei besonders verwiesen auf das Buch von Köröši: Über den Einfluß der Wohlhabenheit und der Wohnungsverhältnisse auf Sterblichkeit und Todesursachen, Stuttgart 1895 und Kermauner und Prausnitz: Statistik der Sterblichkeit der Säuglinge etc. in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, Jena, Februar 1897.

** Wer diese Beschuldigung für ungerecht hält, dem empfehle ich eine kleine Privatenquete: er informiere sich über die Gründe des Nicht-Stillens in den Familien des Bürgertums. Ich wette, unter 100 Fällen findet er mindestens 80, in denen der Arzt das Stillen verboten hat.

Digitized by Google

lose Mütter, andere befinden sich in einer wirtschaftlichen Zwangslage, die Aufklärung freilich nicht zu beseitigen vermag.

Daß schon der bloße Bruch mit einer Volksunsitte viel zu bessern vermöchte — vorausgesetzt, daß in der Mehrzahl der Fälle eine physiologische Unfähigkeit nicht besteht — dafür bürgt uns Italien, das — allerdings bei etwas niedrigerer Natalität, aber bei gleicher allgemeiner Mortalität — eine wesentlich niedrigere Säuglingssterblichkeit zeigt, als die deutschen Staaten. Gewiß hat die Gegenüberstellung ganzer Länder nur einen sehr bedingten Wert, da es unmöglich ist, eine Reihe Faktoren auszuschalten, die schlechterdings unvergleichbar sind, wie z. B. klimatische und ethnische Einflüsse. Wenn wir aber in einem Lande wie Italien für einen Teil der in Betracht kommenden Bedingungen, wie Agglomeration, Fabrikarbeit der Frauen, ähnliche Verhältnisse vorfinden, während andere, wie Unwissenheit, Verelendung weiter Volksschichten, das Herrschen von Krankheiten, die notorisch die Kindersterblichkeit erhöhen (Malaria), eine bedeutend stärkere Wirksamkeit haben, so scheint es mir berechtigt, die günstige Verhältniszahl der infantilen Sterblichkeit dieses Landes auf Rechnung der Allgemeinheit der natürlichen Ernährung zu setzen.

In Italien werden die Kinder allgemein über das erste Jahr hinaus gestillt, auf dem Lande selbst bis zum dritten Jahre. In den besitzenden Klassen ist das Ammenwesen ziemlich verbreitet. Die Frauen des kleinen Bürgertums und des Arbeiterstandes, die nicht stillen können oder durch ihren Beruf daran verhindert sind, geben den Säugling auf das Land zu einer Amme. Diese zieht nur in den allerseltensten Fällen beide Kinder, ihr eigenes und das fremde, gleichzeitig auf, sondern nimmt den fremden Säugling erst, wenn ihr Kind 12 bis 15 Monate alt ist.

Gewiß ist dies System nicht einwandfrei,* wer aber sieht, wie widersinnig die Kinderpflege unter dem italienischen Landvolke ist, wie viel durch festes Einbündeln, beständiges Herumtragen, Überfüttern — die Kinder liegen immer an der Brust — und abergläubische Heilkünste gesündigt wird, der muß einräumen, daß das in der Statistik niedergelegte Resultat im ganzen doch glänzend ist. Alle übrigen Bedingungen gleichgesetzt, würden diese Kinder bei künstlicher Ernährung eine ungeheure Sterblichkeit aufweisen.

Aber wenn Italien zeigt, wieviel schon durch das bloße Abgehen von einer Unsitte gebessert werden könnte, so zeigt es uns auch, daß noch viel mehr not thut. 190 Todesfälle auf 1000 Lebendgeborene ist noch eine sehr hohe Mortalität. Gesetzt den Fall, wir könnten die deutsche Säuglingssterblichkeit durch Rückkehr zur natürlichen Ernährung so weit herunterschrauben, so wäre die Frage, die wir hier behandeln, dahin geführt, wo ihre Lösung zusammenfällt mit der sozialen Frage im allgemeinen. Man darf nicht vergessen, daß es das Elend ist, was die Kinder tötet, das Elend in seinen mannigfachen Gestalten, als Mangel an Nahrung und Mangel an Sonne, als Unwissenheit und materielle Unmöglichkeit der Pflege, als Gewissenlosigkeit und Rohheit. Die Kinder, die diesen Ursachen zum Opfer fallen — sie mögen nun auf die Mutter während der Schwangerschaft oder direkt auf den Säugling einwirken, — bilden den Bruchteil der vermeidbaren Sterblichkeit. Diese können und sollen erhalten bleiben, sie sind zum Leben bestimmt, wie die mit dem Stigma ererbter Untüchtigkeit Geborenen zum Tode.

Wem es Ernst ist mit einer Bekämpfung unserer infantilen Mortalität, der darf nicht bei der Propaganda für die natürliche Ernährung stehen bleiben: wer das Ziel will, der muß den Weg wollen. Und der Weg ist der der sozialen Reform: ausgiebige Arbeiterschutzgesetze, Verbot der Frauenarbeit in den Gewerben, die die

---

* Zweifellos wäre es rationeller, beide Kinder gleichzeitig zu säugen, da mit der Dauer der Laktation die Milch Veränderungen erleidet, die sie für ein kleines Kind wenig geeignet macht. Das setzt aber eine Ernährung der Stillenden voraus, die die wirtschaftliche Lage fast immer verbietet. Das Kostgeld für diese Kinder ist außerordentlich niedrig. Das Maximum von 30 Lire monatlich wird nur in den reicheren Landschaften und nur von den Frauen erreicht, die das eigene Kind verloren haben, also am Anfang einer Laktationsperiode stehen. Der Durchschnitt dürfte für Ligurien 20 Lire betragen; in Süditalien sinkt das Kostgeld bis auf 8 Lire.

Digitized by Google

Frau in der Funktion der Fortpflanzung schädigt,* Bestimmungen gegen die Wohnungsspekulation in den Großstädten, Munizipalisierung des Sanitätsdienstes, Verbreitung hygienischer Kenntnisse im Volke u. s. w. Daneben besteht eine selbständige Aufwärtsbewegung des Arbeiterstandes, der freie Bahn gelassen werden muß und die nichts weiter beansprucht als freie Bahn. Die Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung hat die soziale Mission, die Lebenshaltung des Arbeiterstandes, seine Bildung und sittliche Tüchtigkeit zu heben: nicht als letzte ist sie berufen, die traurige Erscheinung einer sich nach Klassen abstufenden Mortalität zum Verschwinden zu bringen. Wie jede praktische Betrachtung eines Teils der sozialen Frage mündet auch die der Kindersterblichkeit ein in die Forderung voller Koalitionsfreiheit für weibliche und männliche Arbeiter.

Diese Forderungen, auf die ein Durchdenken der Frage notwendig führt, zeigt uns, daß trotz des öffentlichen Interesses, das sich heute zu Gunsten von Maßnahmen gegen die hohe Säuglingssterblichkeit geltend macht, für sie in Deutschland kein günstiger Wind weht. Als Sonderfrage mag manches zu ihrer Lösung geschehen, was unverloren sein wird. Die Agitation für natürliche Ernährung wird Nutzen bringen, die Gründung von Kleinkinderasylen in den Fabrikvierteln, die Schaffung von Gemeindemolkereien, Abgabe maternisierter Milch zum Kostenpreise — diese und ähnliche Maßnahmen können in manchen Fällen helfen. Aber Stückwerk wird es bleiben, da die fundamentalen Ursachen der Kindersterblichkeit nicht aus der organischen Verbindung herausgeschält werden können, in der sie zur großen sozialen Frage stehen.

Gewiß ist es einem andern Lande, Irland, gelungen, diesen Zusammenhang zu lösen und bei hochgradigem materiellen Notstand, der auch in der geringen Zahl der Eheschlüsse zum Ausdruck kommt, eine minimale Säuglingssterblichkeit zu zeigen. Aber obwohl diese Erscheinung noch einer wissenschaftlichen Erklärung harrt,** läßt sich doch sagen, daß das, was in einem so dünn bevölkerten Lande wie Irland möglich ist, in einem dicht bevölkerten Industriestaate nicht erreicht werden kann.

Meines Erachtens ist ein Weg offen, der infantilen Mortalität den Klassencharakter zu nehmen, aber er gehört zu denen, die keine Bevölkerung in bewußter Verfolgung eines Zweckes einschlägt. Mit der Verminderung der Geburtenzahl in den armen Volksklassen würde die wirtschaftliche und auch die physische und psychische Kraft zur Erhaltung der einzelnen Kinder wachsen und also auch die Lebenswahrscheinlichkeit der Nachkommenschaft. Scheinbar bewegt sich diese Behauptung in einem Kreise: die hohe Natalität ist auf die unbemittelten Klassen beschränkt, die hohe Säuglingssterblichkeit auch; könnte man den einen Ausdruck der sozialen Lage beseitigen, so würde auch der andere verschwinden. Aber der Kreis ist nur scheinbar. Es ist durchaus nicht einzusehen, warum die intellektuellen und sittlichen Bedingungen, die heute einen Teil der Bevölkerung zur Einschränkung seiner Natalität bestimmen, auch in Zukunft an einen bestimmten Grad des Wohlstandes gebunden sein sollten, während der Kausalzusammenhang zwischen diesem Grade und der Säuglingsmortalität augenfällig ist und notwendig erscheint, so lange die ohnehin geringere Kraft der armen Bevölkerungsschichten sich auf eine viel zahlreichere Nachkommenschaft verteilt als die größere Kraft der besitzenden Klassen.

Ohne die Frage des Bevölkerungsproblems in seiner Allgemeinheit und verwirrenden Vielgestaltigkeit auch nur berühren zu wollen, stehe ich nicht an, einzuräumen, daß es in meinen Augen eine Pflicht ist, den breiten Schichten diesen Weg zu weisen. Keine Gesellschaft scheint mir weniger berufen, eine hohe Fruchtbarkeit zu haben, als die unsere, mit ihren scharfen Klassengegensätzen, die der Verschiedenheit des materiellen Erhaltungsvermögens der Kinder die fast noch größere in der

---

* In Deutschland sind nach der letzten Volkszählung 69 485 Frauen in der Tabakfabrikation beschäftigt. Allen diesen Frauen ist die natürliche Ernährung ihrer Kinder unmöglich gemacht, da das bei der Arbeit vom Organismus aufgenommene Nikotin durch die Milchdrüsen ausgeschieden wird und das Kind tötet

** Ich habe vergebens bei den verschiedenen Schriftstellern über die Bevölkerungsfrage, bei Rümelein, Molinari, Mitti, Dumont u. a. nach einer Untersuchung über die Ursachen der außerordentlich günstigen Sterblichkeitsverhältnisse Irlands gesucht. In der Encyclopaedia Britannica (7. Aufl. Art. Ireland) wird das Überwiegen der Landbevölkerung als Ursache angegeben.

Digitized by Google

Erkenntnis der Mittel und Wege, sie zu schützen, hinzugefügt hat. Unsere Gesellschaftsform läßt keine Auslese zu, oder reduziert ihre Bedeutung so sehr, daß der für sie vom Volksganzen gezahlte Preis zu hoch ist.

Über dem Handhaben von Zahlen, über den internationalen Vergleichen und Berechnungen vergessen wir leicht diesen Preis, wir vergessen, was die Zahlen sagen wollen. In ihnen liegt eine so ungeheure Summe menschlicher Qual, eine Verwundung des stärksten, elementarsten Gefühls, dessen Fasern eingesenkt sind in den Urgrund unseres Wesens, verknüpft mit allem, was an Tüchtigkeit, Mut und Freudigkeit im Menschen ist. Das sollten wir nicht vergessen. Vielleicht könnte all das sinnlose Leiden, das vielen als belanglose Begleiterscheinung eines sozialen Phänomens gilt, am Schlusse der Rechnung als nationales Defizit an Reichtum, Gesundheit und Sittlichkeit zu Tage treten.

Genua — Oda Olberg

Der Ritter

An Hans Thoma

Lag im Freien heut irgendwo,
War so recht meines Lebens froh;
Lag ausgestreckt im hohen Gras,
Dachte an dies, dachte an das,
Sah zu, wie die Käfer im Sande liefen
Und die Halme im heißen Mittag schliefen,
Wie der Staub sich über dem Wege ballte
Und über das blanke Blattwerk wallte,
Wie der Quell die verliebten Blumen bespritzte,
Und die heiße Sonne darüber blitzte, —
— Eine Lerche fuhr jubelnd himmelan,
Ich lag und sann und lag und sann . . .

Der Fink im Busch sang noch eben so schrill:
Er flattert ängstlich . . er wird ganz still.
In die Wolke verkriecht sich der Sonnenstrahl,
Dumpf schüttert die Erde auf einmal.
Da horch: trapp trapp, den Weg entlang
Mit hellem Hufschlag, schwerem Gang,
Auf dickem Rößlein lobesan
Reitet einher ein Rittersmann;
Ein Panzer schnürt die mächtigen Glieder,
Im Sattel hebt er sich auf und nieder,
Von Kopf bis Fuß zur Schlacht bewehrt,
Laut klirrt im Gehenke das breite Schwert,
Mit eisernen Schienen, geschlossnem Visier,
Fertig zum Kampfe Reiter und Tier,
Und rüstig fort über Brücke und Steg,
Als kennten beide schon lange den Weg,
So zieht er vorüber, trapp trapp, trapp trapp,
So zieht er vorüber die Straße hinab . .

Digitized by Google

. . Schildgeklirr! Fanfarenbläser!
Schlachtgebrüll und Mittagsglut!
Durch verstaubte Haidegräser
Sickert rot das Edelblut.

Donnernd dampft und kracht die Erde
Und der Schrei der Feinde gellt!
Sieh! auf schweißbedecktem Pferde
Rast der Ritter durch das Feld.

Sieh! nun steht er in den Bügeln!
Sieh! Sein Schwert es blitzt und kracht!
Und noch einmal an den Hügeln
Widerhallt der Lärm der Schlacht.

Siegesjubel, Totenklagen!
Rot versinkt der Sonnenball.
Jauchzende Walküren tragen
Ihren Helden nach Walhall!

. . . Ich richte mich auf. Der Spuk ist verschwunden.
Hell plätschert der Quell wie seit langen Stunden,
Das Land liegt still. Die Halme wehn,
Alles, als wäre nichts geschehn.
Unschuldig schaut im Sonnenschein
Die breite einsame Straße darein.
In der Sonne dort das blühende Kraut,
Meilen und Meilen weit kein Laut.
Nur der Staub, der den Haideblumen entquoll
Flimmert im Licht geheimnisvoll . . .

Altona — Carl Bulcke

Aus der Papierwelt

Ein wichtiges Gebiet macht jetzt eine Krise durch, an dessen ökonomischen Verhältnissen die Meisten achtlos vorübergehen, trotzdem die Meisten dieses Gebiet tagtäglich streifen. Ich meine unser Zeitungswesen. Dieses wird durch die Papierpreise derart an die Wand gedrückt, daß es, um einen noch immer unverbürgten Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen, förmlich quietscht. Die Folgen davon dürften sich aber bald genug in den verschiedensten Beziehungen zeigen, vom Zeitungsverleger zum gesteigerten Inserenten, vom Zeitungsverleger zu neuentstehenden Papierfabriken und vom Zeitungsverleger zum Konkursverwalter. Selbst dieser letzte äußerste Fall erscheint keineswegs immer als eine übertriebene Annahme, aber auch sonst lassen sich die betreffenden Verwickelungen so ernst an, daß es der Mühe wert ist, den Lesern einmal von dem zu sprechen, was sie lesen, ohne daß sie die materiellen Vorbedingungen hierüber irgendwie kennen.

Vor langen Jahren war das Papier — notabene das Zeitungspapier — viel teurer als heute. Dann fuhr auch in diese Industrie die Konkurrenz hinein

Digitized by Google

und drückte auf die Preise. Immer niedriger wurden sie, bis schließlich die Fabriken schlechte Bilanzen machten und in den letzten Jahren durchschnittlich nicht mehr über eine 4 prozentige Verzinsung hinausreichten. Dann kamen die Verteuerungen von Kohle, Arbeitslöhnen etc., welche eine Steigerung der Papierpreise rechtfertigten, ohne daß etwa hierzu erst ein Ring zu bilden war. — Es besteht allerdings seit einigen Monaten ein Ring für Rotationspapier mit Verkaufsstellen in Berlin und Frankfurt. Von sämtlichen Fabriken ist nur eine einzige in Süddeutschland nicht beigetreten, die also noch an dem Preise von 26 Pf. festhält, gegenüber den 28 Pf. des neuen Jahres. Endlich! In Fachkreisen glaubt man, daß der Ring sich bis zum Herbst auflösen werde, wegen der Reihe von neuen Fabriken, die alsdann eröffnet sein dürften. — Nun wollte man sich jedoch auch von den frühern niederen Sätzen sogleich mit erholen und so gelangte man zu Erhöhungen bis zu 30 und 40 Prozent. Als auf solche Weise Bescheidenheit in Hochmut umgeschlagen war, trat rasch noch ein gewisser Übermut hinzu. Die Papierfabriken machten bei ihren Lieferungen selbst erhebliche Schwierigkeiten. Nehmen wir an, es hätte ein Abschluß auf zwölf Doppelwaggons gelautet, so bat wohl ein Blatt mittleren Ranges oft genug um ratenweisen Bezug. Waren nun in einem solchen Falle z. B. sieben Waggons geliefert, so weigerte sich wohl der Verkäufer, die restlichen fünf noch zu senden, sprach wie im Ernst von force majeure und ließ es unter Umständen sogar auf eine Klage ankommen. Es giebt schon Zeitungen, welche durch solche Chikane in große Verlegenheit geraten waren. Freilich die großen Blätter haben sämtlich lange Verträge, d. h. bis tief in das laufende Jahr hinein, denn länger als auf zwei Jahre pflegten selbst die bedensendsten Konsumenten nicht abzuschließen, weil sie eben von früher her gerade sinkende Preise gewohnt waren.

Als Folge all jener Schroffheiten trat eine Reihe von Vereinigungen hervor. So der Verein deutscher Zeitungsverleger, welcher zwar keine eigene Papierfabrik, wohl aber eine Einkaufsstelle in Berlin gründete. Dadurch sollten große Abschlüsse möglich werden und die Vergewaltigung der kleineren Buchdruckereien aufhören. Dann zogen sich wieder die Generalanzeiger zumeist zurück, weil jener Verband auch Front gegen die sogenannten parteilosen Blätter machte und unter anderem gegen deren Reklamewesen sich aufzuwerfen versuchte. Im Grunde genommen sind ja sogenannte parteilose Organe nicht um ein Haar ungerechter, als solche, welche von einer alterworbenen Form her eine bestimmte, also doch oft einseitige Richtung festzuhalten pflegen. Es giebt Generalanzeiger und noch dazu in protestantischen Orten, welche ihrem Wiener Korrespondenten Klagen über den Einfluß der geistlichen Kreise auf das Burgtheater streichen, nur um die kleinste katholische Minorität nicht zu touchieren, und wir haben Volksblätter, die bei entschiedener Selbständigkeit in der inneren Politik, z. B. unserm Auswärtigen Amte unter allen Ministerien sichere Gefolgschaft leisten. Nur hatte es ein gewisser Bildungsstolz früher als ganz selbstverständlich hingenommen, daß die teuere und mit lateinischen Zitaten gespickte Tagespresse auch das Volk zum Leser habe, falls sie nur liberal sei. Und wer war früher *nicht* liberal, falls es ihm gutgehen sollte! Diesem gründlichen Irrtum machte eines Tages das System der Generalanzeiger ein unvorhergesehenes Ende. Ihr Vorbild war amerikanisch, aber die jedesmalige Arbeit dabei mußte provinzialer, sogar lokaler Natur sein. Indem diese Blätter ganz neue Schichten von Lesern und Inserenten sich erst geschaffen haben, kann man ihnen wirklich volkstümliche Verdienste für „platt Land“ unmöglich absprechen. Unsere Wochenbelletristik hatte durch die sogenannte unterirdische d. h. Kolportagelitteratur eine unwillkommene Ergänzung längst gefunden, als auch in unsere Journalistik größeren und großen Stiles durch die Generalanzeiger Bresche gelegt wurde. Natürlich waren diese neuen Federn der Einbildung so ziemlich baar, ihre Abonnenten, in diesem Falle geistig erst mündig Gewordene, durchaus belehren zu können. Sie streichelten deren dicke Nerven mit Sensationsnachrichten, sagten ihnen dafür aber fast niemals etwas positiv Unangenehmes, wie etwa jetzt, daß die Engländer auch einige Vorzüge besitzen. Auf solche Weise kommt heute neben jener Meinnng, die vom Schultische aus gemacht wird, auch diejenige vieler Volksklassen, wenigstens

Digitized by Google

indirekt zum Ausdruck. Es mag dies oft auf Kosten der Eleganz geschehen, aber noch keineswegs auf Kosten der Wahrheit.

Also wie gesagt, die Generalanzeiger zogen sich aus jenem Vereine zurück, weil sie weder gemeinsame Schritte gegen das Reklamewesen, noch auch nur gegen die hohen Rabatte wünschten. Diese letzteren betragen zugunsten der Annoncen-Expeditionen ca. 25 Prozent und darunter bei den gutsituierten Blättern, bei den kleinern indessen, die offiziell auch wohl 70 Prozent abgeben, oft bis 90 Prozent. Gesetzt eine Annoncen-Expedition giebt solcher Provinzzeitung ein Inserat zum dreißigmaligen Abdruck für 200 Mark auf, so ist es durchaus nichts Seltenes, daß der Auftraggeber nur 20 Mark bar bezahlt, der kleine Zeitungsbesitzer aber schon dieses kleinen Bruchteiles froh ist. Indessen haben die Provinzorgane eine Partei hinter sich, pflegen also „ideale Interessen", deshalb sollte über sie die schützende Hand einer starken Vereinigung walten. Auch Provinzialverbände bildeten sich zur Abwehr gegen die Papierfabriken und was am wichtigsten war: es entstanden große Konsortien zur Gründung neuer Papierfabriken. In diesem Sinne war der katholische Augustinerverein mit dem Sitze in Krefeld sehr thätig, württembergische Blätter erwarben miteinander ein altes Papierunternehmen. Scherl vom Berliner Lokalanzeiger, Girardet in Essen usw. versuchten sich von ihren Papierlieferanten unabhängig zu machen. Wie schwer heute überhaupt Zeitungsindustrie wiegt, scheint dem großen Publikum noch ganz verhohlen zu sein. Ein Beispiel: Auf den Briefbogen von W. Girardet, Essen, Buchdruckerei und Zeitungsverlag, finden sich folgende Anmerkungen: Eigentümer und Verleger vom „Anzeiger für Berg-, Hütten- und Maschinenwesen", — „Für Feld und Wald", landwirtschaftlicher Anzeiger für ganz Deutschland, — „Licht und Leben", Evangelisches Wochenblatt, — „Generalanzeiger für Leipzig und Umgebung", — „Generalanzeiger für Hamburg-Altona", — „Neue Hamburger Zeitung," — „Tagesanzeiger für Stadt und Kanton Zürich", — „Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen," — „Düsseldorfer Neueste Nachrichten". — Die „Neuesten Nachrichten" in Chemnitz haben ihren Eigentümer gewechselt.

Von verschiedenen Seiten wird nun für den Reichstag ein Antrag geplant, den bedeutenden Einfuhrzoll auf Zeitungspapier aus England und Amerika aufzuheben. Im Reichstage sitzen verschiedene Verleger, ein besonders protektionistisches Interesse steht dem nicht entgegen, also hätte ein solcher Antrag immerhin Aussicht auf Erfolg. Indessen, was sollte uns eine derartige Erleichterung nützen, wo das betreffende Papier sowohl in England als in der Union zu dick hergestellt wird und daher bei uns nicht zu brauchen ist. Auswärts können die Preise eben höher sein. Dazu kommt noch, daß der Postfiskus neuerdings nach Gewicht rechnet. Ein einziges Exemplar des „Berliner Lokalanzeigers" hat laut Postzeitungsliste ein jährliches Gewicht von 38 Kilo 246 Gramm. — Der „Frankfurter Generalanzeiger" ein solches von 23 Kilo 495 Gramm. Nehmen wir z. B. 24 Kilo Papier à 28 Pfg., so betragen die Kosten hierfür jetzt Mk. 6.72, während das Abonnement in der Stadt jährlich Mk. 7.20 beträgt. Der Breslauer Generalanzeiger stellt 28⅓ Kilo Papier dar, gleich Mk. 7.60, während in der Stadt das Abonnement Mk. 7.20 und per Post auch Mk. 7.80 ist. Und die „Vossische" wiegt sogar 54½ Kilo per Jahr, wobei allerdings der dreimal so hohe Preis dieser Zeitung im Verhältnis zu den Generalanzeigern zu rechnen wäre. Ein dickeres Papier aus der Fremde ist also für uns ganz unangängig.

Während nun die großen politischen Blätter auch am Abonnement zumeist noch verdienen, sind die Generalanzeiger bei auch ganz hübschen Redaktions- und Depeschenspesen auf ihre Inserate allein angewiesen. In der Stadt sind auch die Preise auf die doch große Auflage nicht erhöht, nur für die Postabonnenten war dies der Fall. Bedenkt man aber, daß z. B. in Städten wie Breslau das Gros der Leser außerhalb wohnt, so versteht man auch, daß dort der neue Posttarif eine Mehrausgabe von Mk. 100000 bedeutet. Selbst bei einem vorauszusehenden Abfall von auch 20000 auswärtigen Abonnenten wäre der Verlust geringer, als bei Nichterhöhung. Außerdem ist der Inseratenteil durch Vermehrung der Spalten und Verkleinerung der Schrift jetzt mehrfach ergiebiger gemacht worden. Interessant ist bei alledem, daß sich die Provinz- resp. Parteipresse von der Schädigung ihres Konkurrenten, der Generalanzeiger, durch den neuen Posttarif, übertriebene Hoffnungen gemacht

Digitized by Google

hat. Denn selbst bei den notwendigen Preisaufschlägen wird doch noch immer mehr geboten, vor allen in den Arbeitsnachweisen, als dies in jenen Bürgerblättern möglich ist. Die letzteren hatten vor allem die Teuerung des Papiers für sich selbst nicht gerechnet, und ihnen macht ja das um Mk. 5000 gesteigerte Papier zumeist mehr aus, als jenen Massenblättern Mk. 50 000 am Posttarif.

In die ungleich größte Zahl von Existenzen greift gerade das Wohl oder Wehe der kleinstädtischen Organe ein. In allen jenen Orten suchen die besseren Buchdruckereien auch nach einem Zeitungsverlag; teils zur Alimentierung ihrer Maschine, teils auch des persönlichen Ansehens wegen. An sich hat so eine Zeitung nie viel eingebracht, nun aber, wo mit einem Schlage das Papier so kostspielig geworden ist, müssen Inserate à tout prix genommen werden. Obenan steht in solchen Gegenden überhaupt immer das Amtsblatt, weil man dieses lesen muß. In unserm angeblich weniger disziplinierten Süden sind die betreffenden Verhältnisse noch schlimmer als im militärischen Norden. Jetzt wursteln die andern Parteiblätter weiter, bis ihnen der Atem ausgeht, und mit den Konkursen hat es bereits begonnen. Solche Thatsachen soll man nie verschweigen, denn sie markieren Zustände, deren Verfall durch ein rechtzeitiges Einsehen der Papiergewerbe vielleicht noch aufzuhalten ist. Schlimm ist noch, daß dort das Papier keineswegs von der Fabrik selbst bezogen wird, sondern von dem ebenfalls verdienenden Zwischenhändler, denn dieser allein giebt hinreichenden Kredit. Mir sind auch Blätter mit 50 000 Auflage bekannt, die in den ersten Jahren noch an mißlichen Abschlüssen laborieren.

Und wie ausgeartet sind die Mittel zum Abonnentenfang geworden! Diese billigen kleinen Blätter geben wöchentlich oft bis fünf Beilagen. Landwirtschaft, Witziges, Illustriertes, Belletristisches betreffend. Freilich sind solche Sonderbeilagen zuweilen umsonst beigegeben, weil deren Herausgeber wieder Inserate sammeln. Sogar eine Versicherung gegen Unfall gewähren solche Blättchen ihren Lesern. Ich denke dabei an Baden, die Ruhrgegend und die Ortschaften mit den fiskalischen Saargruben. Nun nehme man den Preis des Abonnements mit 70 Pfg. per Monat, hiervon erhält die Versicherungsgesellschaft 30 Pfg., welcher billige Satz eben durch die Massenversicherung ermöglicht wird. An Ruhr und Saar kommen aber auch leider Fälle vor, wo zwanzig und mehr Menschen auf einmal verunglücken, die sämtlich abonniert sind. Die Folge ist auch, daß sich jene Blätter fast alle Vierteljahr nach einer andern Assekuranz umsehen müssen, die noch den Mut hat, so weiter zu arbeiten. Falls dann das Rücktrittsrecht nicht vertragsmäßig gewahrt ist, scheut man auch nicht vor einem Prozeß gegen die verlustig gewordene zurück. Da aber einzelne Blätter bereits von jeder Gesellschaft eine Ablehnung erhalten, so versichern sie ihre Abonnenten für eigene Rechnung. Diese Selbstversicherung ist freilich von einigen Verlegern wieder aufgegeben worden, unter dem an sich äußeren Vorwande der neuen Mehrkosten für Papier und Post.

Wie ersichtlich, sind auch die Zeitungen nicht sämtlich auf Rosen gebettet.

S. v. H.

Weshalb eine Mädchen-Reformschule?*

Die Mädchenschulen alter Art, bekannt unter dem Namen „höhere Töchterschulen" sind nicht mehr das geeignete Bildungsmittel für die Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie waren niemals — und in Deutschland ist ihr Bestehen ein kaum sechzigjähriges — eine besonders vollkommene oder auch nur die richtige Bildungsform für Mädchen.

In erster Linie haben Staat und Stadt die Mädchenerziehung stets recht stiefmütterlich behandelt, so daß heute noch z. B. in Preußen das

* Vortrag, gehalten im Verein „Frauenwohl" Hamburg, am 3. Januar 1901.

Digitized by Google

Unterrichtsbudget 97½ Prozent der Gelder auf die höhere Knaben-, und nur 2½ Prozent auf die höhere Mädchenerziehung verwendet.

Vom rein finanziellen Standpunkte aus war die höhere Mädchenerziehung also das Aschenbrödel des Staats und der Gemeinden.

Doch auch vom geistigen Standpunkte aus konnte die höhere Töchterschule nicht das geeignete, konnte sie kein vollkommenes Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht sein.

Ihre Begründer waren ausschließlich Männer, und diesen Männern galt die Frau in geistiger Beziehung als ein homo secundi ordinis, ein Mensch zweiter Gattung, ein Wesen, das zu schwach die volle Wahrheit zu schauen, die ganze Wirklichkeit zu kennen, das an Wissen und Erfahrung, an Können und Persönlichkeit, an Unabhängigkeit, Kraft und Tiefe nie den Mann erreichen konnte, stets hinter ihm zurückzustehen hatte.

Und in diesen Kollegien durchaus wohlmeinender, aber im Irrtum befindlicher Mädchenschulmänner hat niemals eine Frau ihre Stimme erhoben, um, wenn nicht die intellektuelle Gleichberechtigung ihres Geschlechts, so doch eine Berücksichtigung besonderer weiblicher Erfordernisse in diesen Schulen zu verlangen.

Hier liegt der größte Übelstand des bisherigen Systems. Den Mädchen keine volle Knabenbildung zu geben, wie das bisher geschehen, — das hätte noch hingehen können, wenn man ihnen dafür nur eine wahre Mädchenbildung gegeben hätte. Mathematik, Latein und Griechisch, das hätten sie entbehren können, wenn man sie nur an Rechnen, Französisch und Naturwissenschaften, das gleiche scharfe, logische Denken, das gleiche nachsichtslose Erkennen gelehrt hätte. Wenn man vor allem es gewagt, ihnen die alles überragende Größe und Verantwortlichkeit ihrer sozialen Rolle als Frau und Mutter, die unschätzbare Bedeutung ihrer häuslichen und erziehlichen Thätigkeit klar zu machen und sie praktisch darauf vorzubereiten.

Von alledem war in dem alten Töchterschulsystem nicht die Rede. Und man behaupte nicht, die Frauen hätten als Leiterinnen von Privatschulen später auf das System doch Einfluß gewonnen. Ihre Rolle war die bescheidene der ausführenden Hand, ihre Thätigkeit fand keinen freien Spielraum, sie mußte sich innerhalb der amtlich abgesteckten Grenzen genugthun, mußte sich an die behördlichen Vorschriften und Programme halten, konnte wohl im Kleinen ändern und bessern, nicht aber die großen Irrtümer der Grundanlage ändern. Die blieben bestehen, in öffentlichen und in Privatschulen, in Staats- und Gemeindeschulen.

So ist das verfehlte Institut der höheren Töchterschule freilich ein Feind, den wir bekämpfen.

Die heutigen Vertreter dieser Einrichtung jedoch sind zum größten Teil nicht einmal unsere Gegner. Denn der Frühlingshauch der modernen Schulära hat auch sie längst berührt, und wenn die Bande, welche sie noch engen, fallen, werden sie unsere besten Bundesgenossen sein bei der Verwirklichung einer der wichtigsten sozialen Reformen dieses neuen Jahrhunderts.

* * *

Digitized by Google

Da unserer Ansicht nach ein Unterschied in der geistigen Befähigung zwischen Mann und Frau nicht besteht, giebt es für uns in geistiger Beziehung auch keinen Unterschied zwischen Knaben- und Mädchenerziehung. Für uns giebt es Wahrheit und Wissen schlechthin, nicht eine männliche und eine weibliche Wahrheit, nicht ein männliches und ein weibliches Wissen, dem man je nach Umständen bald Rock und bald Hose anzieht. Wir werden daher in der Reformschule den Mädchen das beste Wissen unserer Zeit, die volle Wahrheit und die ganze Wirklichkeit — soweit Menschen sie zu erkennen und halberwachsene Jugend sie zu fassen vermag — bieten.

Es bedarf dazu einer Neugestaltung der Methoden, nicht nur der höheren Töchter-, sondern auch der bisherigen Knabenschulen.

Die Lehrmethode der vom Verein „Frauenwohl" geplanten Reformschule wird allem Papiernen den Krieg erklären und in erster Linie die Anschauungskraft mit allen Mitteln fördern. Die Anschauung ist der Urgrund und zugleich der lebendige Urquell alles Wissens, sie ist daher von der kleinsten Klasse an in allen Lehrgegenständen anzuwenden.

Das Kind soll durch Anschauungsunterricht fest in seine kleine Welt, Haus, Schule und Vaterstadt hineingestellt werden, soll sehen, was zu sehen ist, kennen, was es kennen kann, und auf die Frage, die ein bedeutender ostpreußischer Naturforscher so oft vergeblich an seine Schüler richtete, auf die Frage: Haben Sie sich selbst davon überzeugt, laut, vernehmlich und wahrhaftig mit „Ja" antworten können.

Die Anschauung gehört nicht nur in den eigentlichen Anschauungs- und Heimatkundeunterricht, sie gehört auch in die Rechen- und die den Schülern sonst so verhaßte Grammatikstunde, in der eine sinnreiche, bereits praktisch ausprobierte Lehrmethode uns gestatten wird, das Wort, den Satz dem Kinde lebendig zu machen.

Mit der Pflege der Anschauungskraft soll die Pflege der Sprachkraft Hand in Hand gehen. Im Anfang war das Wort und nicht das Buch, wird unsere Devise sein. Die Fibeln werden wir während der ersten Monate mit Beschlag belegen und werden Laute, Worte formen und sie sprechen lassen. Schreiben (Steilschrift) werden die Kinder müssen von Anfang an, denn sie lieben es, sich zu bethätigen. Das Lesen aber wird dem Sprechen den Rang abtreten müssen, wird dafür freilich auf fester Lautgrundlage dann später umso rascher gelernt werden.

Das Sprachgefühl beleben, die reiche Bildlichkeit der deutschen Muttersprache zum Bewußtsein zu bringen, ist aber nicht unsere einzige Aufgabe. Nicht nur sprachlichen Eindruck soll das Kind erfahren, auch sprechlichen Ausdruck soll es bilden können. Seine klaren Anschauungen, die es zu klaren Begriffen führen, werden ihm auch das klare Wort zur Verfügung stellen und es befreien von dem Fluch heutiger Schulbildung: dem Mangel an Persönlichkeit im Denken und Reden.

Wie einfache kindliche Dinge wir mit den Kindern behandeln mögen, eine eigene Beschreibung davon, ein eigenes Urteil über sie sollen auch die Jüngsten geben können.

Digitized by Google

Unsere bisherige Schulzucht hat die Zungen für Bildung eigenen Urteils in den Lehrstunden gelähmt. Man hat dem „Respekt" vor dem Lehrenden, vor der Schulautorität die Achtung vor der Persönlichkeit des Kindes geopfert. Es war bisher nicht Sitte, in unsern Lehranstalten die Kinder zu lebhaftem Fragen, zur Aussprache eigener Ansichten einzuladen, sie aufzufordern, ihre Bedenken, ihre Zustimmung, ihre Zweifel, ihre Befriedigung sei es mit dem Gelehrten, sei es mit Einrichtungen und Thatsachen ihrer kleinen Welt zu äußern. Die Autorität war sozusagen das Maulkörblein, das die vielen lustigen, ja mutwilligen, eigenartigen Kinderfragen und Anschauungen hinter ein Gitter sperrte. Diese Frageluft und Urteils-Sprachkraft will die Reformschule nun wieder frei machen, belehren und entwickeln.

Ein anderes Mittel zur Entwickelung der Persönlichkeit wird uns der Zeichenunterricht oder richtiger das Zeichnen sein. Kinder kritzeln und malen gerne, sie haben eine unbändige Freude an Figuren, die sie in Schulhefte, Schulbücher, auf Löschblätter, Tische, Bänke und Wände zeichnen.

Dieses Journal amüsant, diese fliegenden Blätter der Schuljugend waren aber bisher Kontrebande, diese drolligen Sgraffiti „beleidigten" die Autorität der Schule, der Lehrer. „Beleidigten" sie, weil man sie heimlich unerlaubterweise hinkritzelte. Wenn nun die „Autorität" aber selbst dem Kinde den Stift in die Hand giebt und ihm sagt: Zeichne, was du siehst, gieb dem bildlichen Ausdruck, was du meinst, wenn die drolligen Männerchen, die Krikelkrakel nicht mehr verpönte Heimlichkeit, sondern eine anerkannte Bethätigung des Kindes sein werden, dann ist wiederum eine Fessel von der kleinen Persönlichkeit genommen, die uns zu bilden anvertraut wurde.

Wie die Reformschule der geistigen Regsamkeit des Kindes Rechnung tragen soll, so auch seiner körperlichen Beweglichkeit und Unruhe. Das Turnen — Freispringen und Gerätturnen — wird ein täglicher Bestandteil des Unterrichts sein. Daß hierdurch bei den Mädchen eine verständige Kleiderreform bewirkt werden muß, liegt auf der Hand.

So wird die Mädchen-Reformschule in langsamer dreijähriger Arbeit einen Unterbau errichten, der eine wissende Persönlichkeit später zu tragen imstande ist.

Die Reformschule wird in den ersten drei Jahren (neunte bis sechste Klasse) anscheinend viel Zeit verlieren, ihre Zöglinge werden an Vielseitigkeit des Wissens hinter denen der Töchterschulen durchaus zurückstehen, sie werden weniger Fertigkeit und Fertigkeiten besitzen, weniger glänzen und blenden.

Die kleinere Zahl ihrer Kenntnisse wird aber fester, klarer, deutlicher und vor allem lebendiger sein; was sie wissen, werden sie ganz wissen, werden es sachlich erschaut und logisch verarbeitet haben, werden es „besitzen", weil sie es „erwarben".

Von der fünften bis zur dritten Klasse werden die so geschulten Mädchen dann aus dem kleinen Kreis der Schule, des Hauses, der Stadt, des Vaterlandes in die größere Gemeinschaft des Auslandes und der Welt

Digitized by Google

eingeführt. In konzentrischen Ringen stets nach der Anschauungsmethode wird das positive Wissen erweitert. Alle Lehrgegenstände der höheren Töchterschule, nur nach anderer Methode.

Die Mädchenreformschule beginnt den fremdsprachlichen Unterricht erst auf der Mittelstufe im sechsten Schuljahr, wenn das Kind, elf Jahre zählend, durch den anschaulichen, gründlichen Grammatikunterricht in der Muttersprache, logisch denken, grammatikalisch zerlegen und sein geliebtes Deutsch in gewissem Maße beherrschen gelernt hat. Nicht aufs Parlieren kommts an, sondern aufs Kapieren.

Nachdem die Kinder in den Mittelklassen sechs, fünf, vier (bis zum zwölften Jahre) einen Unterricht des gesamten Lernstoffs erhalten, beginnt auf der Oberstufe Mathemathik, und es bleibt der Oberstufe drei, zwei und ein (bis zum fünfzehnten Jahre) zugleich die große Aufgabe, das bisher Gelernte so zu erweitern, zu vertiefen, zu befestigen, daß es zu einem Ganzen verarbeitet wird.

Bei Kindern, die von Jugend auf gelernt, warum fragen, wird das nicht schwer halten. Solche Kinder sind vorgebildet für die Lehre und Erkenntnis des großen entwickelungsgeschichtlichen Prinzips, das die moderne Wissenschaft heute auf allen Gebieten aufgestellt hat und verfolgt.

Solche Mädchen sind fähig, den Zusammhang aller Lebewesen, aller Lebensbethätigungen zu erkennen und zu einer einheitlichen Weltanschauung zu gelangen, die ihnen die bittere Klage ihrer Vorgängerinnen erspart: wir halten die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band.

Dieses geistige Band, soweit Menschen es erkennen mögen, soll die Reformschule ihren Zöglingen klarlegen. In die vielgestaltige Welt mit ihren tausend Erscheinungsformen soll sie Einheitlichkeit bringen, für sittliche Entwickelung und Konflikte soll sie die Mädchen derart ausrüsten und stählen, daß sie von Fall zu Fall zu entscheiden wissen, was zu thun ist, und feste Menschen werden. Fähig soll sie sie machen zu energischem Handeln ebenso wie zu bewußter Aufopferung.

Die Leiden, Kämpfe, Irrtümer und Verfehlungen des Daseins wird sie ihren Zöglingen nicht ersparen können, wird ihnen in ihrem klaren Wissen, ihrer entwickelten Persönlichkeit aber den Kompaß mitgegeben haben, der allen Schwankungen des Lebens zum Trotz, unentwegt nach Norden zeigt, zum Pol der Wahrheit und Gerechtigkeit.

Eine derartige Unterweisung hat, wie gesagt, nichts spezifisch Weibliches. Dem Umstande, daß es sich hier um eine Mädchenreformschule handelt, soll nur dadurch Rechnung getragen werden, daß in allen Klassen auch auf diejenigen Dinge eingegangen wird, die Mädchen besonders interessieren, daß die Rolle der Frau im Hause, der Familie, der Gesellschaft, der Kultur stets besonders studiert wird.

Für die größeren Mädchen ist dann ein besonderer Kursus über die Rechte der Frau oder vielmehr über ihren Mangel an Rechten zu halten, ein besonderer Kursus über die volkswirtschaftliche und soziale

Digitized by Google

Thätigkeit der Frau und endlich ein solcher über weibliche Gesundheitslehre. All diese Lehrgegenstände sind aber dem gesamten Lehrplane organisch einzufügen, damit die Frau als unerläßlicher Bestandteil der ganzen Welt erscheint, den niemand ungestraft vernachlässigen, übersehen, mißhandeln kann. — —

Die Mädchenreformschule würde ihren Zweck jedoch nur halb erfüllen, wollte sie nicht auch den Bedürfnissen derjenigen Mädchen Rechnung tragen, die eine humanistische Gymnasialbildung zu erlangen, das Abiturientenexamen zu bestehen und das akademische Studium einzuschlagen wünschen. Es wird deshalb mit dem siebenten Schuljahre (dreizehnten Jahre, Untertertia) eine Gabelung der Schule eintreten und den für humanistische Studien veranlagten Schülerinnen die Möglichkeit gegeben werden, Latein und Griechisch zu lernen.

Hier wird die tüchtige grammatische und logische Schulung der ersten Schuljahre eine gewaltige Zeitersparnis gestatten. Die Mädchen werden nicht, wie dieses bei Gymnasialkursen, die sich auf Zwitterschulbildung aufbauen, der Fall ist, erst an den alten Sprachen das logische Denken zu erlernen haben, sie werden diese kostbare Geistesschulung mitbringen und in die fein ausgearbeitete Grammatik der klassischen Sprachen hineinschlüpfen, wie in einen Handschuh. —

Ich fasse zusammen: die Mädchenreformschule ist eine neunklassige Anstalt mit drei Vorschul-, drei Mittel- und drei Oberklassen, die durch besondere Pflege der Anschauungs- und der Sprachkraft eine besondere Entwickelung der Persönlichkeit anstrebt, von Anfang an logisches Denken und die Frage nach dem Warum der Dinge lehrt, den fremdsprachlichen Unterricht erst mit dem sechsten Schuljahre auf Grund grammatikalischer Beherrschung der Muttersprache beginnt, Mathematik vom siebenten Schuljahre zu einem allgemein verbindlichen Lehrgegenstande macht, die klassischen Sprachen jedoch nur als wahlfreie Lehrgegenstände (erst vom siebenten Schuljahre ab) treiben läßt, in Rechts-, Volkswirtschafts- und Gesundheitslehre besonderen Bedürfnissen der Mädchen Rechnung trägt und endlich ihnen eine auf natürlicher Entwickelungsgeschichte beruhende einheitliche Weltanschauung mitgiebt, die sie instandsetzt, ihren Weg in dem verwickelten Getriebe der Welt selbständig zu gehen.

Wir sehen in der Mädchenreformschule eine praktische Lebensschule, aus der, wir hoffen es zuversichtlich, diejenigen Frauen, Mütter und Berufsfrauen hervorgehen, deren die moderne Zeit bedarf.

Absicht des Vereins „Frauenwohl" ist nun, die Schule vorläufig mit einer neunten Klasse, einer sechsten Klasse und einer Vorbereitungsklasse für Untertertia zu eröffnen. Erstere würde sechsjährige Schülerinnen aufnehmen, die zweite achtjährige, die letzte zwölfjährige. Doch wären, da es sich hier vorläufig um ein Übergangsstadium handelt, ältere Schülerinnen von der Vorbereitungsklasse nicht ausgeschlossen.

* * *

Digitized by Google

Eine solche Gründung ist in hervorragendem Sinne „gemeinnützig." Es wäre deshalb Sache des Staates, sie ins Leben zu rufen. Da das Mädchenschulwesen aber stets das Aschenbrödel des Staates war, dürfen wir uns in dieser Hinsicht keiner Täuschung hingeben. Der Staat ist außerdem auch zu plump, zu schwerfällig, um dergleichen neue Schöpfungen frischweg zu unternehmen.

Wir müssen uns daher an die Privatthätigkeit, die Privatinitiative wenden. Die hat in vielen Fällen, auch auf dem Gebiet des Schulwesens, bereits Wunder gewirkt. Hat doch sogar eine Autorität auf dem Gebiete des preußischen Schulwesens in Hinsicht der Reformen an höheren Mädchenschulen gesagt: „Tüchtige Privatschulen müssen da vorangehen".

Zur Verwirklichung unseres Planes bedürfen wir also der Menschen und der Mittel. Beide zu finden, scheint mir keine Unmöglichkeit.

Die Menschen sind bereits da, denn die Notwendigkeit der Unterrichtsreform auch für Mädchen ist längst erkannt. Eine Belebung des Schulunterrichts und der Methoden wird von vielen Seiten versucht, es regt sich an allen Enden. Und an diese verschiedenartigen Reformbestrebungen innerhalb Hamburgs selbst brauchen wir nur anzuknüpfen. Mit ihren Erfolgen und Errungenschaften kommen sie unserem Plane direkt entgegen. Sie sind ein vielversprechender Vorfrühling.

Der eminent praktische Wert der von uns geplanten Reform kann dem praktischen Blick der Hamburger nicht entgehen.

In dieser Großstadt mit ihrer Hast, fällt die Erziehung der Kinder die geistige und sittliche Leitung der Familie immer mehr auf die Schultern der Frau, da den Mann der Kampf ums Dasein außerhalb des Hauses stets mehr absorbiert.

Die Frauen sind es, die mehr und mehr die Jugend erziehen, die oft sich selbst erhalten und in vielen Fällen den Kindern den Vater ersetzen müssen. Und da die Frauen immer mehr die Stützen der Gesellschaft werden, sollte ein Gemeinwesen wie Hamburg es sich doch etwas kosten lassen, tüchtige Stützen der Gesellschaft in einer Reformmädchenschule heranzubilden.

Eine solche Reform, geehrte Anwesende, ist bleibend, sie bezeichnet eine Epoche, sie läßt einen Namen.

Lassen Sie die Gelegenheit, sich unsterblich zu machen, nicht vorübergehen!

Thun Sie die erste große Kulturthat des neuen Jahrhunderts.

Paris — Dr. Käthe Schirmacher

Satiren von Maximilian Fuhrmann

1

An meinen Freund, den Schlemmer

Wenn die Sonne ihre Bahn vollendet hat und der Abendwind kühlend durch die Gassen streicht, gehst du im Zylinder, auf dem gestickten Kragen einen funkelnden Diamantenstern, in das Weinhaus.

Ich höre deinen mir wohlbekannten festen Schritt in den Gewölben donnernd wiederhallen, und schon stehst du, ein Bild der Gesundheit und Kraft, schnaufend

Digitized by Google

mitten im Gastzimmer. Während du dem sich erfreut die Hände reibenden, sehr ergebenen Wirt mit Würde einen guten Abend bietest, stürzen zwei Kellner herbei, die dir Hut und Stock abnehmen und dich im Hui von der Last des Überziehers befreien.

Ich beobachte weiter: Du wirfst einen Blick in den Spiegel, betupfst dir die perlende Stirn und den rötlich schimmernden Nacken, niesest auch geräuschvoll ins Tuch, worauf du abseits vom Gelärm der zechenden Gäste, einen stillen aber behaglichen Winkel aufsuchst. Der Oberkellner kommt mit der Speisekarte gerannt. Du rückst die Brille zurecht, ziehst die Stirn in Falten und nimmst dann aus der Hand des sich tief Verneigenden die Karte entgegen, um sie mit großem Bedacht, bald seufzend, bald mit der Zunge schnalzend, Zeile für Zeile durchzugehen.

Selten, Freund, hat dich die Liebe verlockt. Ruhlos ist ja die Liebe und da du, wie keiner, die Behaglichkeit, die Ruhe liebst, ist es sehr erklärlich, daß sie nie viel über dich vermochte. Du weißt auch, daß die Weiber voll schlimmer Launen sind und grade einen dicken Herrn mit Vorliebe quälen und hänseln. Sehr richtig bemerktest du einst, daß in Liebesaffairen ein Erfolg immer unsicher bleibt, daß aber Unbequemlichkeiten und unendlicher Verdruß sichere Zugaben sind. Ich tadele dich auch wahrhaftig nicht darum, daß du eine mit feurigem Burgunder gewürzte Schildkrötensuppe dem Kusse eines falschen Frauenzimmerchens vorziehst. Ich sehe ja an dem bedächtigen Heben des Löffels, an dem Eifer, mit dem du dir die Schnurrbartenden ableckst, und nicht zuletzt an deinen bewegungslosen Augen, die nicht zu sehen, sondern zu schmecken scheinen, daß du Minuten des höchsten Genusses durchkostest.

Mürrisch und wenig gesellig schelten dich manche. Sähen diese Lästerer doch einmal, was ich von meinem Stammsitz oft mit stillem Vergnügen beobachtete. Schon der Kopf eines Karpfens unterhält dich ein Viertelstündchen aufs allerbeste und dem edlen Johannisberger sprichst du von Zug zu Zug lebhafter zu. Nun, ich kenne dein gütiges Herz, du verzeihst den Übelwollenden gern, denn der Kalbsnierenbraten ist heute prächtig, gut gewärmt der Rotwein und Spargel und Erbsen wirklich von „hervorragender" Güte.

Laß mich, Guter, während du mit vollen Backen schmausest, noch ein wenig plaudern. Dumm und unwissend nannte dich jüngst am Biertisch ein Hanswurst. Du kennst mich gut genug, um zu wissen, daß ich sofort widersprach. „Was höre ich", sagte ich grollend. „Feinster Kennerschaft rühmt er sich mit Recht auf dem ungemein schwierigen Gebiete der Liköre: Gilkas, Chartreusen, Kognaks und verwandter schätzbarer Sachen. Wer unter euch allen vermöchte sich wohl im Ernste mit ihm zu vergleichen?"

Alles schwieg, und der Verleumder, ein Apotheker, erblaßte vor Ärger. Nur am Ende des Tisches, gesichert vor meinen Fäusten, erhob sich ein Männchen und schrie: „Er lebt wie ein Tier und verachtet die Künste."

„Recht so!" rief ich wütend. „Eine neue Verleumdung, Herr! Sie sahen wohl nie, wie sich sein Antlitz bewundernd aufhellt, wenn der Kellner die zierlich bezuckerte Torte und die künstlich geschichtete Fruchtpyramide hereinbringt. Aber mehr noch, ich behaupte, daß er dem tiefsten Denker vollkommen gleicht, wenn er, die Bock oder Upmann im Munde, still zur Decke hinaufblickt."

Immer und überall werde ich dich verteidigen, mein Dicker. Gewinne an Umfang und Ansehen. Möchtest du doch zu den drei Zentnern bald den vierten gewinnen! Dies ist mein neidloser, aufrichtiger Wunsch.

2

Die Fechtbrüder

Ein alter Stromer, der im Winter gern mit dem Spinnhause fürlieb nahm, im Sommer aber regelmäßig durchbrannte und fechten ging, hatte sich das Villenviertel einer reichen Stadt zum Felde seiner Thätigkeit ausersehen. Allein die Gaben flossen ihm nur spärlich zu, denn jeder, der sein kupferfarbiges, aufgedunsenes Gesicht

Digitized by Google

sah, erschrak und schlug ihm, wenn es noch möglich war, die Thür vor der Nase zu. Außerdem bedrängte ihn die leidige Konkurrenz. Ein einbeiniger Krüppel, dem die gütige Natur ein gar erbärmliches, leidendes Aussehen gegeben hatte, nahm ihm überall die fettesten Bissen vorweg. Kam der Abend heran, so schlich sich dieser Glückspilz mit gefüllten Taschen nach einem abgelegenen Orte, wo er hurtig in eine für ihn bereitstehende Droschke schlüpfte, während sein verzweifelter Konkurrent obdachlos umherirrte und kaum so viele rote Pfennige sein Eigentum nannte, um seinen Höllendurst nach Feuerwasser zur Hälfte stillen zu können. Ein furchtbarer, gegenseitiger Haß wurzelte in den Herzen der beiden Bettler. Trafen sie sich auf ihren Geschäftsreisen, so gerieten sie in eine Wut, die größer war als die Furcht vor dem gemeinsamen Feinde, der Polizei. Es entspann sich ein grimmiges Wortgefecht, das jedesmal damit endigte, daß der Stromer seinen starken Stock dem Krüppel unter die Nase hielt, während dieser zur Abwehr drohend einen faustgroßen Stein aus der Tasche holte. Je schlechter es dem Stromer ging, desto eifriger sann er darüber nach, wie er seinem glücklicheren Konkurrenten etwas anflicken konnte, es fiel ihm aber nichts ein, was seinem großen Haß einigermaßen Genüge gethan hätte.

Nach einem unbefriedigend verlaufenen Bettelgange durch verschiedene Straßen, zog er sich eines Abends nach einer Wiese zurück, um seinen hungernden Körper für die Nacht auf einem Heuhaufen zur Ruhe zu betten. Seine Hände gruben sich in einem Wutkrampf tief in die duftenden Gräser ein und siehe da, er holte eine Brieftasche heraus, in der sich über zehntausend Mark in Noten und Kassenscheinen befanden.

„O Glück!“ schrie er, wahnsinnig auflachend, „dreißig Jahre bist du mir beharrlich aus dem Wege gegangen, und jetzt, wo ich mich zum Genuß zu alt und elend fühle, überschüttest du mich plötzlich mit deinen Gütern! Nun,“ setzte er ruhiger hinzu, „ich will nicht mit dir hadern, eigensinniges Frauenzimmer, sondern die wenigen Jahre, die mir noch vergönnt sein dürften, auf das Angenehmste auszufüllen suchen.“

Hiermit erhob er sich, verwahrte den Schatz an seinem Leibe und schlich sich mit großer Vorsicht in die Stadt. Er ließ sich die stachlichten Borsten aus dem Gesicht entfernen und versah sich bei einem Diebshehler in aller Stille mit eleganten Kleidungsstücken. Statt der geflickten Schuhe, aus denen die Zehen hungrig herausschauten, trug er bald Lack an den Füßen, die feinste Wäsche zierte dazu Brust und Hals und tief in seinem Nacken schaukelte sogar ein stattlicher Zylinder. Statt des Fuselkümmels trank er jetzt Kognak, die Flasche zu zwölf Mark; mit Peinlichkeit hielt der neugeschaffene große Herr darauf, daß mindestens ein Dutzend Flaschen dieses köstlichen Getränks immer in seinem „Studierzimmer“ zu seiner Verfügung standen. War er nicht angenehm angesäuselt, was fast immer der Fall war, so ging er gern vor dem Stadtthore spazieren. Behaglich seine Havanna rauchend, durchmaß er die Promenaden, wobei er sich gerne so hielt, daß ein jeder Wanderer die dicke, goldene Kette, die ihm vom Halse herabhing, bequem in Augenschein nehmen konnte.

Einst erging er sich in einer entlegenen Lindenallee, als plötzlich hinter einem Baume ein einbeiniger Mann hervortrat und ihm flehend den Hut entgegenhielt: „Ach Herr,“ rief der Bettler mit weinerlicher Stimme, „erbarmen Sie sich meiner Not, neun Kinder liegen halbverhungert in meiner Hütte, meine Frau liegt am Fieber darnieder, und ich selbst habe vor acht Tagen den letzten Löffel warmer Suppe gekostet!“

„Weg, ehrloser Lügner!“ brüllte der Angebettelte und wurde augenblicklich dunkelrot. „Weg, sage ich!“ (hier schwang er drohend den Stock.) „Ha, weil dir ein Bein fehlt, glaubst du, alle Menschen müßten für dich eine offene Tasche haben. Nicht übel! Warte, du ekler Auswurf, ich will dir Beine machen! Lügner, infamer — —“ Hier erstickte die Stimme des noblen Spaziergängers. Im Übermaß des Zornes war ihm sein vom Alkohol vergiftetes Blut in raschen Wellen zuerst zum Kopf, dann zum Herzen getrieben worden. Ganz blau werdend, fiel er vom Schlage getroffen, in die Arme des Krüppels.

Es folgte eine Minute tiefen Schweigens. Der Kranke rührte sich nicht, aber

Digitized by Google

seine glasigen Augen maßen haßerfüllt den ihn stützenden Krüppel. Endlich lallte er mit Mühe, man solle ihm die Weste öffnen. Während der Bettler sich um ihn bemühte, blickte er scheu umher. Plötzlich flackerte es in seinen Augen auf, ein Schutzmann und einige Passanten kamen in beschleunigter Gangart des Wegs.

Der Kranke begann sofort nach seiner Weste zu tasten und holte mit Anstrengung unter dem Hemde die Ledertasche hervor.

„Hier", flüsterte er dem Krüppel zu, „ich habe mich durch meine harten, ungerechten Worte bitter an dir versündigt, nimm einstweilen dies zum Geschenk."

Der Krüppel nahm gierig das Gebotene und ließ es sogleich in seiner weiten Tasche verschwinden. Kaum war dies geschehen, so erhob sich der Sterbende mit letzter Anstrengung zur halben Höhe uud schrie: „Mörder! Mörder! mein Geld, meine Brieftasche!"

Der Schutzmann stieß in die Flöte und packte den sich verfärbenden Krüppel mit sicherem Griff. In demselben Augenblick verschied sein Konkurrent mit einem friedlichen Lächeln.

Altona

Politische Erstarrung

In der Tierwelt hat ein gewisser Vorgang zu allen Zeiten die Forscher mit Staunen erfüllt. Ich meine die als Instinkt bezeichnete Naturerscheinung, vermöge deren gewisse Tiere zu wunderbaren und vollkommenen Mechanismen werden, bei denen man schon von der Geburt an für jeden einzelnen Zeitabschnitt Handlungen, Bewegungen und Anlagen vorherbestimmen kann. So wissen wir, daß eine gewisse Raupenart auf einem bestimmten Blatte entstehen wird, daß sie sich nach einem bestimmten anderen Blatte, welches allein sie ernähren kann, hinbewegen wird, daß sie sich dort in einem gegebenen Zeitpunkte einspinnen, nach Vollendung ihrer Umwandelung in einen Schmetterling die Paarung vornehmen und schließlich ihre Eier auf einem bestimmten anderen Teile der Pflanze und zwar nur dort absetzen wird. Dies alles vollzieht sich aber nicht auf Grund eines speziellen, vernünftigen Denkens, sondern vermöge einer Erstarrung seelischer, einstmals sicherlich willkürlicher Vorgänge, vermöge mechanischer, gleichsam automatischer Triebe. Diese Triebe bedeuten zweifellos eine Vollkommenheit der Anlagen und eine ungeheure Ersparnis an Zeit und Kräften, welche sonst auf ein unsicheres und mühseliges Tasten verwandt werden müßten. Sie bilden gleichzeitig aber auch den Abschluß der Entwickelung. Denn würde dem Tiere solch bestimmtes Erdreich, solch bestimmte Pflanzen fehlen, so könnte es keine anderen Lebensbedingungen auffinden und müßte zu Grunde gehen.

* * *

Diese in der Tierwelt beobachteten Erscheinungen wiederholen sich in der menschlichen Gesellschaft. Auch hier giebt es Menschen, giebt es Einrichtungen, welche ihre Entwickelung beendet haben, welche für alle Zukunft in gewissen Ideenreihen, Unterscheidungsmerkmalen und Urteilen erstarrt sind. Sie sind dazu verdammt, sich bei den verschiedensten Ereignissen ewig zu wiederholen und bei den verschiedensten Anlässen stets die

Digitized by Google

nämlichen Handlungen vorzunehmen: ihre Anlagen haben sich eben zu bloßen Instinkten umgebildet.

Während aber diese Naturerscheinung bei den Tieren viel häufiger nützliche als verhängnisvolle Wirkungen zeigt, weil diese Lebewesen die Bedingungen, unter welchen sie sich entwickeln und leben, nicht verändern, wird sie für Menschen und Einrichtungen zweifellos verhängnisvoll. Denn wo Menschen und Einrichtungen in solchen Zustand der Erstarrung geraten, befinden sie sich in einer Umgebung, welche sich fortgesetzt in rasender Geschwindigkeit entwickelt und die in der Erstarrung Verbliebenen in kurzer Frist verbraucht.

Wir haben z. B. in Italien Achtundvierziger, Personen, welche fest und unentwegt beim Jahre 48 stehen geblieben sind. Noch heute wollen sie das alte Regime der Freiheitsbestrebungen und Hoffnungen in der Praxis fortleben lassen. Noch heute verfechten sie die zu jener Zeit notwendigen, jetzt aber überlebten Auskunftsmittel des Aufruhrs und der Massenkundgebung. Bei uns ist Crispi ein trauriger Vertreter dieser Art Leute gewesen.

So haben noch neuerdings die Boulangisten, die Ex-Kommunards aus dem Jahre 1870, mit ihrer veralteten Gewaltsamkeit den Versuch gemacht, Frankreich in Verwirrung zu stürzen und zur Auflösung zu bringen. Allein zum Glück haben dort Menschen und Mittel gesiegt, welche die Entwickelung der letzten dreißig Jahre durchgemacht und sich an den neuen Kriterien auf Grundlage der Gerechtigkeit, des Friedens und der Bürgerpflichten gebildet hatten. Wehe den Menschen, welche stehen bleiben oder in eine Phase der Entwickelung geraten, wo an die Stelle vernunftgemäßer Erwägung, Beobachtung und Forschung der Instinkt tritt, welcher ihnen vor Jahrzehnten ganz gute Dienste geleistet haben mag! Wehe den Menschen, welche sich eines Tages — wenn auch zu eigenem Nutzen — aus einer Veranlagung den Instinkt geformt haben, und welche nun später Gebrauch davon machen wollen, obgleich der richtige Augenblick verstrichen ist! —

Ebenso geht es mit gewissen Einrichtungen. Der Klerikalismus z. B., wie überhaupt der Katholizismus, ist solch in Erstarrung geratene Einrichtung par excellence. Er hat es nicht verstanden, dort draußen das neue Wort zu finden, welches die ungeheure Umwandlung der ganzen modernen Welt erheischte. Er bleibt halsstarrig und klammert sich zäh an überlebtes Rüstzeug: an Beichten, Missionen, Predigten, Fasten, Almosen und blinden Gehorsam. Es ist ihm nicht gelungen, seinem entkräfteten Körper einige Tropfen frischen Blutes zuzuführen und in den neuen Geist der Menschen und Dinge einzudringen. So ist auch seine Menschenliebe eine veraltete. Er läßt sich auch auf diesem Gebiete von Laien oder Protestanten, ja selbst von der marktschreierischen, aber doch viel genialeren und leidenschaftlicheren Heilsarmee in den Schatten stellen. Der Klerikalismus hat es aber auch nicht verstanden, irgend welchen Ersatz für den Glauben an die Glückseligkeit in einer anderen Welt zu schaffen, — und diese andere Welt genügt nun einmal nicht mehr den Vielen, welche dem

Digitized by Google

Priester und der Kirche entfremdet sind. Vergeblich versucht er, seinen Besitzstand mit überlebten mittelalterlichen Praktiken zu verteidigen. Er schürt den Klassenhaß, facht den Antisemitismus an, streut Verleumdungen aus. Und doch ist alles das von kurzer Dauer: Dreyfus und Lueger liefern uns den Beweis, daß derartige Waffen den Sieg nicht davontragen.

Ein anderer gesellschaftlicher Organismus, welcher sich ebensowenig fortentwickelt hat, wie der Katholizismus und infolgedessen langsam in Mißkredit gerät, ist der Militarismus und die Armee. Der Grund ist der gleiche. Auch sie haben die alten Formen und Überlieferungen vergangener Jahrhunderte beibehalten. Sie träumen inmitten der modernen Gesellschaft von nichts Anderem als von Eroberungen, Schlachten und Soldaten, von Pronunziamentos und Vorherrschaft. Dabei nehmen sie einen großen Teil des Staatshaushalts der Völker für Zwecke der Bewaffnung in Anspruch; sie brauchen Geld für Kanonen und Mitrailleusen; sie müssen den Belagerungszustand haben und sonst ein Leben militärischen Müßiggangs führen. Aber wozu nützen heutzutage die Heere? Mit vollen Segeln sind wir in den Zeitstrom der Thätigkeit und des Industrialismus eingefahren. Die Eroberungen, welche in Wahrheit unserem Milieu, unseren Bestrebungen und Bedürfnissen entsprechen, sind kommerzielle Eroberungen, sind der Friede und die Verbrüderung der Völker und Nationen. Sie allein eröffnen neue Wege, erleichtern den Handelsverkehr und gestatten die Ausbreitung der Kapitalien. Daher der einmütige Beifall, das Aufatmen allgemeiner Befriedigung, als der Zar den Verfall des Militarismus verkündete. Daß dieser aber thatsächlich nur durch den Mangel an jeglicher Fortentwickelung zu Grunde geht, ist klar. Denn überall da, wo er nicht in seinen festen und ursprünglichen Grundformen eingekapselt geblieben ist, sondern wo er der Umbildung und dem Zwange der Umgebung gefolgt ist — wie in den Vereinigten Staaten, wo er aus stehenden Heeren, nur mit moderneren Aktionsmitteln natürlich, Armeen von Freiwilligen schuf —, da hat er auch wirksamere Mittel gefunden, um ältere Organisationen, wie z. B. die spanische, zu besiegen. Gerade auf diese Thatsache ist auch die Überlegenheit Garibaldis über den Bourbonen zurückzuführen.

Der Militarismus, wie er bei den lateinischen Völkern organisiert ist, fristet sein Dasein nur durch Unterstützung der Überlieferung. Allein auch diese beginnt ihrerseits zu verblassen, und schon läßt sich der Tag vorherbestimmen, an welchem das Militär von der großen Mehrzahl mit der nämlichen Gleichgültigkeit oder — noch schlimmer — mit dem nämlichen Mißtrauen angesehen werden wird, wie heutzutage der Jesuit. Der Militarismus hat schon in unseren Tagen keinen Rückhalt mehr in der modernen sozialen Welt. Er lebt nur noch unter alten Weibern und dem Adel, dem fossilen Überreste einer früheren Welt. Der Militarismus ist eine lästige Saugpumpe, welche dem Nationalvermögen hinterlistig eine ungeheure Summe von Reichtum und Kraft entzieht, dem Staate die Menschen raubt und den Staatshaushalt schwer belastet. Der Raub ist um so schmerzlicher, als diese Kräfte und Summen sonst anderweitig auf produktive Unternehmungen verwandt würden und dem Gewerbefleiß, dem Handel usw. zufließen könnten.

Digitized by Google

Noch eine dritte Einrichtung giebt es, welche in Europa zum ungeheuren Schaden der Gesellschaft der Erstarrung anheimgefallen ist: die Strafrechtspflege. Einst war die Rechtspflege nichts anderes als eine Wiedervergeltung. Die Schuldigen wurden eingekerkert, unsäglichen Martern, einem ganzen System von Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten unterworfen, weil sich die Gesellschaft für ihre Übelthaten an ihnen rächen, weil sie Exempel an ihnen statuieren wollte. Heutzutage dagegen hat die neue Schule nachgewiesen, daß der Verbrecher ein Kranker, ein für seine That nicht verantwortlicher Mensch ist, daß sich die Gesellschaft zu verteidigen, nicht etwa zu rächen hat, daß sie sich dem Verbrechen in den Weg stellen, es verhindern muß. Diese Schule ist für Kriminal-Irrenhäuser, Anstalten für jugendliche Verbrecher, Arbeitshäuser, Besserungsanstalten und dergleichen eingetreten: und in zivilisierten Ländern, wo man dieses rationelle System befolgt hat, hat sich in der That ein ungeheurer Umschwung in der Kriminalität vollzogen, während diese in den übrigen Ländern Europas, in welchen die Rechtspflege in ihren alten Formeln erstarrt ist, fortgesetzt in der Zunahme begriffen ist.

Immer stärker fließt der Strom der Demokratisierung, immer gewaltiger reißt er die Menschen mit sich fort. Wettbewerb, Industrialismus, Handelsverkehr und Klassenkampf setzen die Welt in Verwirrung, machen sich Platz und Raum streitig und wetteifern in der Erlangung des Fortschrittrekords. Wehe den Menschen, welche in solcher Zeit sich unbeweglich in veraltete Ideen einspinnen! Wehe denen, welche nichts anderes verstehen, als immer und immer wieder das alte Lied zu singen!

Turin, Okt. 1900. Cesare Lombroso

Notiz

Im Einklang mit ihrem Programm läßt die Redaktion gelegentlich im „Lotsen" auch Anschauungen zu Worte kommen, die sie selbst nicht vertritt, wohl aber für diskutierbar hält. Ihre abweichende Meinung glaubt sie jedoch nicht jedesmal besonders anmerken zu müssen, da aus ihren eigenen Artikeln zur Genüge hervorgeht, wie sie sich zu den einzelnen Fragen stellt.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Mönckeberg, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

B. Behr's Verlag (E. Bock) Berlin W 35.

Friedrich Hebbels sämtliche Werke.

Herausgegeben von
Professor Dr. Rich. Maria Werner.

12 Bände von durchschnittlich 30 Bogen Umfang. **Subkriptionspreis:** à Band geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Zeichnung von Umschlag und Einband von **J. V. Cissarz.**

Die erste wirklich vollständige, vornehm ausgestattete und doch wohlfeile Ausgabe.

Bd. I soeben erschienen.

Die weiteren Bände folgen in Zwischenräumen von etwa 3 Monaten.

Ausführliche Prospekte unentgeltlich!

Man verlange kostenlos unsern
Verlagskatalog
Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

Gustav Falkes Romane.

Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.

Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Gustav Falke als Lyriker.

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Geb. 2 Mark 50 Pf.

Gustav Falke gehört seit langem zu den Berufenen, die da lächelnd warten, bis das Volk ihnen den Ehrenplatz bereitet hat. Um aber das Bewußtsein des Volkes zu wecken und der Erkenntnis einen beschleunigteren Pulsschlag zu geben, hat sich in dankenswerter Weise ein Mann auf den Plan gestellt, der selbstlos, mit begeisternder Anrede, eine neue Bresche für Gustav Falke schafft: der durch vorzügliche Kunstbetrachtungen bekannt gewordene Dr. M. Spanier... Jeder, der nach der wohlthuenden Einleitung die wunderbar tiefen, oft von einem goldenen Humor durchleuchteten Gaben der Falkeschen Muse liest, wird sich dem Banne dieser Dichtermuse nicht entziehen können und nach den Werken selbst greifen, von denen er soeben die köstlichen Proben empfing. (Berl. Neuest. Nachr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

PANATHENÄEN.

Griechische vierzehntägig erscheinende illustrierte Zeitschrift.

Athen, rue Philhellène 18.

Jährlich 25 fr. · halbjährlich 13 fr.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✺ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Präsident Paul Krüger
Transvaal Gold
habe preiswerth abzugeben.
An- u. Verkauf von Münzen.
K. Flörsheim
Bank-Geldwechsel
Concessionirter Hauptcollecteur staatlich erlaubter Lotterien.
Hamburg-St. Pauli.

Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.
Familienheim für Erholungsbedürftige.

Gustav Falkes Gedichte.

Mynheer der Tod . . . . . Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht . . . . . Geb. 4 Mark
Neue Fahrt . . . . . Geb. 4 Mark
Mit dem Leben . . . . . Geb. 3 Mark

Gustav Falke bekundet — und das bleibt die Kunst aller Künste — eine ebenso hohe ethische wie ästhetische Reife, und der Mensch steht in keinem Stück dem Künstler nach.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Hamburgische Kulturaufgaben
von
Gustav Schiefler.
1 M. 60 Pf.

Wenn der Verfasser zunächst auch nur hamburgische Verhältnisse ins Auge faßt, so enthalten seine Ausführungen doch soviel Beachtenswertes und Anregendes von allgemeiner Bedeutung, daß das Buch auch den leitenden Kreisen anderer deutscher Großstädte empfohlen werden kann.
(Litterarisches Centralblatt).

Verlag von **Alfred Janssen** in Hamburg.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 26. Januar 1901 Heft 17

PGerm. 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

		Seite
Die Altstadt Bremens und ihre Erhaltung.	Gustav Pauli	541
Handelshochschulen.	Mil Richter	546
Der Gang der antiken Kultur II.	Erich Bethe	551
Gedichte.	Gustav Kühl	557
Weitere Glossen zum Großkapitalistenkriege.	Siegfried Heckscher	559
Zur Hochschulpädagogik.	Wilhelm Foerster	561
Der Vorortring Hamburgs.	Walter Natus	562
Hamburgisches Theater IV.	Carl Mönckeberg	566
Wie arbeitet unser Reichspatentamt?	S. v. H...	569

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt:

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gaffken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmannsthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Borries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona Dr. H. Ubell-Graz Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Hamerlings Werke.

Volks-Ausgabe in 4 Bänden.

Herausgegeben von **Dr. M. M. Rabenlechner.**

Mit einem Geleitwort von **Peter Rosegger.**

55 Lieferungen à 50 Pfg.

Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Aspasia.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 26. Januar 1901. Heft 17

Die Altstadt Bremens und ihre Erhaltung

Es giebt wenige Städte Deutschlands, die in ihrer Anlage und Bauart ein so getreues Abbild des Charakters ihrer Bevölkerung enthalten, wie Bremen. Schon frühe hat sich hier die Fürstenresidenz in eine Bürgerstadt verwandelt. Der Bau des Rathauses, der in seiner ursprünglichen Gestalt 1407 vollendet war, krönte die erste Entwickelungsperiode der kleinen Bürgerrepublik. Kurz zuvor war das steinerne Trutzbild städtischer Freiheit, der Roland, auf dem Markt errichtet. Der Palast der Erzbischöfe, der unmittelbar neben dem Rathaus stand, war damals schon seit Jahrzehnten unbewohnt und er wurde nie wieder bezogen, bis er zu Anfang unseres Jahrhunderts dem Bau des Stadthauses weichen mußte. Es ist ungemein bezeichnend, wie dies geschah. Die Erinnerung an die erzbischöfliche Herrschaft war damals in der Phantasie der Bremer so völlig erloschen, daß man die alte Residenz in aller Stille wie ein Gerümpel aus dem Wege räumte, ohne es für der Mühe wert zu halten, durch irgend welche Aufnahmen ein Abbild von ihr zu bewahren. Heute steht nur noch der Dom als ein Zeugnis der geistlichen Fürstenmacht. Seine Türme blicken auf das enge Straßennetz einer Stadt von Kaufleuten und Gewerbetreibenden.

Wer aus dem Süden in eine unserer alten norddeutschen Handelsstädte kommt, der wundert sich über die Gleichmäßigkeit in der Bauart der Häuser. Nirgendwo in den Gassen der Altstadt einer jener weiträumigen Patrizierhöfe, wie man sie von Augsburg, Nürnberg oder Basel her kennt. Wo ein Monumentalbau die einförmige Reihe schmaler Giebelfronten unterbricht, da ist es ein Haus der Gemeinde oder einer Zunft. Auch hierin liegt ein Stück Geschichte. Der hanseatische Handel begünstigte nicht das Aufkommen einzelner übermächtiger Handelshäuser. Hier gab es keine Fugger und Welser, die in Verbindung mit einer weitreichenden Fürstenpolitik allmählich ihren bürgerlichen Kreisen entwuchsen, um unter die adligen Standesherren zu treten. Heutzutage giebt es nur noch wenige Familien in Bremen, die den Namen Patrizier verdienen. Wer die

Digitized by Google

Hanseſtädte kennt, der wird das Gerede von einem hanſiſchen Patriziat belächeln. Er weiß, wie ſelten ſich eine Familie bei uns über ein Jahrhundert lang auf der gleichen Höhe des Wohlſtandes und der geſellſchaftlichen Stellung erhalten hat. Vielmehr iſt Unbeſtändigkeit der großen Vermögen neben ſehr verbreiteter Wohlhabenheit von je für die Hanſeſtädte charakteriſtiſch geweſen.

Daher die typiſche Grundform der Häuſer in einer jeden Epoche; daher auch der häufige Wechſel ihrer Beſitzer. Wie ſelten findet man hier den Enkel unter dem Dache wohnen, das einſt den Großvater beſchirmt hat! Dabei kann natürlich das urſprüngliche Ausſehen des Hauſes nicht lange erhalten bleiben. Jeder neue Herr empfindet neue Bedürfniſſe. Hier wird eine alte Wand eingeriſſen, dort eine neue gezogen, da wird ein Erker angebaut oder eine Thür erweitert. In wenigen Städten wird ſoviel Geld für unweſentliche Umbauten ausgegeben wie in Bremen. Und wie es heute iſt, ſo ſcheint es auch in den letzten Jahrhunderten geweſen zu ſein.

Dem hiſtoriſchen Charakter der Stadt ſchadete das wenig, ſo lange die wirtſchaftlichen Verhältniſſe in ihr keine durchgreifende Änderung erfuhren und ſo lange die Bürger innerhalb der alten Mauern bleiben mußten. Mit dem neunzehnten Jahrhundert und dem Fall der Befeſtigungen wurde das anders. Man drängte hinaus. Zunächſt waren es Landhäuſer, die eine Viertelſtunde Wegs von den Stadtwohnungen entfernt vor den Thoren entſtanden. Aber bald wurden dieſe Villen zum dauernden Aufenthalt der Familien, ſie reihten ſich zu neuen Straßen aneinander und die alten patriarchaliſchen Häuſer der Altſtadt wurden für Kontore und Läden eingerichtet. Die beiden vornehmſten Straßen, die Obernſtraße und die Langenſtraße, teilten ſich dabei ſolchermaßen in ihre Funktionen, daß die Obernſtraße die Ladengeſchäfte aufnahm, die Langenſtraße die Kontore. Nun ging die Verwüſtung des Alten im beſchleunigten Tempo vor ſich. Wozu in einem Kontor Ledertapeten oder neben der Thür Sandſteinreliefs? Das dunkle Leder wurde durch helles Papier erſetzt und über die Reliefs nagelte man blecherne Firmenſchilder.

In einer Zeit, da man aus lauter Vernunft die Malereien in den Kirchen übertünchte, das Chorgeſtühl im Dom und das Ratsgeſtühl im Rathauſe als ſchadhaftes Mobiliar wegräumte, ſah man dieſer Entwickelung wohlgemut zu. Man fand es natürlich und löblich, wenn ein wackliger Giebelbau durch einen höheren und helleren Fenſterkaſten erſetzt wurde. Dann kam eine Zeit — in Bremen kam ſie erſt im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts —, die anders dachte. Man hatte es irgendwo gelernt, daß die alten Volutengiebel und geſchnitzten Treppengeländer einen gewiſſen Wert beſäßen. Man fing an, ſo etwas ſchön zu finden und flugs ſtellten ſich Architekten ein, die der Anſicht waren, dergleichen könnten ſie auch machen, vielleicht ſogar beſſer als die Steinhauer und Bildſchnitzer des ſechzehnten Jahrhunderts.

Der Vandalismus kleidete ſich fortan heuchleriſch in altertümliche Lappen, aber in dieſer Vermummung wütete er ärger als zuvor. Nach Beiſpielen braucht man nicht lange zu ſuchen. Ich erinnere mich in dieſem

Digitized by Google

Augenblick eines der schönsten alten bremischen Giebelhäuser an der Schlachte mit reichem Schmuck an dekorativen Sandsteinreliefs. Es wurde in seinen Hauptgeschossen mit der allerneuesten Renaissance so zugerichtet, daß der Gesamteindruck der Fassade unrettbar verwüstet ist. Und wie hat man der ehrwürdigen Rathaushalle und dem Ratskeller mit bombastischem Schnitzwerk und Malereien mitgespielt! Genug davon. Die Leiter solcher Arbeiten waren akademisch gebildete Künstler. Wenn so etwas am grünen Holz geschah, was ließ sich dann vom dürren Holz der Bauunternehmer erwarten? — Man kennt ihre Zementfassaden mit den sinnlos zusammengestoppelten Zieraten. In den Straßen der Vorstadt nehmen sie sich schon schlimm genug aus; zwischen die Giebelhäuser der bremischen Altstadt drängten sie sich wie ein Haufen unsauberer und frech geputzter Dirnen in eine Gesellschaft ehrbarer alter Damen uud Herren.

Es ist wahrlich ein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die Altstadt überhaupt noch soviel von ihrem historischen Gepräge bewahren konnte. Aus der Zeit vor dem sechzehnten Jahrhundert ist freilich an Privatbauten so gut wie nichts erhalten. Die wenigen gotischen Giebel könnten auch in der Frühzeit des sechzehnten Jahrhunderts entstanden sein. Ihnen reihen sich nun aber aus allen Perioden des Renaissancestils, des Barock und der Zopfzeit immer noch zahlreiche Bürgerhäuser an, die im Verein mit den prächtigen öffentlichen Gebäuden und Zunfthäusern den Charakter der Altstadt beherrschen. Tonangebend sind dabei die Stilformen aus der Zeit von 1580 bis 1640, in deren Mitte die unvergleichliche Rathausfassade steht. Manches wurde im letzten Jahrzehnt vorsichtig und feinsinnig restauriert, wobei namentlich der Thätigkeit der Architekten Eduard Gildemeister und Albert Dunkel dankbar gedacht werden muß. Im Senat beschäftigt sich eine Kommission mit der Erhaltung der Kunstdenkmäler und aus den reichen Mitteln der Rolandstiftung, die gänzlich der künstlerischen Verschönerung der Stadt gewidmet sind, wird mancher Beitrag auch für die Erhaltung alter Privatbauten geleistet.

Alle diese guten Absichten drohen in gegenwärtiger Zeit zu Schanden zu werden an einem neuen Baugesetz. Seine Vorschriften sind an sich vollkommen berechtigt. Die engen Gassen genügen nicht mehr dem steigenden Verkehr, größere Straßenbreite und neue Fluchtlinien der Häuser mußten also angeordnet werden. Aber unseren alten Giebelfronten scheint damit ihr letztes Stündlein zu schlagen. Wenn auch einige an ihrem Platze bleiben mögen, andere wieder aufgebaut werden könnten, so ist doch ein so massenhaftes Eindringen von Neubauten zu erwarten, daß der Charakter der Altstadt als tödlich bedroht erscheint. Was soll man thun? —

Ein Außenstehender könnte meinen, daß es unnütz und überflüssig sei, diesen Wandel der Dinge zu beklagen. Eine jede Zeit hat in ihrem Stil gebaut, warum soll es nicht auch die unsere thun? Eben dadurch würde die Altstadt im höheren Sinne historisch bleiben, daß auch unsere Zeit in der Architektur ihren Ausdruck fände. Das klingt unanfechtbar, und ich bin der Letzte, der im allgemeinen die Aufwärmung überlebter Kunstformen empfiehlt. Aber läßt sich der gute Grundsatz im vorliegenden Falle prak-

Digitized by Google

tisch durchführen? Wir wollen einmal annehmen, daß die besten unserer modernen Architekten die Entwürfe für die Ladenhäuser, die Kontorgebäude und Speicher, um die es sich handelt, zu liefern hätten. Was wäre die Folge? Die alten Privatbauten würden allmählich ausnahmslos verschwinden und die alten öffentlichen Bauten, das Rathaus an der Spitze, würden überstrahlt und überschrieen werden von Messelschen Warenhäusern. Das wäre denn doch zu viel des Guten. — Nun aber wollen wir gleich bemerken, daß diese relativ günstigste Konjunktur nicht die mindeste Aussicht auf Verwirklichung hat. Die besten unserer modernen Architekten würden sich schwerlich mit der bremischen Altstadt zu befassen haben aus dem einfachen Grunde, weil die Leute, die da wohnen, nicht das Geld haben, um ihre Pläne zu bezahlen. Vielmehr sind es die einheimischen Bauunternehmer, denen unter hundert Neubauten neunundneunzig zufallen würden. Ihre Fassaden, auf denen sich sämtliche Stile aller Zeiten friedlich die Hände reichen, würden alle Aussicht haben, den Bauherren, die hier gebieten, zu gefallen. Denn sie sehen nach etwas aus und kosten nicht viel. Um das Unheil abzuwenden, müßte man Fassadenpläne haben, die ebenso billig wie jene auszuführen wären, womöglich noch billiger, und die sich mit den alten bremischen Bauformen vertragen.

Es ist sehr charakteristisch, daß die Initiative zu der Verwirklichung dieser Idee aus dem bremischen Publikum hervorgegangen ist. Die Bremer können stolz darauf sein. Ihr altbewährter, opferfreudiger Gemeinsinn hat sich hier wieder in einer höchst wichtigen Frage bethätigt, in der man sonstwo ganz gewiß das Heil von oben erwartet haben würde in der Form von Parlamentsbeschlüssen oder Regierungsdekreten. Eine Reihe von Bürgern hat sich vereinigt und hat durch Zeichnung von namhaften Summen die Mittel aufgebracht, um einen allgemeinen Wettbewerb unter den deutschen Architekten zur Erlangung mustergültiger Fassaden für die bremische Altstadt zu veranstalten. Die Hauptbedingungen sind dabei, daß die Fassaden einerseits für Häuser verwendbar sind, die den praktischen lokalen Bedürfnissen entsprechen, daß sie sich aber andrerseits innerhalb der alten in Bremen vorkommenden Stilformen bewegen. Die besten der eingehenden Entwürfe sollen in einem Sammelwerke veröffentlicht werden, das, auch in einzelnen Lieferungen, an Bauherren und Baumeister zu billigem Preise abgegeben werden soll. Hunderte von Exemplaren der Konkurrenzbedingungen sind bereits verschickt, und eine reiche Auswahl wird sich wahrscheinlich am ersten März dieses Jahres dem Preisgericht darbieten. Die Bremer konnten sich in diesem Falle auf die Erfahrungen Anderer stützen. In Hildesheim hat man bereits mit gutem Erfolge ein solches Unternehmen versucht. Ein umfangreiches Sammelwerk, das sehr viel Brauchbares enthält, liegt als das Resultat jener Konkurrenz vor. Und auch in anderen Städten regt es sich. Hier und da in Norddeutschland wartet man nur auf das Ergebnis des Bremer Wettbewerbs, um in derselben Weise vorzugehen.

Gleichzeitig hat auch der bremische Staat in einem besonders wichtigen Einzelfalle ähnlich gehandelt. Es galt die Bebauung des Kaiser Wilhelm-

Digitized by Google

platzes. Allmählich hat man die architektonische Umgebung des altehrwürdigen Marktes angemessen ergänzt. Nur die dem Rathause zunächstliegende Ecke am Kaiser Wilhelmplatz wird noch durch einige nichtssagende Geschäftshäuser eingenommen. Bei der Bedeutung dieser Stelle für das künstlerische Bild der bremischen Altstadt hielt der Senat es für angezeigt, ein Preisausschreiben für ihre Bebauung zu erlassen. Es war dabei den Bewerbern freigestellt, einen einheitlichen Monumentalbau oder mehrere Einzelhäuser zu entwerfen. Auch hier war ein Anschluß an die altbremische Bauart mit Recht verlangt. Die zahlreich eingegangenen Entwürfe hatten ausnahmslos die erstere Lösung eines einheitlichen Gebäudes gewählt. Ein hübsches Projekt, das die Architektur der Rathausgiebel geschickt wiederspiegelte, wurde mit dem ersten Preise gekrönt. Das Publikum bekundete in der Angelegenheit ein Interesse, das an vergangene Blütezeiten der Kunst erinnerte. Man drängte sich in der Ausstellung der Entwürfe, die um vierzehn Tage verlängert werden mußte. Aber aus den lebhaften Erörterungen klang bald eine gewisse Unzufriedenheit heraus. Und als der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Dr. Wiegand, in einem Artikel der Weser-Zeitung das Resultat der ganzen Konkurrenz prinzipiell ablehnte und statt eines Monumentalbaues mehrere Einzelhäuser verlangte, da hatte er die große Mehrheit auf seiner Seite. Allgemein wurde es empfunden, daß ein großer Prachtbau an dieser Stelle die Wirkung des Rathauses unvermeidlich beeinträchtigen würde. Mit einem solchen Baudenkmal durfte man nicht wetteifern, sondern man mußte sich ihm bescheiden unterordnen. Die Folge wird höchst wahrscheinlich sein, daß man einen neuen Wettbewerb ausschreibt. —

Der Fehler, der hier begangen wurde, ist eine typische Erscheinung in unserm Städtebau. Immer wieder kommt es vor, daß ein Architekt seinen Bau ausarbeitet ohne Rücksicht auf dessen architektonische Umgebung. Ein Beispiel genüge für viele in Bremen. Der weite Domshof war nie ein erfreulicher Platz. Nunmehr ist er aber hoffnungslos verdorben durch einen Riesenbau der Deutschen Bank aus rotem Sandstein. Nicht als ob der Bau an sich abscheulich wäre. Er könnte feiner und ruhiger sein. Aber das ist nicht die Hauptsache. Gänzlich verfehlt ist er in seinen Verhältnissen, die ohne alle Beziehung zu der architektonischen Umgebung sind. Das benachbarte Museum, ehemals das ansehnlichste Gebäude des Platzes mit einer diskreten zierlichen Fassade nach neu-französischen Mustern, sieht jetzt geradezu kümmerlich aus. Der Fehler ist auch garnicht wieder gut zu machen, so lange die brutale Bank besteht. Denn ein Weiterbauen in demselben Fortissimo ist für den Domshof undenkbar.

Die bremische Altstadt ist für die malerische Ausgestaltung des Stadtbildes so günstig angelegt wie nur möglich. Sehr selten finden sich so glücklich disponierte Platzgruppen, so malerisch geschwungene Straßenzüge. Mögen sie nur bei ihrer weiteren Bebauung von Brutalitäten, wie der oben erwähnten, verschont bleiben.

Bremen, Kunsthalle Gustav Pauli

Digitized by Google

Handelshochschulen

Neben einer großen Anzahl privater Lehranstalten bestehen im deutschen Reiche auch staatliche organisierte Handelsschulen. Aber diese geben nur einem kleinen Teile des Kaufmannsstandes Gelegenheit, sich diejenige Fachbildung anzueignen, deren der Kaufmann bei der Vielgestaltigkeit seines Berufes bedarf. Durch die kaufmännischen Fortbildungsschulen, selbst wenn diese noch so gut organisiert sind, wird sie jedoch keineswegs gewährt, auch die Handelsschulen vermitteln sie noch nicht in der Weise, wie sie den erhöhten Anforderungen im Handelsstande zu entsprechen hat. Die mehrklassigen Handelsschulen, welche in der Regel zum einjährigfreiwilligen Militärdienst berechtigende Zeugnisse ausstellen und im allgemeinen dem Charakter einer Realschule entsprechen, geben ja eine ganz vorzügliche Grundlage, aber sie umfassen nicht das ganze große Gebiet der handelswissenschaftlichen Wissenszweige, die in der praktischen Ausübung des Handelsberufes Bedeutung haben.

Andererseits darf man sich aber auch darüber nicht hinwegtäuschen, daß „der gegenwärtige Unterrichtsplan der österreichischen und der denselben ähnlichen Gymnasien des Deutschen Reiches" — so sagt Gustav Bunzel in seiner unlängst erschienenen interessanten Schrift* sehr richtig — „dem angehenden Kaufmanne wohl noch weniger bietet als der, allerdings ebenfalls nicht zweckentsprechende Unterricht an den Handelsschulen." Und er fährt dann fort: „Der junge Mann dagegen, welcher voraussichtlich zur Leitung großer Handelsunternehmungen berufen ist, bedarf einer ganz anderen Vorbildung. Ihm kann es nicht genügen, wenn er in den wenigen, im Studienplan der Handelsakademieen — in Deutschland würden diese mit der Organisation der höheren Handelsschulen übereinstimmen — der Volkswirtschaftslehre und der Gesetzeskunde gewidmeten Stunden einige Definitionen und Paragraphen auswendig lernt." Es ist natürlich, daß ein solcher Zustand nicht als Ziel der kaufmännischen Fachbildung angesehen werden kann. Es fehlt also noch etwas, was nicht nur eine Erweiterung kaufmännischen Fachwissens gewährt, sondern auch eine wissenschaftliche Vertiefung in die wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben des Handelsstandes ermöglicht.

Wie aber derjenige, der sich einem höheren wissenschaftlichen Berufe zu widmen beabsichtigt, die Universitäten oder sonstigen Hochschulen besuchen konnte, so gab es für den Kaufmann noch vor einem Jahrfünft in Deutschland keine Bildungsstätte, an der er sich über den Bereich der höheren Handelsschule hinaus die weiteren Kenntnisse, vor Allem aber die wissenschaftliche Vertiefung sich hätte erwerben können. Der Universitätsunterricht ist dem praktischen Leben zu sehr entlegen und berücksichtigt auch bei weitem nicht diejenigen Gegenstände in genügendem Maße, die gerade für den Kaufmann im Hinblick auf seine wirtschaftlichen, praktischen und nationalen Aufgaben wesentlich und unentbehrlich sind. Andererseits sind aber auch die technischen Hochschulen nicht ohne weiteres für ihn geeignet, da sie naturgemäß nur die speziellen Erfordernisse des technischen Berufes berücksichtigen und in ihren Bildungsbestrebungen nur in einigen Punkten auf das Gebiet der Handelswissenschaft hinüberspielen. So brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die soziale und gesellschaftliche Stellung des Kaufmannes in der Regel niedriger eingeschätzt wurde, als es von Rechts wegen hätte geschehen sollen. Wer demnach dem Beamten, Rechtsgelehrten oder Techniker nicht nachstehen wollte, war genötigt, sich zuerst die humanistische Bildung anzueignen, um dann noch einige Semester Volkswirschaftslehre oder Rechtsgeschichte an der Universität zu hören. So fühlte man bald die hier in die Erscheinung tretende Lücke, — man fühlte immer mehr das Bedürfnis, auch für den kaufmännischen Beruf höhere Fachschulen zu errichten, welche den Universitäten gleichzustehen hätten.

Aus diesem Bedürfnis heraus entstand daher vor ungefähr einem Jahrzehnt eine Bewegung, welche sich mit dem Gedanken der Errichtung von Handelshochschulen zu beschäftigen begann. Freilich zunächst noch völlig ziellos und ohne bestimmte

* Der Handel. Triest 1900. F. H. Schimpff.

Digitized by Google

Absichten und Aufgaben. Denn kaum war man von der Notwendigkeit solcher kommerziellen Bildungsstätten durchdrungen, da entstand auch schon die weit wesentlichere Frage, auf welche Weise dieses Ziel am ehesten erreicht werden solle und könne. Die Einen wollten natürlich selbständige Hochschulen für den Handelsstand, und zwar sollten diese isoliert dastehen in allen Fragen der Fachbildung, ohne sich an die Universitäten oder an irgend ein bestehendes Programm des Hochschulunterrichts anlehnen zu müssen. Gewiß ein erstrebenswertes Ziel! Dem stellten sich aber zunächst allerhand schwerwiegende Bedenken entgegen, die vor allen Dingen aus den materiellen Schwierigkeiten hervorgingen. Denn wer sollte die hohen Opfer der Verwaltung und Unterhaltung solcher Institute bringen? Der Handelsstand etwa allein? Das wäre sicherlich eine schwere Last und zugleich eine Zumutung gewesen, die sich auf die Dauer nicht hätte rechtfertigen lassen. Auf der anderen Seite stand aber auch die Regierung diesen Bestrebungen im Allgemeinen kühl bis ans Herz hinan gegenüber, so daß anfangs von dieser keineswegs die nötige Unterstützung zu erwarten war. Allerdings hat sich dies in erfreulicher Weise geändert. Heute finden wir den Staat in entgegenkommender Weise bereit, die Bestrebungen zu fördern und sich aktiv an dem Zustandekommen der Handelshochschulpläne in dieser oder jener Form zu beteiligen.

Im Hinblick auf diese und manch andere Schwierigkeiten meinten daher die Anderen, für eine Angliederung handelswissenschaftlicher Abteilungen an die Universitäten oder technischen Hochschulen eintreten zu sollen. So spaltete sich die Bewegung in zwei Teile. Aber auch innerhalb dieser Richtungen bestand keineswegs die nötige Klarheit über das zu erstrebende Ziel. Allerhand untergeordnete und völlig einflußlose Fragen machten sich neben diesen prinzipiellen Fragen geltend, so daß die Bewegung in einem vollständigen Wirrwarr sich befand, aus dem nichts Befriedigendes hervorgehen konnte. Glücklicherweise sind heute diese Nebenfragen in der Hauptsache beseitigt. Eine üppig sich entfaltende und fruchtbare Litteratur hat die Sache heute wenigstens so weit geklärt, daß die Bestrebungen sich nur noch nach diesen beiden Richtungen hin teilen. Auf der einen Seite tritt man für selbständige Handelshochschulen ein, während auf der anderen Seite bloßen handelswissenschaftlichen Abteilungen das Wort geredet wird, — Abteilungen, die entweder mit dem Universitäts-Unterricht oder mit dem Lehrplan der technischen Hochschulen verbunden werden sollen.

Prüft man diese beiden Fragen vom unparteiischen, objektiven Gesichtspunkte aus, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß beide etwas für und gegen sich haben. In beiderlei Hinsicht stehen sich Vorteile und Nachteile gegenüber. Und je eingehender man dieses Für und Wider gegen einander abwägt, desto mehr kommt man zu der Überzeugung, daß in diesen Fragen die lokalen Verhältnisse eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Worin zunächst die Vorzüge der selbständigen Handelshochschulen bestehen, ist leicht einzusehen. Sie würden vor allen Dingen eine freie Entfaltung des handelswissenschaftlichen Unterrichts in der Weise ermöglichen, daß er sich nicht zu einer gewissen Einseitigkeit nach der einen oder anderen Seite hin zuspitzt. Und das, was der Kaufmann am allernotwendigsten braucht, nämlich die enge und unlösbare Verbindung mit den Verhältnissen des praktischen Lebens, könnte nicht besser auf kaufmännischen Hochschulen gewonnen werden, die keinerlei Konzessionen an die alten Wissenschaften zu machen haben. Einen Nachteil erblickt man unter anderem darin, daß sich infolge der Isolierung des handelswissenschaftlichen Unterrichts durch das allzustarke Hervortreten der materiellen Gesichtspunkte und die allgemeine Betonung der naturwissenschaftlichen Momente eine gewisse Einseitigkeit herausbilden würde. Das Ideale würde in dem Praktischen und Materiellen unterdrückt werden, und so der junge Kaufmann mehr zu einem Egoisten, als zum Vertreter einer gemeinnützigen Sache herangezogen werden.

Erwägt man derartige Einwände vom Gesichtspunkte der heutigen Berufserziehung aus, so kann man sie nicht ohne weiteres gelten lassen, denn dann müßte dasselbe auch auf den Fachunterricht an technischen Hochschulen zutreffen. Oder ist dies nicht schon längst bei dem naturwissenschaftlich gebildeten Arzt der Fall? Andererseits könnte man aber auch in dieser Beziehung sehr leicht einen Ausgleich

Digitized by Google

durch Einführung der Handelsethik und Handelspädagogik als handelswissenschaftliche Disziplin herbeiführen. An einigen höheren Handelslehranstalten der Vereinigten Staaten (ebenso auch des japanischen Reiches, beispielsweise in Tokio) ist dies ja bereits geschehen. Zieht man aber das Verhältnis der handelswissenschaftlichen Berufsbildung zum Universitäts-Unterricht einerseits, zum Unterricht an technischen Hochschulen andererseits in Erwägung, so wird man sich der Thatsache nicht verschließen können, daß so mancherlei Nachteile zu ungunsten des kaufmännischen Unterrichtswesens in diesen angegliederten Abteilungen liegen. Denn man wird infolge des Abhängigkeitsverhältnisses gerade diejenigen Disziplinen, die im Handelsberufe die größte Rolle spielen, nicht in der wünschenswerten Weise hervorheben, zum Teil überhaupt nicht lehren können. Die Volkswirtschaftslehre aber thuts nicht allein. Mindestens ebenso wichtig sind auch die Fächer der Finanzwissenschaft, des Versicherungswesens, der Verkehrsgeographie, des Verkehrswesens, der Handelspolitik und der Warenkunde. Von den rein kommerziellen Fächern, wie Buchhaltungswissenschaft, Wechselkunde, Arithmetik und anderen Gegenständen ganz zu schweigen. Diese Gegenstände können in der für den Kaufmann wünschenswerten Form nur in einer kommerziellen Hochschule gelehrt werden, wo handelswissenschaftlicher Unterricht erteilt wird. Das ist der Punkt, um den sich jetzt die Handelshochschulbestrebungen drehen.

Zuerst kam der Handelshochschulgedanke in Sachsens größter Verkehrsstadt Leipzig zur praktischen Ausführung. Als hervorragende Zentrale des deutschen Handels und der sächsischen Industrie, sowie auch als Metropole des deutschen Buchhandels ist gewiß Leipzig in erster Linie geeignet, zum Sitz einer kaufmännischen Hochschule ausersehen zu werden. Neben dem Privilegium seiner jährlichen weltbekannten Messen genießt es den Ruhm einer altehrwürdigen Universitätsstadt, die während der letzten Jahrzehnte zu hoher Blüte gelangt ist. Hauptsächlich aber der Umstand, daß Leipzig die verkehrsreichste Stadt Sachsens ist, brachte hier den Gedanken, eine Handelshochschule zu errichten, zur Reife. Schon im Jahre 1892 wurde die erste Handels-Akademie von dem Rechtsgelehrten Dr. Huberti gegründet. Diesem schwebte als Ideal der kaufmännischen Berufsbildung eine kaufmännische Hochschule vor, die in innigster Verbindung mit dem praktischen Leben zu stehen habe. Sie wurde deshalb auch auf durchaus praktisch-realer Grundlage errichtet. Die innere Organisation erfolgte in der Weise, daß zunächst die akademische Form der freien Vorträge gewählt wurde, an die sich handelspädagogische, praktische und mechanische Übungen und Fertigkeiten anschlossen. Die sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Fächer stehen im Vordergrunde, während die kommerziellen Gegenstände den eigentlichen Kern des Unterrichts bilden. Am Schlusse jedes Trimesters finden mündliche und schriftliche Prüfungen statt, denen sich Hörer, die vier volle Trimester lang die Anstalt besucht haben, unterziehen können. Außerdem werden während der Sommermonate Exkursionen vorgenommen, um den Hörern Gelegenheit zu geben, sich mit der Organisation und den sonstigen Verhältnissen der industriellen, gewerblichen oder überhaupt geschäftlichen Etablissements vertraut zu machen. Ein besonderer Vorzug liegt offenbar auch darin, daß irgendwelche einschränkenden Aufnahmebedingungen nicht bestehen. Auch steht dem betreffenden Hörer die Wahl der Unterrichtsfächer frei, damit er je nach seiner Vorbildung und ohne Beschränkung einer gewissen Zeitdauer das Fehlende seines Wissens nach den vorhandenen Bedürfnissen in bequemer Weise ergänzen kann.

Dank der staatlichen Initiative sah Leipzig bereits im Jahre 1898 eine Handelshochschule in seinen Mauern erstehen, die von der Stadt Leipzig in Gemeinschaft mit der Handelskammer und der sächsischen Regierung gegründet wurde. Sie war von vornherein in engster Verbindung mit der Universität. Diese stellte die Lehrkräfte aus dem Kreise ihrer Dozenten zur Verfügung und räumte zugleich ihren Hörern das Recht ein, an den handelswissenschaftlichen Vorlesungen nach erfolgter Immatrikulation sich ohne weiteres zu beteiligen. Auch hier ist die akademische Form des Universitäts-Unterrichts gang und gäbe. Dieser wird durch seminaristische Übungen für Handelslehrer, durch mechanische Fertigkeiten für Kaufleute ergänzt. Im Übrigen sind die Lehrgegenstände die allgemein notwendigen, wie sie

Digitized by Google

der Handelsvertreter bedarf. Nur in der Aufnahme der Hörer sind hier enge Grenzen gezogen. Denn wer als Hörer aufgenommen werden will, hat entweder eine gymnasiastische oder seminaristische Bildung aufzuweisen, während die Ausländer einer Aufnahmeprüfung unterzogen werden. Allerdings ist Kaufleuten der Besuch insofern etwas erleichtert worden, als diese schon nach beendeter Lehrzeit in der kaufmännischen Praxis zu den Vorlesungen zugelassen werden, sofern sie im Besitze des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses sind, also eine hierzu berechtigende Handelslehranstalt oder gleichstehende Realschule besucht haben. Allerdings kann es keinem Zweifel unterliegen, daß gerade durch diese Einschränkung einem großen Teile des Kaufmannsstandes die Möglichkeit entzogen wird, sich eine höhere nnd zugleich abgeschlossene Fachbildung anzueignen. Man kann die kaufmännische Berufsbildung offenbar nur vom praktischen Gesichtspunkte aus beurteilen, und da wird sich ergeben, daß das Bedürfnis nach einem erweiterten und vertieften Fachwissen in erster Linie in den breiten Schichten des Handelsstandes hervortritt.

Nicht lange darnach, im Jahre 1899, wurde ferner eine handelswissenschaftliche Abteilung an die technische Hochschule in Aachen angegliedert. Diese Verbindung entspricht ganz und gar dem Verfahren in Leipzig — nur daß hier eben die Universität in Frage kommt. Die Kosten der Unterhaltung tragen Magistrat, Handelskammer und Staat gemeinsam Auch die Aufnahmebedingungen sind dieselben wie bei der Leipziger Handelshochschule. Deren Verhältnissen entspricht auch die innere Einrichtung. Soweit die erschienenen Jahresberichte ein Urteil gestatten, können die Erfolge als zufriedenstellend bezeichnet werden, wenn es uns auch — wie schon angedeutet wurde — bedünken will, als ob die Früchte dieser handelswissenschaftlichen Bestrebungen weniger dem Kaufmanne zugute kommen, als vielmehr jungen Leuten, denen aus irgend einem Grund ihre vorgezeichnete Karrière abgeschnitten ist und die nun ihre Zuflucht zu dem Handelsberufe nehmen wollen.

Einen anderen Charakter trägt die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. Hier handelt es sich allerdings um eine Anstalt, die in erster Linie geeignet ist, die praktischen Bedürfnisse des Handelsberufes zu erfüllen. Wie schon ihr Name andeutet, ist sie ja nicht ausschließlich für den Kaufmann bestimmt, sondern will auch Beamten und Technikern, die in inniger Verbindung mit dem kaufmännischen oder überhaupt geschäftlichen Leben stehen, Gelegenheit geben, sich mit den notwendigsten kommerziellen Wissenszweigen vertraut zu machen. Andererseits will sie aber auch dem Kaufmanne die Kenntnisse aus den Gebieten der Verwaltungslehre, Sozialpolitik und Technik vermitteln und damit ein geistiges Bindeglied sein in der modernen praktisch-wissenschaftlichen Berufsbildung. Das geht auch aus dem Lehrplane, sowie überhaupt aus der inneren Einrichtung hervor. Es sind in der Hauptsache Gegenstände berücksichtigt, die nur praktische Kenntnisse vermitteln, wie Volkswirtschaftslehre mit ihren Zweigen der Landwirtschafts-, Gewerbe-, Handels- (Zoll) und Verkehrspolitik, der Lehre vom Geld-, Kredit- und Versicherungswesen, aus dem Handels und Gewerberecht, aus der Lehre von den Finanzen des Staates und der Kommunen, insbesondere der Steuerlehre, aus der kommunalen und staatlichen Verwaltungs- und Verfassungslehre und vieles andere mehr. Die Akademie wird vom Institut fur Gemeinwohl unterhalten werden, während der Magistrat der Stadt Frankfurt seine Zusage zur Förderung des Planes gegeben hat. So ist man offenbar berechtigt, zu gunsten der deutschen Kaufmannschaft und ihrer jungen Generation in die Wirksamkeit und Entwickelung dieser Akademie große Hoffnungen zu setzen.

Im vorbereitenden Stadium befindet sich die Frage der Errichtung von Handelshochschulen in Köln a. Rh., wo von dem verstorbenen Großkaufmann Geheimrat von Mevissen eine beträchtliche Summe (eine halbe Million) zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt worden ist. Auch hier wird es demnach nicht lange dauern, bis der Plan zur Ausführung gebracht sein wird. Hannover hat die Frage ebenfalls aufgenommen, jedoch sind die Bestrebungen hier über bloße Vorschläge, welche der Öffentlichkeit bereits in einer lesenswerten Denkschrift* unter-

* Herausgegeben von der Handelskammer in Hannover.

Digitized by Google

breitet wurden, nicht hinausgekommen. In Danzig, Königsberg und Halle verhält es sich fast ebenso, wenigstens ruhen hier jetzt die Bestrebungen. In Karlsruhe und Darmstadt dagegen sind an den technischen Hochschulen Lehrstühle für die Handelswissenschaften eingerichtet worden, während an der Göttinger Universität vom volkswirtschaftlichen Seminar handelswissenschaftliche Kurse abgehalten werden. Bemerkenswert ist es ferner, daß auch die Bestrebungen in Berlin, der deutschen Reichshauptstadt, in Fluß gekommen sind und bereits bis zu den Thüren der Reichsregierung gedrungen zu sein scheinen. Nachdem die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft, durch die Presse wiederholt auf die Frage hingewiesen, den Beschluß gefaßt haben, der Erledigung der Frage in Gemeinschaft mit dem Magistrate der Stadt näher zu treten, scheint man hier ernstlich an die Ausführung des Planes gehen zu wollen. Eigentlich wäre dies auch nur etwas Selbstverständliches, da ja die deutsche Reichshauptstadt auch in dieser Hinsicht sich das Vorrecht, eine Handelshochschule zu besitzen, nicht darf streitig machen lassen, um so weniger, als sich in ihr die handelspolitischen und national-volkswirtschaftlichen Interessen konzentrieren.

Auch in Hamburg ist der Gedanke, eine Handelshochschule zu errichten, nicht neu. Wenn er bisher nicht verwirklicht wurde, so liegt dies weniger an prinzipiellen Umständen, als vielmehr an den lokalen Verhältnissen. Jedenfalls fehlte es an einer geeigneten Hochschule, an die eine handelswissenschaftliche Abteilung hätte angegliedert werden können, und bei der Gründung einer selbständigen Handelshochschule kam wiederum der Kostenpunkt in Betracht. Das mochten die Gründe sein, welche den gegebenen Anregungen, die Mitte der neunziger Jahre vorwiegend in der Presse auftauchten, sich entgegenstellten. Und doch ist Hamburg nicht in letzter Linie geeignet, eine kaufmännische Hochschule zu besitzen, schon wegen der günstigen Lage als internationale Verkehrsstadt, besonders als Metropole des deutschen Exporthandels. Auch in kulturgeschichtlicher Beziehung liegt einem Hamburg am nächsten, wenn man sich mit der Handels-Hochschulfrage beschäftigt. Bekanntlich war es ein Hamburger Bürger, der Professor Johann Georg Büsch, der schon vor mehr als hundert Jahren eine Handelshochschule im damaligen Sinne eröffnete. Er war es auch, der in umfassenden Werken die Grundlage zur kommerziellen Wissenschaft gab. Will man demnach diese Frage auch in Hamburg nicht unterschätzen, so wird man sie hier in absehbarer Zeit zum Gegenstand öffentlicher Erörterungen machen müssen. Diese Aufgabe wird besonders den Industriellen und Handelskreisen zufallen.

In allen Gegenden des Deutschen Reiches tritt man jetzt der Frage der Errichtung von Handelshochschulen näher. Man ersieht daraus, daß überall das Interesse für eine wissenschaftliche Ausbildung des deutschen Kaufmanns erwacht ist. Ein neuer Berufsgeist ist auf dem Gebiete des Handels eingekehrt, und es bricht sich allenthalben die Erkenntnis Bahn, daß Deutschlands handelspolitische Großmachtstellung nur gesichert werden kann, wenn der Kaufmann und Handelsvertreter sich auf die höchste Stufe der geistigen Berufsbildung emporzuschwingen vermag. Dazu gehören aber mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstete Leute, welche mit tieferem Verständnis an die praktischen Berufsaufgaben herantreten. Es ist daher ebenso erfreulich als anerkennenswert, daß all die Bestrebungen, von denen im Vorstehenden die Rede war, diesen Erfordernissen und Aufgaben in erster Linie entgegenkommen. Ebenso erfreulich aber ist es auch, daß man diesem Ziele in Deutschland um ein gutes Stück näher gekommen ist. Und das verdanken wir den Fortschritten der Handelswissenschaft.

Leipzig Mil Richter

Digitized by Google

Der Gang der antiken Kultur

Ein Vortrag*

2

Die „klassische Ruhe", die die attische Kunst in der That kennzeichnet, wenn auch keineswegs durchaus erfüllt, ist wie in der italienischen Hochrenaissance erreicht trotz der Unruhe des Lebens. In unablässigen Kriegen haben die wehrhaften Bürger Athens ihr Blut verspritzt, in nimmer ruhenden Parteikämpfen hat sich die Demokratie vollendet und nur zu bald — in kaum hundert Jahren — zur Pöbelherrschaft ausgebildet. Politische Theorie forderte dann absolute Gleichberechtigung aller Bürger, ja auch der Frauen, Aufhebung des Eigentums, der Familie: man war um 400 bei der Sozialdemokratie, beim Kommunismus angelangt. Aristophanes verspottete sie 392 in seiner Komödie „Die Ekklesiazusen oder die Weiberherrschaft", Platon baute seinen Idealstaat auf diese Ideen freilich im entgegengesetzten Sinne. Er wie alle Besten seiner Zeit war Reaktionär: sie sind überzeugt von der Unsinnigkeit allgemeiner Gleichberechtigung, sie begeistern sich für die Herrschaft der Besten, die Aristokratie, oder des Besten, fürs Königtum.

Die klassische Zeit, die Zeit Athens, wird äußerlich scharf begrenzt durch Alexander den Großen. Seine That ist die Unterwerfung der Osthälfte des Mittelmeergebietes und des ganzen Orients bis nach Indien; sein Plan war die Bildung eines einheitlichen Staates aus diesen Massen durch ihre Hellenisierung.

Die folgenden Jahrhunderte nennt man die Zeit des Hellenismus. Denn sie haben unter wirren, schweren Kämpfen seiner Nachfolger, wenn auch Alexanders Weltreich zerspellt, so doch seinen Plan durchgeführt: sie haben die ganze Osthälfte der bekannten Erde mit hellenischer Kultur durchtränkt, die nationalen Verschiedenheiten durch dieses gemeinsame Element auszugleichen gestrebt. Vollendet hat das Werk das römische Kaiserreich, der politische und kulturelle Erbe Alexanders. Denn ob er selbst nun die Absicht gehabt hat oder nicht, auch den Westen zu unterwerfen, sicher schwebte ihm vor die Einigung der gesamten Menschheit unter einem Szepter, ihre Verbindung und Versöhnung durch eine Kultur, die hellenische. Seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, als Rom nach Griechenland und Asien übergreift, ist der römische Staat, und wird es immer mehr, ein hellenistischer, wie es seit Alexander viele gab. Das will nicht sagen, daß plötzlich oder allmählich die Römer zu Griechen wurden. Das geschah nie. Ebensowenig geschah dergleichen in irgend einem anderen hellenistischen Staate. Vielmehr ist das Eigentümliche dies, daß die fremden Völker ihre eigene Kultur mit der hellenischen durchdrangen und nun aus diesen beiden nicht selten, zumal bei Semiten, disparaten Beständen neue eigentümliche Mischkulturen hervorbrachten, in denen je nach der Stärke des hellenischen Einflusses bald mehr das allen gemeinsame hellenische, bald das eigne nationale Element vorherrschte.

* S. die Notiz am Schluß dieses Heftes (S. 572).

Digitized by Google

Die helleniſtiſche Periode, die man etwa mit 330 v. Chr. beginnen laſſen kann, entwickelte zunächſt aber, während die Helleniſierung der Barbaren ſich in der Stille vollzog, die griechiſche Kultur aus ſich ſelbſt weiter. Ihre Werkſtätten liegen in der Peripherie, entſprechend der Ausdehnung ihres Wirkungskreiſes; es ſind vor allen andern Alexandrien in Ägypten, Antiochien in Syrien, Rhodos, Pergamon in Kleinaſien, Syrakus in Sizilien. Faſt alle neue Gründungen dieſer Zeit, lagen ſie an den Kreuzungspunkten des Welthandels, der jetzt nach Eröffnung des fernſten Orients und beim Aufblühen der weſtlichen Mittelmeerländer einen noch nicht geſehenen Aufſchwung nimmt. In wenigen Jahrzehnten wuchſen dieſe Orte und manche andern zu Rieſenſtädten an, in denen ohne Raſt ein ungeheurer Verkehr brauſte und fabelhafter Reichtum ſich anhäufte. Das Geld entfaltet jetzt, wie es ſchon Ende des fünften Jahrhunderts begonnen hatte, eine kaum begrenzte Macht. Der Bankier, der Kaufmann, der Induſtrielle ſtehen herrſchend an der Spitze des bürgerlichen Lebens. Ihre Fabriken, ihre Bergwerke, ihre Schiffe erfordern Tauſende von Arbeitern: man kauft ſie mit Leib und Leben. Jetzt erſt wird die Sklaverei fürchterlich, wo das Kapital Maſſen von Menſchen zuſammentreibt und ſie mit der ihm eigenen Unbarmherzigkeit unmenſchlich, weil nur als Zahlenwerte, behandelt. Doch füllen auch große Mengen freien Proletariats die Großſtädte. Und ein rühriger wohlhabender Mittelſtand kann nicht gering geweſen ſein.

Neben dieſen ſozialen Gegenſätzen bildet ſich ein anderer immer ſchärfer heraus, auch er war ſchon im vierten Jahrhundert fühlbar: zwiſchen Gebildeten und Ungebildeten. Höhere Bildung erforderte immer mehr Zeit, Studium und Begabung. Zahlreicher werden nun die Männer, die ſich vom praktiſchen Leben ganz abwenden und nur der Wiſſenſchaft leben: der Gelehrte iſt für die helleniſtiſche Zeit nicht weniger ein charakteriſtiſcher Typus als der Bankier und der Induſtrielle.

Hinzu treten der Beamte und der Soldat. Beide Eigenſchaften hatte der Vollbürger der älteren Demokratieen neben ſeinen ſonſtigen Geſchäften in ſich vereinigt. Jetzt ſind es geſonderte Lebensberufe. Denn Söldner vorzugsweiſe führen in dieſer Zeit die Kriege und bilden ihr Handwerk mit bisher unerhörter Energie und Konſequenz aus. Die verlangten Leiſtungen des Einzelnen und der Truppe konnten nur durch lange ſchwere Übung erreicht werden, und die Führung der ungeheuren Heere mit vielen Waffengattungen, auch Artillerie, konnten nur gelernte Strategen übernehmen: auch die größte natürliche Begabung genügte allein nicht mehr.

Dem Berufsheer entſpricht das ſtändige Beamtentum. Wie zu allen Zeiten hatten die Ariſtokratieen und Demokratieen auch bei den Griechen des ausgehenden Mittelalters wie der klaſſiſchen Periode das Beamtentum unvereinbar mit ihren Grundſätzen gefunden: Argwohn und Ehrgeiz befriſteten die Ämter knapp und knapper. Das Königtum bedarf zuverläſſiger Beamten, in Treue und Fähigkeit erprobt. Es zog jetzt einen Beamtenſtand groß.

Denn Könige beherrſchen ſeit Alexander die öſtliche Hälfte der Welt. Sie ſind abſolut und doch auch wieder nicht: abſolut für ihre

Digitized by Google

barbarischen Unterthanen Ägypter, Syrer, Perser und wie sie alle heißen — sie ließen sich von ihnen nach altorientalischem Brauche sogar göttlich verehren —, konstitutionell gegenüber den griechischen Städten, die aber doch den Kultus der Könige — voran Athen — schmeichlerisch annahmen.

Mochte auch die Demokratie, weil zur Pöbelherrschaft ausgeartet, sich unfähig erwiesen haben, selbständig Staaten zu erhalten, so konnte doch bei der völligen Durchdringung der Griechen mit dem demokratischen Prinzip und der allgemeinen Ausbildung selbstbewußter Persönlichkeiten kein Verständiger an die Unterdrückung dieser lebensvollen Organismen denken; es kam vielmehr darauf an, sie in ihrer Selbstzerstörung aufzuhalten, sie heilsam zu beschränken. Die griechischen Städte behielten, ob nun direkt unter dem Szepter eines hellenistischen Königs stehend, oder nur unter seinem Schutze, ihre Selbstverwaltung, in die dieser sich kaum ohne Not — aber dann energisch — einen Eingriff erlaubte.

Wie heilsam das Regiment der Könige war, zeigt am besten die Thatsache, daß ihre glanzvollen Residenzen die Kulturzentralen wurden. Die genannten Städte Alexandrien, Antiochia, Pergamon, Syrakus sind Königssitze, nur Rhodos, die freie, mächtige Handelsstadt, tritt etwa gleichwertig neben sie. Athen verarmt jetzt und wird eine stille Stadt, nur als Sitz sämtlicher Philosophenschulen hat sie noch Bedeutung.

Kunst und Wissenschaft in dieser hellenistischen Periode sind schwer zu schildern wegen ihrer Vielseitigkeit und Unruhe.

Charakteristisch ist ihr Gegensatz gegen die klassische und speziell attische, und das Wiederaufnehmen der um 500 v. Chr. abgerissenen Fäden der archaischen, jonischen Kultur. Sie ahmt diese durchaus nicht nach, aber wesensverwandt mit ihr, läßt sie sich von ihr anregen, und weiter von allem Nichtattischen, von dem Eigenartigen, Erdrüchigen, noch nicht Stilisierten überhaupt; sie hat einen romantischen Zug. Vers und Prosa wenden sich gleichermaßen von der attischen klassischen Sprache und den attischen klassischen Stilgesetzen ab: eine neue, allen Gebildeten gemeinsame Rede kommt auf und wird im Gegensatz zu der durch höchste Kunst errungenen, klaren Einfachheit und scheinbaren Natürlichkeit der Attiker in geistreiche Pointen zerhackt oder zu gewaltig brausendem Bombast aufgetrieben.

Die bedeutendsten Poeten machen *kleine* Gedichtchen, aber in Stoff, Anordnung, Versform, in jeder Wendung neu, ungewöhnlich, fein, geistreich. Werke raffiniertester Kunst, realistischer Tendenz, nur Höchstgebildeten genießbar, Stücklein für den intimsten Salon. Parfumduft und etwas *haut gout* umwittert sie. Kallimachos, das Haupt dieser „Moderne", führt die in ihrer Jahrhunderte alten Idealisierung langweilig gewordenen Helden wie Theseus und Herakles als hungrige Wanderer in arme Bauernhütten zu alten Leutchen und schildert mit behaglichsten Details ihre herzliche Aufnahme und ihre kümmerliche Bewirtung; die Göttin Artemis zeichnet er als Baby auf dem Schoß des guten Vaters Zeus und wie sich die Kleine dann fürchtet vor den schwarzen Männern, den Zyklopen. Oder er greift ins Märchen, und schildert erste Liebe und süßes Liebessehnen. Alles mit dem überlegenen, leicht ironischen Lächeln des Weltmannes.

Digitized by Google

Nicht anders stellt Theokrit einfacher Hirten ländliche Unschuld dar. Oft sind diese Dichter weich und sentimental; aber nie geben sie sich ganz hin: es ist alles „Kunst". Auch derbe Schilderungen niedrigster Klassen, wie die des Herodas, neben zierlich pikanten Zötlein üben auf die überfeinerten Nerven ihren Reiz; sogar wird merkwürdiger Weise das Lehrgedicht wieder modern durch Arat.

Die bildende Kunst will ebensowenig mehr idealisierte Menschen in vornehm lässiger Pose darstellen; sie will wahr sein bis zum äußersten, wahr und ausdrucksvoll. Lysippos bricht die Bahn. Die Porträts sprühen jetzt Leben, und Statuen wie die Nike von Samothrake, das Siegesdenkmal der Antigoniden von 306 — jetzt im Louvre — sind voll leidenschaftlicher Erregung. Daneben liebliche Bilder behaglichen Kleinlebens, träumender Idylle. Alles interessiert wieder die Künstler, Mensch und Tier, Landschaft und Interieur, Schön und Häßlich, Alt und Jung, neben dem lebendigen Fleisch auch das verhüllende Kleid und sein Stoff. Alles wird dargestellt und jedes mit erstaunlichem, kaum jemals wieder erreichtem Können.

Die Philosophie hatte durch Aristoteles wieder Besitz genommen von dem weiten Reiche, das die altjonische erschlossen hatte. Auf allen Gebieten menschlichen Forschens beginnt neubelebt, jetzt zum ersten Male methodische, wissenschaftliche Arbeit. Keine Wissenschaft, die damals nicht begründet oder wieder aufgenommen zu einer Höhe geführt wäre, die erst im 16. und 17., ganz erst im 19. Jahrhundert erreicht — und nun allerdings übertroffen worden ist.

Die spekulative Philosophie stellt natürlich am klarsten die herrschenden Gedanken und die verschiedenen bewegenden Tendenzen der Zeit dar. Allen Schulen gemeinsam ist die das Wesen des Hellenismus recht eigentlich ausdrückende Lehre von der Gleichheit aller Menschen. Ob Hellene oder Barbar, ob König oder Bettler, Freier oder Sklave, jeder kann das einzige Ziel erreichen, nach dem sie alle streben: das Glück, das ist die Befriedigung in sich selbst.

Die Zyniker kündeten als Weg dahin die Negation aller Kultur und Rückkehr zur Natur: sie machten Ernst. Geld und Gut warfen sie von sich, verließen Haus und Heimat, Eltern und Familie, im Bettlerkleide durchzogen sie die Welt und predigten auf den Gassen ihr Evangelium.

Ebenso bezeichnend wie die zynische Lehre für die Überfeinerung des damaligen Kultus, ist Epikurs als Rückschlag gegen die ruhelose Leidenschaft, das tobende Drängen des Lebens. Um 300 v. Chr. trat er, ein Athener, auf: er zog sich mit seiner Gemeinde in seinen stillen Garten aus der lauten Welt zurück und fand das höchste Glück in der Negation des Lebens, in der völligen Ruhe. Sie zu erlangen müsse der Mensch Begierde und Schmerz und Furcht überwinden. Ihm leben die Götter, sein Ideal, in ewig ungetrübter Ruhe, unbekümmert um die Welt; und nach dem Tode kennt er nicht Verdammnis noch Seligkeit — denn der Tod sei das Ende, das Nichts, das höchste Glück. Vor der Welt aber fliehe der Mensch mit wenigen Freunden und genieße mit ihnen maßvoll des Lebens einfach natürliche Freuden.

Digitized by Google

Gerade entgegengesetzt lehrt die Stoa das Leben tragen und leben, wie schwer es auch ist. Nach ihrer Lehre ist Gott überall, er erfüllt die Welt, die er aus sich geschaffen und flammend dereinst in sich zurücknimmt. Des Menschen Seele stammt von Gott und geht zu Gott ein. Daher soll der Mensch im Leben stehen, wohin er auch gestellt ist, und sich bestreben, den Gottesgesetzen, der Natur gemäß zu leben. Es giebt nur ein Gut: die Tugend, nur ein Übel: die Schlechtigkeit; alles andere ist gleichgültig. Nur durch Selbstüberwindung kann der Mensch die Tugend erwerben, aber jeder kann es in jeder Lage aus eigener Kraft. Sie trägt ihren Lohn in sich. Der Weise übt sie unter jeder Bedingung, auch als Sklav auf der Folter; selbst da noch ist er glücklicher als der unweise König in aller Lust der Welt.

Diese stoische Lehre hat mit ihrer sittlichen Größe, ihrem stolzen Glauben an des Menschen Kraft die Welt erobert, hinaus über den Bereich griechischer Zunge. Sie wurde die herrschende in Rom. Und tief im Osten werden später ihre Wirkungen deutlich. Aber schon vor Chr. Geburt sind hellenisierte Juden geschäftig, sie mit jüdischen Vorstellungen zu einen: wir besitzen noch zahlreiche Schriften derart vom Juden Philo von Alexandria, der etwa dreißig Jahre älter als Jesus war. Und im Evangelium Johannis ist längst die Lehre der Stoa erkannt: „im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort."

Die Verbreitung solcher Gedanken über alle Länder des Mittelmeeres zeigt an, daß der Hellenismus seine ihm vom großen Alexander gewiesene Aufgabe der Vollendung nahe gebracht hatte: er hatte ein einigendes Band der Kultur um alle die verschiedenen Nationen geschlungen. Ihre politische Einigung fiel Rom zu wie eine Erbschaft. Die römische Republik hatte das Bewußtsein ihrer Unfähigkeit sie zu übernehmen: sie hat sie nur gezwungen angetreten. Nach zwei schlimmen Jahrhunderten brutaler und blutsaugender Mißwirtschaft der römischen Senatoren und Ritter und ihren fürchterlichen Bürgerkriegen brachte Augustus endlich den Frieden: die Welt atmete auf. Verständige Verwaltung sicherte die Ruhe, Kriege gab es nur noch an den Grenzen des weiten Reiches. Schwerlich hat die Welt, sicherlich hat das Mittelmeergebiet nie vorher und nie nachher äußerlich so glückliche Zeiten erlebt als die zwei ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung unter dem fälschlich verschrieenen Regimente der römischen Kaiser. Von der Wohlhabenheit und dem hohen Stande der äußeren Kultur reden die großartigen Ruinen aus dieser Zeit in allen Provinzen. — Der Westen Europas ist damals durch die hellenistisch-römische Kultur für die Aufgabe vorbereitet worden, der Boden der neuen, der unsrigen zu werden.

* * *

Aber die Entwickelung geht ihrem Ende zu; die Antike lebt sich aus, Neues wird nicht mehr hervorgebracht. Man sucht sich zu verjüngen, indem man zum Alten zurückkehrt: man wird klassizistisch, archaistisch. Doch es sind nur die äußeren Formen; das junge Blut kehrt nicht wieder in den nun tausend Jahre alten Körper.

Digitized by Google

Und die Menschheit wird gemein im Genusse; Schamlosigkeit und Grausamkeit wirken fast allein noch auf die erschlafften Nerven: üppige Ballets, Tierhetzen, Menschenschlächtereien verdrängen Tragödie und Chorgesang, sogar die Komödie aus den Theatern.

Die einst griechische Kultur wird sich selbst unähnlich — im 3. Jahrhundert nach Chr. stirbt sie dahin, sie war tot, als die Germanen über sie her fluteten.

Aber eine Frucht hat die sterbende Antike noch ausgetragen: das Christentum. Nach der politischen Einigung der Welt hat sie noch in ihrer Todesstunde die religiöse vollbracht: seit 323 Alleinherrscher, hat Kaiser Konstantin der christlichen Kirche die politischen Rechte gegeben, seine Nachfolger unterdrückten die heidnischen Kulte.

Die Arbeit des Hellenismus war vollbracht.

Das Christentum ist erwachsen aus einer hellenistisch-jüdischen Mischkultur. Jüdische Elemente sind in ihm schwerlich stärker als die griechischen. Und wenn die Juden die neue Religion von sich stießen, aber die hellenisierten Völker, voran die Griechen selbst, sie annahmen, so ist das doch ein Zeichen, daß sie dieser hellenistischen Kultur geistig verwandt war, die Juden aber in ihr das Fremde empfanden und noch nicht die gleiche Höhe der Bildung und die gleiche Zersetzung wie jene erreicht hatten. Griechisch ist von Anfang an die Sprache der Christen, in griechischen Städten sind die ersten Gemeinden, nach dem griechischen Westen geht zunächst ihr Zug, mitten hinein in die von griechischer Kultur gesättigten Länder.

Aber was das Christentum zum Christentum macht, steht so wenig bei einem Griechen, wie bei einem Juden. Der griechischen männlichkräftigen Selbstherrlichkeit, aus eigener Macht die Glückseligkeit erringen zu können, setzte Jesus die Resignation alternden Menschentums entgegen: der Mensch kann es nicht, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; nicht Menschenkraft reicht aus, nur die Gnade des väterlichen Gottes kann uns helfen. Und er hilft; denn Gott ist die Liebe.

Das waren nie gehörte, nicht geahnte Worte, das war Offenbarung.

Und so neu, so erstaunlich neu wie diese Lehre war das Menschenideal, das Jesus hingestellt hatte: liebe deinen Nächsten als dich selbst — denn wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.

Das Christentum durchsetzte die heidnische Welt, aber die heidnische Welt durchsetzte auch das Christentum. Mit Flüchen trat die Religion der Liebe 325 zum erstenmale als Staatskirche auf. — Das Christentum hat die Welt nicht geändert. Es vermochte nicht die sterbende Antike zu verjüngen, es vermochte nicht die von innen und außen eindringende Barbarei zu seiner höchsten Kultur zu erheben. Es stieg hinab zu ihr. Aber es war wie Samenkorn; es bewahrte seine lebendige Kraft in sich verschlossen, und es nahm mit sich von dem Boden, auf dem es zuerst gekeimt war. Die christliche Kirche war das Mittelalter hindurch die Bewahrerin des antiken Erbes. Doch mehr! Das Christentum hat unlösbar

Digitized by Google

in sich aufgenommen die höchsten, reinsten Gedanken der hellenischen Kultur: die Einheit und höchste Vollkommenheit des Göttlichen, die Gleichberechtigung aller Menschen, die Forderung sittlichen Strebens an den Einzelnen, an den Staat, an die Menschheit.

Basel Erich Bethe

Gedichte von Gustav Kühl

Ich sah:

Ein silbergraues Füllen
mit einem Schweif wie Mädchenhaar
lief hinterm Wochenwagen,
an den es angebunden war.
Es schüttelte ungeduldig
im Traben Mähne und Ohr —:
Sei du nur ganz zufrieden,
bald spannen sie dich davor!

Anna

Denn stets aufs neue müssen wir's erfahren,
wie wir uns wandeln nach dem Wunsch der Zeit,
und blicken wir in die Vergangenheit:
wie seltsam glänzt auf den verblichenen Jahren
das süße Rätsel, daß wir Kinder waren!

Nun wirf ihn hin, den schwergepackten Ranzen,
und beide Hände her, geschwind, geschwind!
Die Wiese blüht, die Schmetterlinge tanzen,
mit unsern Haaren spielt der Sommerwind —
ein süßes Rätsel, daß wir Kinder sind!

Doch meine Tiefen schrieen . . .

Der Wind erstarb. Und matter
schäumten die Wellen zum Strand;
die Fläche glatt und glatter —
ich faßte deine Hand.

Ein letztes Abendgrüßen
floß über die Flut daher,
meine Seele dir zu Füßen
lag wie das weite Meer.

Digitized by Google

Deine Märchenworte zogen
verklärend über mich hin,
wie über die spiegelnden Wogen
die Mövenkönigin.

Du schwangst dich hoch in die Ferne
sehnsüchtiger Gottesluft
und streutest alle Sterne
herab in meine Brust,

und Himmelsharmonieen
zitterten über mir —
doch meine Tiefen schrieen
in finsterer Qual nach dir, nach dir!

Am Grabe Theodor Storms

Sie haben dir mit duftendem Geschmeide
die schweren grauen Platten reich geschmückt,
mit Kranz und Sträußen, die sie auf der Haide
im Schein des Meeres emsiglich gepflückt.
Ich lag indessen in der roten Weide,
von blendeblauen Streifen überbrückt,
die Spinneweben glimmerten wie Seide,
und meine Wimpern schwammen, tief beglückt.

Glöcknerin

Die Glocke hing als wie im Bann
von keinem Wind beschwingt;
jetzt pocht dein junges Händchen dran,
wie das gleich klingt!
In warmen Wellen zittert es
und leise lenzgewittert es
in meinem Turm.

Dein blitzschwüles Auge späht
hinunter ins Blütenland,
Die Gärten glühen, die Erde steht
lichterloh in Brand.
Hörst du, wie das saust und braust?
Schnell nimm das Tau in die kleine Faust
und läute Sturm!

Digitized by Google

Weitere Glossen zum Großkapitalistenkriege

Nicht wenige Anzeichen deuten darauf hin, daß man in England anfängt, kriegsmüde zu werden.

Es berührt auf den ersten Blick überwältigend komisch, daß in demselben Maße, wie die Boeren in der Kapkolonie an Terrain gewinnen, und die Engländer in Transvaal und im Freistaate sich auf die Eisenbahnlinien rückwärts konzentrieren, die Nachrichten zahlreicher werden, daß alle möglichen unberufenen Leute die Boerenlager aufsuchen, um den tapferen, ungebeugten, hoffnungsfreudigen Freiheitskämpfern die Aussichtslosigkeit ihrer Sache darzulegen. So wirkt in tausend Nöten der Derwisch-Sieger Lord Kitchener für die Sache des Friedens. Dieser Friedensfeldzug ist nun gar zu plump angelegt, um den Engländern irgendwelche Früchte einzubringen. Welcher Klasse Menschen diese Friedensapostel angehören, und wie es um ihr uneigennütziges Wirken für die Boeren steht, lehrt Herr Adrian Hofmeyer. Dieser Kapholländer, der sich nach einem Reuter'schen Telegramm vor einigen Tagen auf den Weg zu De Wet gemacht hat, ist ein Busenfreund und Trinkgenosse Cecil Rhodes, auf dessen herrlichem Landsitze Groot Schuur bei Kapstadt er manche Flasche Whisky und Sekt geleert hat. Herr Hofmeyer war früher Geistlicher, mußte aber diese Würde abthun, weil seine vorgesetzte Behörde zu der Überzeugung gelangt war, daß sein „lasterhaftes Leben" mit seinem geistlichen Amte nicht recht harmonierte. Falls nun ein solcher Mann sich in das Lager der Boeren eindrängt, um die Kämpfer zu verführen, die Waffen niederzulegen, so wird man sich nicht übermäßig wundern dürfen, wenn die Bauern es für gut halten, ihn auszupeitschen.

Bedeutsamer ist, daß der besonnene frühere Parteigenosse Chamberlains, Courtney, mit einem bestimmten Friedensvorschlage an die Öffentlichkeit getreten ist und noch mehr, daß eine Vermittelung des kanadischen Premierministers in englischen Regierungskreisen ernstlich in Erwägung gezogen wird.

Es ist daher an der Zeit, die Friedensvorschläge der beiden Präsidenten Steijn und Krüger in Erinnerung zu bringen, die sie nach der Übergabe Cronjes unter Umgehung Milners Salisbury unterbreiteten. — Milner hatte bekanntlich vor Ausbruch des Krieges durch willkürliche Verstümmelungen der Depeschen des Präsidenten Steijn mit dazu beigetragen, das Werk des Rhodes und Genossen zu krönen. Daß die englische Regierung diesen wie keinen gehaßten Rhodesman an die Spitze der eroberten Provinzen stellt, ist ein weiterer Beleg für die mangelnde politische Einsicht der heute maßgebenden englischen Kreise. — Damals waren die wesentlichen Friedensbedingungen die, daß der Status quo ante wieder hergestellt würde und daß die Kaprebellen als kriegsführende Partei anerkannt würden. An diesen Bedingungen hält der Präsident Krüger auch heute noch fest; er würde wohl den Engländern dahin entgegenkommen, daß er auf eine künftige Staatsbewaffnung der Bürger verzichtet. Darüber hinaus ist jede

Digitized by Google

Konzession ausgeschlossen. Vor allem giebt es für ihn keinen Frieden, wenn nicht die Kaprebellen vor jeder Bestrafung gesichert sind. Nach der Gefangennahme von Aufständigen bei Sunnyside in Griqualand-West, die zu schweren und schimpflichen Freiheitsstrafen verurteilt wurden, war Fischer, das bekannte Mitglied der Boerendelegation, nach den verschiedenen Lagern der Rebellen geeilt, um den heldenmütigen Stammesgenossen feierlich zu versprechen, daß beide Präsidenten nie ein Friedensdokument unterzeichnen würden, in dem nicht ihre Mitkämpfer aus der Kapkolonie und Natal vor jeder Strafe und Rache der Engländer geschützt seien.

Ohne Zweifel erschwert die Frage, wie gegen die Rebellen zu verfahren sei — denn um Rebellen handelt es sich in der Kapkolonie trotz der früheren schlauen Proklamation des Präsidenten Steijn —, die Friedensverhandlungen ungemein. Bei der lebhaftesten Sympathie für die Kaprebellen wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß eine Großmacht wie England Aufständige in seinem eigenen Lande nicht straffrei lassen kann, will es nicht den letzten Schimmer seines Prestiges einbüßen. Vielleicht läßt sich ein Ausweg in der Form finden, daß die Amnestie der Bestrafung unmittelbar auf dem Fuße folgt. Eine dahingehende geheime Zusicherung würde vollauf genügen und beiden Parteien gerecht werden.

Daß nun Krüger treu und unerschütterlich sein Versprechen halten und nimmer zurückweichen wird, hat er noch vor wenigen Tagen einem bekannten Boeren, der ihn im Haag aufsuchte, erklärt. Der 76 jährige Greis, der in Pelze gehüllt in einem geheizten Zimmer saß, war trotz seiner schweren Erkältung, und wiewohl er seine Pfeife nicht rauchte, in ausgezeichneter Stimmung. Er hatte übrigens, eben bevor er seinem Landsmann und Freunde die Hand zum Willkomm gereicht, auf merkwürdigen Umwegen allen englischen Chikanen zum Trotz die telegraphische Nachricht erhalten, daß es seiner Frau gut ginge.

Krüger kam in der Unterhaltung auch auf Hamburg zu sprechen, rühmte die dankenswerte Hilfe der Ambulanz und gab seiner Freude Ausdruck, daß die Presse in Deutschland, so auch in Hamburg, sich seiner Sache so warm annehme. Auch ließ er es durchblicken, daß er den Plan nicht aufgegeben hat, Hamburg und Altona zu besuchen. Über die Aussichten des Krieges sprach er in zuversichtlichsten Worten; es würde zu einem für die Boeren ehrenvollen Frieden eher kommen, als man allgemein glaube.

Das eröffnet bei der bedächtigen Art Krügers begründete Aussicht, daß der verruchte Krieg vor der vollständigen Verwüstung blühender Lande und gänzlichen Ausrottung eines kräftigen vortrefflichen Bauernstammes, eines betriebsamen, sittlich hochstehenden Volkes, das weites, reiches Gebiet der Kultur eröffnet hat, sein Ende finden wird.

Siegfried Heckscher

Digitized by Google

Zur Hochschulpädagogik

Im zehnten Hefte dieser Zeitschrift hat Herr Professor Paulsen zu den über dieses Thema im vierten Hefte von mir gegebenen Darlegungen und Anregungen sich kritisch geäußert. Sei es mir gestattet, in aller Kürze zu konstatieren, daß ich mit Vielem, was Herr Professor Paulsen sagt, sehr nahe einverstanden bin, insbesondere mit seiner Hervorhebung der Gefahren, welche der altdeutschen Freiheit aus einer reglementierenden Durchführung hochschulpädagogischer Systematik entstehen könnten. Auf diese Gefahr hatte ich ebenfalls hingewiesen, aber in dem Gesamteindrucke meiner Erörterungen, welche ein viel größeres Gesichtsfeld von Hochschul-Aufgaben und -Problemen ins Auge faßten, als die Entgegnung in Betracht gezogen hat, ist dies wohl etwas in den Hintergrund getreten. Es ist also sehr dankenswert, daß Herr Professor Paulsen durch seine Hervorhebung dazu beigetragen hat, die Vorsicht nach dieser Seite hin zu verschärfen. Der sonstige Inhalt der Kritik nötigt mich nur noch zu folgenden Bemerkungen: Es ist noch immer eine sehr dankbare Rolle, gegenüber den Aufgaben des Gemeinschaftslebens, dem Individualismus, dem freien Wetteifer u. s. w. das Wort zu reden, dagegen das Organisieren und das organisierte Zusammenwirken als etwas Subalternes zu betrachten, das sich nicht für die höheren Stufen intellektueller und schöpferischer Wirksamkeit eigne.

Als man vor einigen Jahrzehnten mit den internationalen Organisationen wissenschaftlicher Arbeit im größeren Stile vorzugehen begann, hieß es auch in vielen leitenden wissenschaftlichen Kreisen: „Nun kommen die mittelmäßigen Köpfe, die faiseurs, die Schwätzer, die in den Versammlungen das große Wort haben, obenauf; die tieferen Fragen verschwinden vom Schauplatze solange bis diese Mode der Organisation ausgetobt hat." Besonders in den Akademieen der Wissenschaften wurden solche Urteile laut, und längere Zeit hindurch wurden die Versuche, auch das Zusammenwirken der Akademieen, dieser höchsten Instanzen des bisherigen Betriebes wissenschaftlicher Arbeit, international zu organisieren, fast mit Hohn abgewiesen. Wie ist die Sache verlaufen? Überall da, wo man ernstlich und wirksam, auch vertragsmäßig und geldmäßig organisiert hat, haben die tiefsten und größten Arbeiten der einzelnen Forscher nur die schönste Förderung erfahren dadurch, daß eine Menge von organisierbaren und organisationsbedürftigen Arbeiten in rüstigstem Tempo und in hoher formaler Vollendung nach den Gesichtspunkten der individuellsten Denker durchgeführt wurden. — Und auch die Akademieen haben sich bekehrt und bereits begonnen, ihr Zusammenwirken ebenfalls in umfassender Weise zu organisieren.

Die Hochschulpädagogik, als ein immer eigenartigere Pflege verlangender Zweig der pädagogischen Wissenschaft und als praktisch ordnende Theorie des gesamten Lehrbetriebes der Hochschulen, im Anschluß an die bisherigen individuellen Leistungen der großen Lehrer und unter fortgehender Führung und Erleuchtung durch diese, ist meiner Ansicht nach eines höher organisierten Gemeinschaftsbetriebes mindestens ebenso fähig und

Digitized by Google

bedürftig, wie die oben erwähnten höchsten Instanzen des Fortschrittsbetriebes.

Von der Inangriffnahme feinerer Organisationen dürfen wir uns auch nicht durch die Wahrnehmung abhalten lassen, daß die Geistes- und Willensverfassung der Menschen hierfür gegenwärtig wohl ungeeigneter erscheint, als jemals. Die Notwendigkeiten sind aber gerade hierdurch dringender und zwingender geworden, als jemals im Verlaufe der Menschengeschichte.

Schon der vertrauensvolle Beginn mit Verfeinerungen des Zusammenwirkens nach höheren Gesichtspunkten als denjenigen von bloßen Interessen-Gemeinschaften wird einen großen Teil derjenigen Eigenschaften und Willensrichtungen sofort einschränken und bald zum Verschwinden bringen, welche durch das Unmaß individualistischen Konkurrenztreibens oder durch den gesteigerten Egoismus der bloßen Interessengemeinschaften großgezogen worden sind.

Zu letzteren Gemeinschaften rechne ich nicht die Hochschul-Korporationen; aber auch bei ihnen wird nicht selten durch die soziale Treue der engeren Zusammengehörigkeit der umfassendere Idealismus einer tieferen Selbsttreue latent. Das ganze Gemeinschaftsleben für die immer zweckmäßigere Ausgestaltung der Hochschulen aufzurufen, ist aber auch deshalb unerläßlich, weil es sich nicht bloß um die Universitäten, sondern jetzt auch um Hochschulen handelt, die zu großen Interessenkreisen des wirtschaftlichen Lebens sehr enge Beziehungen haben.

Mein in Rede stehender Artikel hatte übrigens auch auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit einer Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Studierenden hingewiesen. Hierzu wird es, wie ich an anderer Stelle näher ausgeführt habe, erforderlich werden, daß auch die lernende Jugend selber bei der Fortentwickelung des Hochschullebens und seiner gesamten Einrichtungen in geordneter Weise mit zu Worte kommt. Gegen die durch unsern Ruf nach Hochschulpädagogik zunächst verstärkte Gefahr einer schärferen Reglementierung könnte dies sogar eine gesunde Gegenwirkung bilden.

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß alles, was Herr Professor Paulsen in seinen kritischen Bemerkungen ausgeführt hat, für die Entwickelung des Hochschullebens beherzigenswert ist, aber doch sehr erheblicher Ergänzungen bedarf.

Berlin-Sternwarte Wilhelm Foerster

Der Vorortring Hamburgs

Das Heranwachsen der großen Städte bringt vielfach das Mißverhältnis hervor, daß eine Anzahl ihrer Angehörigen nicht zugleich ihre Bewohner sind. Sie sind Angehörige der Städte, sofern sie in ihnen und gefördert durch ihre Veranstaltungen Beruf und Nahrung, geistige Anregung und die Erziehung ihrer Kinder finden, kurz, mit hundert Fäden an die Großstadt geknüpft sind und sich auch als zu ihr gehörig fühlen. Aber sie wohnen „draußen", sie sind Bürger irgend eines

Digitized by Google

im Umkreis der Großstadt liegenden selbständigen Ortes, für welchen sie Kommunalsteuern bezahlen und in welchem sie bürgerliche Pflichten und Rechte haben. Sie genießen alle die vollkommeneren Einrichtungen und Veranstaltungen, welche die Großstadt bietet, ohne doch zu deren Schöpfung und Unterhaltung anders beizutragen, als etwa durch die Steuern, welche sie für ihr Geschäft entrichten und indirekt dadurch, daß sie einzelne ihrer Bedürfnisse in großstädtischen Geschäften decken werden. Immerhin wird der größere Teil des aus der Großstadt bezogenen Einkommens dem Wohnorte, welchen sie sich erwählten, zu gute kommen. Dort werden sie den Wert des Grundbesitzes erhöhen, dort einheimischen Detaillisten und Handwerkern lohnenden Verdienst geben, dort die Kommunalverwaltung unterstützen; im Verkehr mit der heimischen Großstadt spielen sie die Rolle ständiger Hausfreunde.

Dieses eigentümliche Verhältnis wird sich ja, ehe es größere Bedeutung gewinnt, bei mittleren Städten leicht dadurch regulieren, daß die Vororte schließlich mit der Mutterstadt verwachsen, und manche Großstädte haben schon wiederholt Vororte in sich aufgenommen. Je mehr aber die Großstädte anwachsen, umso ausgedehnter wird auch ihr Vorortring, je mehr die Kommunikationsmittel wachsen und sich vervollkommnen, umso weiter können sich die Vororte von der Mutterstadt entfernen, umso mehr sind sie vor einem Verwachsen mit ihr geschützt.

Und doch wird allem Anschein nach künftig das Wachstum der Großstädte im Vorortring dem durch Kristallisation an der Oberfläche und im inneren Ausbau mehr und mehr gleichzukommen suchen. Es sind viele Faktoren, welche dazu beitragen. Der Straßenlärm in den Großstädten wächst beständig und mit ihm die Nervosität, aber auch die Erkenntnis vom Werte gesunder Luft, grüner Umgebung, der Ruhe, des Lichts; dazu kommt der Wunsch, die Kinder vor den sittlichen und gesundheitlichen Nachteilen der Großstadt möglichst zu bewahren, der steigende Wohlstand auch der mittleren Volksschichten, welcher ihnen ermöglicht, sich eigene Heime mit kleinen Gärtchen in freier, schöner Natur zu gründen. Diesen Bedürfnissen aber kommen die sich ständig vervollkommnenden, vervielfältigenden, vermehrenden Verkehrsmittel entgegen. Überdies treibt auch der Ausbau der Stadt im Innern wieder manchen vor die Thore. Da ist z. B. ein Garten, der schon von allen Seiten durch Etagenhäuser eingeengt wird. Der Besitzer entschließt sich, ihn zum Bau von Mietskasernen zu parzellieren. Nun wird nicht nur der frühere Besitzer hinausziehn und sich in einem Vororte ein neues Gartenhaus bauen, auch mancher der Umwohnenden, der zuvor am Grün des Gartens sich miterfreute, tauscht dafür ungern die kahle Mauer eines Etagenhauses ein und zieht gleichfalls „weiter hinaus".

Wird es nun überhaupt mit der immer größeren Ausdehnung ihrer Vorortringe für die Großstädte in Zukunft schwieriger, mit ihnen zu verwachsen, so ist das für Hamburg vollends ausgeschlossen, denn hier haben sich die Vororte nicht nur über das Gebiet der Stadt, sondern auch des Staates Hamburg hinausgeschoben. Vor etwa dreißig Jahren hatte die innere Stadt noch einen von ihr getrennten Ring ländlicher Vororte, wie Eimsbüttel, Hoheluft, Harvestehude, Eppendorf, Winterhude u. a. m. Dort lagen in breiten Parks mit solider Vornehmheit die Hamburger Landhäuser, die noch mehrfach das alte hohe Säulenportal zeigten. An schönen Sommertagen ging dann der Städter „buten Dammthor", um sich in den großen Biergärten der Vorstädte zu vergnügen, oder auf den Kuhweiden seinen Kindern ein Glas frischer Milch verabreichen zu lassen. Wo sind heute die Villen, die Parks, die Kuhweiden? Mächtige verräucherte Häuserblocks sind an ihre Stelle getreten und wer „buten Dammthor" spazieren geht, findet dort dieselbe Großstadtluft, denselben Großstadtlärm, ja selbst enge, dunkle Straßen wie in der innern Stadt. Das Bedürfnis aber nach Villenkolonieen inmitten einer freieren Natur ist nicht nur geblieben, sondern mit der steigenden Einwohnerzahl und größeren Wohlhabenheit Hamburgs natürlich erheblich gewachsen. Da hat sich denn ein weiterer Ring von Villenvororten gebildet überall dort, wo anmutige Umgebung und günstige Verbindung mit der Stadt solche Anlagen befürworteten. Nun machte sich aber geltend, daß auf Hamburger Gebiet nur zum kleinen Teil Raum für den sich ausbreitenden Vorortring war. Im Süden floß die Elbe und jenseits

Digitized by Google

ihrer lagen die Elbinseln mit der lärmenden und russigen Arbeit ihrer Werften, im Westen und Nordwesten traten Altona und Langenfelde hart an das völlig ausgebaute Stadt- und Vorstadtgebiet heran. Im Norden blieb freilich das freundliche Alsterthal, aber die ungenügende Verbindung und wohl mehr noch die ernste Nachbarschaft der Ohlsdorfer Friedhöfe waren dem Ausbau von Villenkolonieen hinderlich. Im Osten lagen die Hamburger Marschen mit vortrefflicher Verbindung durch die Berliner Bahn, aber mit flacher, reizloser Landschaft und überdies seit den Erfahrungen der Cholerazeit als Wohnort nicht grade gesucht. Zwar faßte man für den weiteren Ausbau der Stadt das Billthal nach Billwärder hin ins Auge, aber dem Bedürfnis nach einem Vorortring von Villenkolonieen konnte diese ziemlich reizlose Gegend nicht genügen. Da blieben denn vom gesamten Hamburger Landgebiet nur noch die Walddörfer, soweit sie in der Nähe der Lübecker Bahn liegen, und Bergedorf, sowie der hinter Bergedorf liegende Höhenzug nach Geesthacht zu. Bergedorf hat denn auch in den letzten Jahren seine Villenkolonie derart ausgebaut, daß es bald nur noch auf der Chaussee nach Rotenhaus eine erhebliche Vergrößerung erfahren kann. Hier aber fehlt die unentbehrliche Verbindung nach dem Bahnhof in Bergedorf.

So ist es denn gekommen, daß der Vorortring Hamburgs auf preußisches Gebiet hinübergedrängt ist. An der Elbe entlang bis Blankenese, in Bahrenfeld, an der Lückecker Bahn in Marienthal, Alt-Rahlstedt, in Lüttjensee, besonders an der Berliner Bahn in Reinbek, Aumühle, Friedrichsruh, überall finden sich Hamburger Villenkolonieen, welche mit den Morgenzügen Geschäftsleute und Schulkinder in die Stadt schicken und sie abends zurückkehren sehn. In Wohltorf ist jetzt eine neue Haltestelle und eine neue Villenkolonie angelegt, und bald wird von Aumühle bis Bergedorf eine fortlaufende Hamburger Villenkolonie zu finden sein. Es mögen schon an 30—40000 Hamburger außerhalb des Hamburger Staatsgebiets wohnen, und zwar überwiegend Wohlhabende und Reiche.

Warum sollen sie auch nicht? Soll man es dem Kaufmann oder dem Beamten nicht gönnen, wenn er nach der Arbeit in dunklen und dumpfen Bureaus nach dem Aufenthalt in freier, lichter Natur verlangt? Gehört es nicht zu den Aufgaben einer Stadtverwaltung, ihm diesen Aufenthalt möglichst zu erleichtern? Aber liegt es nicht andrerseits im Interesse des Staates, seine Angehörigen auf seinem eigenen Gebiete wohnen zu lassen? Aus jenen 40000 werden 100000 auswärts wohnende Hamburger werden, welche ihren Konsum fremden Gemeinden zu Gute kommen lassen, welche fremden Grundbesitz im Werte steigern. Mit dem Gelde seiner Kaufleute macht Hamburg fremde Gemeinden reich und doch muß es gleichzeitig eigenen Gemeinden erhebliche Zuschüsse zu ihren Kommunallasten gewähren.

Hat denn Hamburg keinen Raum mehr, auf dem es das sichtlich steigende Bedürfnis nach Villenkolonieen befriedigen könnte? Da ist der ganze Höhenzug von Bergedorf nach Rotenhaus, von Besenhorst nach Geesthacht, da ist Geesthacht selbst, das durch seine Lage am Rande meilenweiter Waldungen, durch seine Höhen an der Elbe, jedem andern Ort in der Umgebung Hamburgs an Naturschönheit gleichkommt, wenn auch seine unansehnlichen Häuser diesen Eindruck wesentlich abschwächen. Dort ist gesunder Sandboden, Nadelwald, dort die Elbe, die doch einmal dem Hamburger ans Herz gewachsen ist, mit dem bunten Leben ihrer Segler und Dampfer, dort sind zahlreiche schöne Aussichtspunkte über den Strom, die Vierlande, das Hannoversche Land bis Lüneburg, von dort lassen sich auch zahlreiche lohnende Ausflüge unternehmen.

In Berlin hat sich eine Heimstädten-Aktien-Gesellschaft gegründet, welche an schönen Punkten der Umgegend, wie im Grunewald und in Karlshorst, Eigenheime zu günstigen Abzahlungsbedingungen baut. Der Umfang des Unternehmens ermöglicht, preisgekrönte Architektenentwürfe zur Ausführung zu bringen. Jede Villa ist originell und wird unter Berücksichtigung der Wünsche des künftigen Besitzers gebaut. Das Ganze ist harmonisch verbunden und zum Teil reizend in die Landschaft gefügt. Man hat dort auch die Bauart märkischer Burgen und Bauernhäuser mit Glück verwendet, so bei einem großen Gartenrestaurant in der Augusta Viktoria-Straße in Karlshorst neben der Rennbahn. Sollte für ein solches Unter-

Digitized by Google

nehmen nicht auch in Hamburg Sinn und Geld vorhanden sein? Sollte man dafür nicht einmal den Höhenzug von Bergedorf nach Geesthacht ins Auge fassen?

Unser niedersächsisches Bauernhaus ist nach mehr denn tausendjährigem Bestehen aus verschiedenen Gründen dem Aussterben geweiht. Es hat aber, vorzüglich in den Vierlanden, manche traulichen architektonischen Reize, z. B. in Giebeln und Ausbauten, im Arrangement der Fenster usw. Sollte sich nicht manches retten lassen, indem man es in den Stil eines behaglichen Landhauses überträgt? Wäre so nicht die rechte Hamburger Villa zu schaffen? Und wenn man dann eine zusammenhängende Kolonie solcher Landhäuschen in die Höhen und Schluchten und zwischen die Föhren der hamburgischen Hügel zwischen Bergedorf und Geesthacht fügen und mit terrassenförmigen Anlagen verbinden wollte, so würde man ein landschaftliches Bild von höchster Anmut schaffen können.

Dazu wären freilich einige Schwierigkeiten zu beseitigen; es müßte ein Vertrag zwischen Bergedorf und den Vierlanden geändert werden, nach welchem die Vierlande den Sand für ihre Deiche und Wege aus jenen Hügeln holen dürfen, die Hauptsache aber wäre, eine zureichende Verbindung nach Bergedorf und der von dort nach Hamburg führenden Bahn zu schaffen. Nun ist man freilich heutzutage so entgegenkommend, den Schwarzen des unkultivierten Inneren von Afrika die Möglichkeit einer Bahnfahrt zu gewähren, zwischen zwei industriellen Ortschaften aber, wie Bergedorf und Geesthacht, welche gegen 10000 und 4000 Einwohner haben und auf dem Gebiet der ersten Handelsstadt des europäischen Festlandes liegen, bildet im Zeitalter des Verkehrs die einzige Verbindung ein Omnibus, welcher die Habsucht eines Museumsdirektors reizen könnte.

Seit fünfzehn Jahren plant man eine Bahn, für welche seitens der beteiligten Ortschaften, der interessiertesten Fabriken und einiger Privaten die nötigen Gelder gezeichnet sind; auch vom Hamburger Staate erwartet man eine erhebliche Beihülfe. Aber noch ist keine Entscheidung getroffen, daß der Bahnbau wirklich in Angriff genommen werden soll; es scheint, als ob die augenblicklichen Aussichten auf Rentabilität nicht sehr glänzend sind, auch wiederstreben kleine private Interessen der Förderung des Projekts. Wenn aber die Bahn wirklich gebaut wird, dann steht zu befürchten, daß zunächst nur sehr wenige Züge fahren werden und eine mangelhafte Verbindung wird zum Anbau einer Villenkolonie auf Hamburger Gebiet natürlich nicht reizen.

Nun zeigt man ja auch bei uns für die Bedürfnisse des Landgebiets ein williges Entgegenkommen, die selbständige Stellung der Landgemeinden bedingt es aber, daß nur auf ihr Ansuchen der Staat ihnen in ihren Angelegenheiten Hülfe leistet. Bei dem Bahnbau Bergedorf-Geesthacht handelt es sich aber nicht mehr allein um die Interessen der Landherrenschaft Bergedorf, so wenig, wie es sich etwa bei Hafenbauten in Cuxhaven um eine spezielle Angelegenheit des Amtes Ritzebüttel handelt. Hier spielt eine wesentliche Rolle die Frage, ob es dem Staate Hamburg in Zukunft gelingen wird, seinen Vorortring auf das eigene Gebiet zu lenken. Deshalb muß bei der Anlage der Bahn nicht nur das augenblickliche Bedürfnis des Landgebiets, sondern auch die künftige räumliche Weiterentwickelung Hamburgs berücksichtigt werden. Es muß insbesondere von Seiten des Staates verhindert werden, daß durch kleine Bergedorfer Privatinteressen ein unmittelbarer Anschluß an die Berlin-Hamburger Bahn unmöglich gemacht wird. Ferner muß die Garantie gegeben werden, daß beim Anbau einer Villenkolonie an der Bergedorf-Geesthachter Chaussee die Bahn jede gewünschte Vermehrung ihrer Fahrten leistet, selbst auf die Gefahr hin, anfangs mit einem Staatszuschuß arbeiten zu müssen, denn nur so kann man hoffen, mit der glänzenden Verbindung, welche die Berlin-Hamburger Bahn bietet, erfolgreich zu konkurrieren. Die Zuschüsse, welche der Staat in solchem Falle der Bahn für einen über das augenblickliche Bedürfnis hinausgehenden Betrieb gewährte, würden mit der Zeit reichlich wettgemacht werden. Denn die Rentabilität der Bahn würde sich erhöhen, die Beihülfe zu den Kommunallasten Geesthachts würde überflüssig werden, der Hamburger Grundbesitz würde gehoben, und mancher wohlhabende Hamburger würde dem vaterstädtischen Gebiet erhalten bleiben.

Um dem Bedürfnis nach Bewältigung des Güterverkehrs und einem möglichst

Digitized by Google

häufigen Mittel für den Personenverkehr gleichzeitig zu entsprechen, ließe sich vielleicht eine Kombination von Vollbahn und Trambahn herstellen, so daß auf demselben Geleise einige wenige Güterzüge verkehren, dagegen in kleineren Zwischenräumen einzelne Tramwagen. Auf diese Weise könnte man die Verbindungen auf der Berlin-Hamburger Bahn leichter an Zahl erreichen und übertreffen. Dabei möchte ich auch noch darauf hinweisen, daß augenblicklich der Bau einer elektrischen Bahn von Horn nach Sande, der unmittelbar an Bergedorf stoßenden preußischen Gemeinde, geplant wird. Das würde eine Verbindung nach dem Nordosten Hamburgs im direkten Anschluß an die Bergedorf-Geesthachter Bahn bilden. Bedenken wir weiter, daß der eigentliche Stadtkörper Hamburgs nach Billwärder zu anwachsen wird, und daß hier Vorkehrungen für die Anlage eines Fabrikviertels getroffen werden, so ist es einleuchtend, daß die Strecke zwischen Bergedorf und Geesthacht der gegebene Ort für Hamburgs künftige Villenkolonie ist.

Schließlich wird durch die Bahn auch von dem großen Strom der Ausflügler und Sommerfrischler, ein Teil auf das Hamburger Gebiet gelenkt werden.

So ist die Zeit gekommen, wo dem Stadtstaat Hamburg dieser Teil des Landgebiets mehr und mehr wichtig und wertvoll wird, und darum ist die hier angeregte Frage Angelegenheit des gesamten Hamburger Staates.

Geesthacht, Pastorat — Walter Natus

Hamburgisches Theater IV

Wer dem Schönen dient, ist eine Priesterin (sic!)
Carmen Sylva an Agnes Sorma

Rosenmontag

Eine Offizierstragödie in fünf Akten von Otto Erich Hartleben

Begänne ich: der „Rosenmontag" krankt an zwei ruinösen Schwächen —, gleich würde es wieder heißen: O, dieses ewige Nörgeln! Alles wird heruntergerissen und am meisten das, was den größten Erfolg gehabt und wofür alle Welt schwärmt! Darum beginne ich: der „Rosenmontag" würde auf meine Wenigkeit unendlich stärker wirken, wenn zweierlei darin anders wäre: nämlich die Behandlung der Duellfrage und die Motivierung des Wortbruchs. Und wenn ich hinzufüge, es würde den meisten Zuschauern so wie mir gehen, dann ist das eine tadelnde Kritik, durch keinen noch so großen Erfolg des Stückes zu entkräften, und eine Art Wette, die nur durch das Experiment zu entscheiden wäre.

Mit dumpfer Unklarheit und arger Begriffsverwirrung ist in den letzten Jahren über die Gesetze des Dramas geschrieben worden. Oberflächliche Schriftsteller geberdeten sich, als gebe es eine altmodische, verstaubte Ästhetik, die nur von ganz albernen Schulpedanten auf moderne Werke angewandt würde; und dagegen müsse man sich auflehnen, denn jede Zeit habe ihre Kunst, jede Kunst ihre Gesetze, und überhaupt seien Gesetze doch immer erst a posteriori entdeckt, indem man sie von fertigen Kunstwerken abstrahiert habe. Das alles beweist gar nichts. Was hat es denn auf sich mit dem Sollen, mit dem Imperativ, mit dem Gesetz in der Kunst? Aristoteles, zugleich ein Künstler und ein Gelehrter oder besser gesagt: als genialer Gelehrter auch Künstler, hat ruhig konstatiert: die besten Stücke, die am tiefsten wirken, am mächtigsten packen, am nachhaltigsten beschäftigen und dabei am einfachsten zu überblicken sind, sind so

Digitized by Google

gemacht und die schwächeren so; wen es also interessiert zu wissen, mit welchen Mitteln man den konzentriertesten Eindruck erzielt, der merke sich, worin das Verfahren der großen Künstler von dem der weniger überzeugenden und deshalb kleineren abweicht. Schon damals hieß es, genau so undogmatisch wie jetzt: Kunst ist, was die großen Künstler gemacht haben; großer Künstler, wer den feinsten Kunstliebhabern genügt; der feinere Kunstliebhaber, wer mit geübtem, entwickeltem, fein reagierendem Sinn im Verständnis der Kunstwerke fortschreitet und sich bei den Urteilen der Andern erinnert, auf einer früheren Entwickelungsstufe auch einmal so bewundert oder verachtet, überschätzt oder vernachlässigt zu haben. Die Regeln der Kunst beziehen sich auf eine gesetzmäßige Konstitution unserer kunstempfänglichen Seele, und die ändert sich, wie es scheint, nicht alle zehn Jahre und auch nicht alle drei Jahrtausende, so wenig wie es die Funktionen unserer körperlichen Organisation thun. Unschmackhaft und mißraten finden wir eine Speise, weil das richtige Rezept nicht innegehalten wurde. Richtig ist das Rezept aber ganz erfahrungsgemäß nur dann, wenn aus seiner Befolgung die Speise so hervorgeht, wie sie uns am meisten zusagt. Freilich behagt sie dem Einen ein bischen würziger, dem Andern ein bischen nüchterner. Da stoßen wir auf Grenzen, an denen zwar nicht zweifelhaft wird, welche Wirkung stärker, wohl aber ob eine noch stärkere wünschenswert ist für den nicht verwöhnten, nicht überreizten, wenn auch geübten und feinen Geschmack.

Nun hört man die gnädigen Kritiker so oft salbadern: wir verzeihen dem Autor die Schwächen seines Werkes wegen vieler Lieblichkeiten und Vorzüge. Das ist, als ob jemand sagte: Ich verzeihe der Köchin, daß sie die Suppe versalzen hat, weil Salz ja auch etwas sehr Schönes und Nützliches ist. Verzeihen heißt: Strafe erlassen, jemand etwas nicht entgelten lassen, keine Vergeltung üben. Kritiker haben aber weder zu bestrafen noch freizusprechen, sie haben Wirkungen zu konstatieren. Besser ist darum der Ausdruck: die Fehler des Werkes werden durch seine Schönheiten aufgewogen. Natürlich kommt es hierbei wieder sehr darauf an, wer es sagt: Mancher fühlt sich durch ein paar Bummelwitze und drei, vier geistreiche Schnoddrigkeiten für die liederliche, zerfahrene Technik, die verlogene Charakteristik oder die unmögliche Handlung eines Dramas reichlich entschädigt.

Der „Rosenmontag" will nach allen aristotelischen Regeln der Kunst wirken — das ließe sich leicht nachweisen. Verfehlt Hartleben dieses sein Ziel, was hat er als Ersatz zu bieten? Ist er ein genialer Menschenschöpfer? Mit dem aufrichtigsten Wohlwollen läßt sich doch höchstens zugeben, daß der Kommerzienrat Schmitz in seiner kahlen Nettigkeit und der zynische, ungemütliche, häßlich hochfahrende, aber ehrliche Grobitzsch sehr gut gesehene Gestalten sind, ohne Verzeichnungen und ohne abgegriffene Charge. Alle anderen sind karikiert oder nur flüchtig hingestrichelt oder es sind altbekannte Gesichter, in denen kein eigen erschauter Zug unsere Aufmerksamkeit belebt. Gut sind auch Dialog und Sprache. Hartlebenscher Humor, allerdings sehr verdünnt, steckt in der großen Auslese von Kasernen-

Digitized by Google

hof- und Kasinoblüten, die dem ganzen „Rosenmontag" sein Aroma geben. Aber sonst: wie ordinär viel Klimbim, äußerliche Sentimentalität und jahrmarktbunte Scheinhandlung wird in den überlangen fünf Akten vor uns agiert! Unfreiwillig komisch macht sich die Realistik, mit der es auf das Umständlichste motiviert wird, daß Traute im dritten Akt das Gespräch zwischen Hans und Grobitzsch belauschen kann. Es wäre ja veraltete Romantik, wenn sie etwa an der Thür horchte! Daß sie aber auf das so beliebte Stichwort „Dirne" den geziemenden Theaterschrei ausstößt, das ist wohl ganz modern und delikat beobachtet! Und während Hartleben sich mit dem verstellbaren Schlafzimmerfenster abquält, vergißt er, es uns wahrscheinlich zu machen, daß dem Leutnant Rudorff das Duell verweigert wird, und zu zeigen, wie der Verzicht auf die Genugthuung ihn soweit demoralisiert, daß er, anstatt sofort zum Oberst zu gehen, schwach wird und sein Ehrenwort bricht.

Am Schluß des dritten Akts trennt Hans sich von Traute, — rein, schuldlos, sie berühren sich nicht, kein Tadel kann sie treffen, trotz des Verdachts des Leutnants Grobitzsch, der die Kleine in Rudorffs Schlafzimmer entdeckt hat. Im Laufe des vierten Akts kommt es dann beiläufig heraus: das Paar hat inzwischen selige Tage und Nächte genossen. „Zu spät", erwiedert Hans ganz einfach, als sein Freund Harold ihn treibt, er solle dem Oberst seine Unschuld beteuern und bei ihm seine schleunige Versetzung erbitten, um der werbenden Versuchung entrückt zu werden. „Ich habe schwere, unsühnbare Schuld auf mich geladen," erzählt er später. Ein sonderbares Drama, in dem uns die einzige wichtige Handlung vom Helden als ein uns überraschendes fait accompli mitgeteilt wird.

Und die Duellfrage! Hans Rudorff ist von seinen Vettern und Regimentskameraden, den Leutnants Paul und Peter Ramberg belogen und betrogen worden: deswegen schießt man sich. Was sie ihm vorgelogen, betraf sein Verhältnis zu der süßen Handwerkerstochter Traute Reimann. Und als er dann die wohlmeinenden Gauner zur Rechenschaft ziehen will, erklärt ihm irgend ein beliebiger Hauptmann Melchior: „Wegen so'n Mädel schießt man sich nicht!" Damit begnügt sich Rudorff, er unterläßt die Forderung und giebt es freiwillig auf, diese sehr strittige Frage vom Ehrengericht entscheiden zu lassen. Das ist um so unwahrscheinlicher, je abstruser er selbst es findet, daß ihm für eine so namenlose Beleidigung keine Satisfaktion werden sollte.

Ganz interessant wäre es gewesen, Baron Berger hätte dem Kaiser, als er neulich das Schauspielhaus besuchte, den „Rosenmontag" vorgespielt. Ich weiß, tausend Rücksichten sprachen gewiß dagegen. Aber wenn es möglich gewesen wäre, hätte Wilhelm II. wohl allerhand Treffendes über die Duellverweigerung sagen können, und seine Bemerkungen würden schwerer ins Gewicht gefallen sein, als die kaiserlichen Urteile über die „Jugend von heute", die man in die Zeitungen gebracht hat. (Ach, es war alles so unschön: erstes und einziges Auftreten des deutschen Kaisers. Kolossale Steigerung der Platzpreise; nachher in den Zeitungen: S. M. haben geruht, über Dichtung und Darstellung folgende schmeichelhafte

Digitized by Google

Worte fallen zu lassen . . . Auch wir könnten aus der Schule schwatzen und würden zu einer intimen Charakteristik des Kaisers sicherlich mehr beitragen, indem wir nicht bloß das wiedergäben, was dem Theaterunternehmer nützlich, passend, angenehm sein konnte. Doch wozu! Was geht es die Kunst an, ob sämtliche Monarchen und Präsidenten der Welt sich auf Gerhart Hauptmann oder auf Roderich Benedix einigen!)

Überflüssige Theaterkritiker haben den „Rosenmontag" glücklich in der Rubrik der analytischen Dramen untergebracht. Dieser breitspurige Begriff ist fast die einzige Errungenschaft der neueren Dramaturgie. Man versteht darunter Stücke, deren Haupthandlung in der Vorfabel liegt und die infolgedessen außer einer langatmigen Exposition nur eine Katastrophe enthalten. Ich behaupte, solche Dramen giebt es garnicht. An dem immer wieder als Schulbeispiel herangezogenen Ödipus ist es besonders klar: die Exposition ist bei solchen Stücken zugleich sehr bewegte und aufregende Handlung, weil sie nicht nur dem Zuschauer, sondern auch dem Helden die Augen über die Vergangenheit öffnet; und die Bekehrung von einem Irrtum, die Erkenntnis, daß ein Unrecht geschehen ist, daß es wieder gut gemacht werden, daß der Prozeß revidiert werden muß, kann ungeheuer dramatisch sein. Weil eine Sinnesänderung aber in einem Drama vernünftigerweise nicht plitzplatz, Saulus-Paulus, vor sich gehen kann, erfordert es die Ökonomie des Kunstwerks, daß entweder der Held an seinem Irrtum zu Grunde geht — dann ist die Wiederholung des lang und breit Dargestellten nicht mehr nötig — oder daß er über seinen Irrtum aufgeklärt wird — dann ersetzt die Aufklärung die Darstellung der Vorgeschichte.

Analytisch!

Carl Mönckeberg

Wie arbeitet unser Reichspatentamt?

Angesichts der nun schon jahrelangen Klagen über die doktrinär gewordene Haltung des deutschen Patentamtes würde man sehr zu Unrecht auf eine wohlwollende Inschutznahme auch des Publikums verweisen können. Bevor auf diesem Gebiete ein Gesetz und eine Behörde überhaupt geschaffen worden waren, haben wichtige Fortentwickelungen unserer Industrie nur unter den größten Schwierigkeiten stattgefunden. Denn mit den Gesetzeswohlthaten, welche damals dem Erfinder noch bei uns mangelten, fehlte zugleich jene für neue Unternehmen unerläßliche Sicherheit gegen geistigen Diebstahl sowie geschäftliche Ausbeutung. In diesem Sinne ist unser Patentschutz als eines der großen Ergebnisse der deutschen Einheit anzusehen, er ist ausdrücklich in den Dienst unserer Erfinder gestellt und die fünfundsiebzig Mitglieder im Hauptamt gleich den vierundfünfzig technischen Hilfsarbeitern sind nicht dazu da, jede Anmeldung einfach mit dem Anrufen eines gerichtlichen Urteils zu verwechseln, bei dem sich dann die Entscheider natürlich hoch und streng über die Partei zu erheben hätten. So leicht wird es dem Laien garnicht einfallen, sich in Mißständen auskennen zu wollen, welche sonst geschlossene Gebiete betreffen, aber diese Beschwerden gelangen aus immer größeren Kreisen in die Öffentlichkeit, veranlassen zum Einberufen von Kongressen, weiteren Agitationen und sogar zu Versuchen einer Abänderung des Patentgesetzes, nachdem man annimmt, unsere Bureaukratie auf keinem anderen Wege von der jetzigen Handhabung des Patentgesetzes abbringen zu können.

Digitized by Google

Wären es nur die kleinen Erfinder, welche mit einem so lebhaften Widerspruch gegen ihre bisherige Behandlung, man darf wohl sagen: losbrechen, so hätten die Herren vom Patentamt wenigstens nach einer Seite hin eine Art von Vorwand für ihre Haltung; sie könnten auf ihre enorme Überlastung mit Anmeldungen verweisen, die zum beträchtlichen Teile von vornherein als ganz unangängig gelten müssen. Aber dieser Widerstand wird thatsächlich auch von ersten Männern unterstützt, wie z. B. von dem berühmten Erfinder der Dynamomaschinen Häfner-Alteneck, oder von Herrn von Schütz, einem der leitenden Direktoren bei Krupp. Beide sind dem Gewohnheitsverfahren unseres Patentamtes bereits heftig entgegengetreten, und auch aus anderen Kreisen der Großindustrie, z. B. von Siemens & Halske wurde Gleiches wohl erwartet. Ein weiteres Zutrauen zu der Gerechtigkeit jener Sache darf man wohl auch aus der erschütterten Ruhe des Patentamtes selbst folgern, deren Spitzen sich schon auf einem Kongresse in freier Gegenrede alle Mühe gegeben haben, die Aufregung der unzufriedenen Interessenten durch Zugeständnisse und Versicherungen freilich unverbindlichen Inhaltes zu beschwichtigen. Der Präsident selbst erklärte nämlich, daß infolge kommissarischer Beratung neue Grundsätze für Auslegung des Gesetzes aufgestellt worden seien.

Nachdem alles dies bezüglich einer Behörde vorausgeschickt ist, die sich im Inlande wegen ihrer technisch-spekulativen Prüfungen mißliebig gemacht hat, aber gerade wegen der anerkannten Gründlichkeit im Auslande den höchsten Ruf genießt, seien hier die Bedenken unserer Erfinder und Industriellen zum Ausdruck gebracht.

Von den angemeldeten Patenten wurden in den letzten Jahren nur etwas über dreißig Prozent bewilligt. Das ist nach der Ansicht vieler Fachkreise bei der Steigerung unserer Arbeit in den Laboratorien, sowie dem Wachstum unserer technischen Kräfte, ein bei weitem zu geringer Satz. Die Ursachen für diesen Geist der Ablehnung, welchen man hierin durchaus finden will, werden in die Vorprüfung und in die Beurteilung gelegt. Von den Juristen im Patentamte haben nach Vieler Meinung die Techniker das angenommen, was man im scharfen Sinne: Spitzfindigkeit nennt. Die Ursache zu diesen Klagen bildet das Wort: Erfindung im Patentgesetz, im Gegensatz zu dem Wort: Gebrauchsmuster. Denn das Patentamt fühlt sich hierdurch berechtigt und verpflichtet, bei Prüfung der Anmeldung den Erfindungsbegriff und die Patentwürdigkeit in einer für den Erfinder recht unangenehmen Weise zur Anwendung zu bringen. Indem nun jener Begriff gar nicht sicher zu begrenzen ist, haben sich dann gewisse Grundsätze ausgebildet, die mehr ein Sichhineinphilosophieren bedeuten, als ein Treffen eigentlich der Sache selbst. So spielte da u. a. der im Gesetz natürlich gänzlich fehlende Grundsatz eine Rolle, wonach Erfindungen mit Auswechselung des einen Stoffes gegen den anderen patentunfähig sei und das selbst bei ganz neuen Eigenschaften, also etwa Eisen gegen Stahl. Würden indessen durch die Anwendung des Stahls neue technische Wirkungen erzielt werden, so kann dennoch die Patentfähigkeit bestritten werden, da die hier in Frage kommenden Eigenschaften des Stahls jedem Fachmann allgemein bekannt seien. („Handwerksmäßige Gepflogenheit!")

Die Prüfung auf litterarische Neuheit und nicht offenkundige Benutzung durch das K.-P.-A. ist für den Erfinder von größtem Wert. Denn besonders für den kleineren Erfinder bleibt es ganz unmöglich, das ungeheure Material an Schriften zur Hand zu haben, oder gar zu prüfen. Bekanntlich verfügt das Patentamt außer über eine große Bibliothek noch über ca. $1^1/_2$ Millionen Schriften. Die Prüfung auf litterarische Neuheit ist daher äußerst wichtig, trotzdem natürlich keine Gewähr vorhanden ist, daß nicht da oder dort doch noch Veröffentlichungen bereits stattgefunden haben, was ja durch Einspruch und Nichtigkeitsklagen zur Genüge bewiesen wird. Wie steht es aber mit der — Art der Prüfung? Leider untersucht unser Patentamt nicht nur die etwaige Neuheit sowie Offenkundigkeit einer Erfindung, sondern ferner die Patentwürdigkeit, die Erzielung eines technischen Effektes, sowie die Aussicht auf gewerbliche Verwertung. Namentlich der letztere Punkt dürfte sehr schwierig zu entscheiden sein, denn wie abnorm weitsichtig müßten Menschen sein, um aus einer Patentanmeldung auf die pekuniäre Tragweite schließen zu können. Niemand ist so weitsichtig!

Digitized by Google

Die Hauptgefahr für den Erfinder liegt aber in der Prüfung auf Patentwürdigkeit. Damit wird einer Menge von kleinen Erfindungen der Patentschutz versagt, da sie unsern Räten eines Patentes nicht würdig erscheinen. Und wie thöricht ist es trotzdem, aus der wirklichen Verleihung eines Patentes Schlüsse auf den Wert der betreffenden Erfindung zu ziehen. Wie eben erwähnt, können doch Patente durch Nichtigkeitsverfahren aufgehoben werden, sobald der Gegenstand nachweisbar zur Zeit der Anmeldung schon bekannt war. Jedoch selbst bei keiner Veröffentlichung und einem Zurechtbestehen des Patentes bietet seine Gewährung oder Versagung keinen Maßstab für den technischen Wert oder Unwert jener Erfindung. Ich betone hier die Thatsache, daß eine große Anzahl Patente schon im ersten Jahre von den Inhabern fallen gelassen werden, sowie daß nur ein sehr kleiner Prozentsatz das fünfte Jahr überlebt. Würde daher die Bewilligung eines Patentes für die gewerbliche Verwertbarkeit einer Erfindung bürgen, so müßte die Sterblichkeit der Patente in ihren ersten Jahren zweifellos geringer sein.

Da nun die Erfinder diese Art von Prüfung für unberechtigt halten und auch fürchten, so liegen Anträge vor, das Prüfungsverfahren entweder ganz fallen zu lassen, oder nur auf die litterarische Neuheit des Gegenstandes zu beschränken. Wenn man aber den stark philosophischen Begriff der Patentwürdigkeit durchaus aufrecht erhalten will, so treten viele Meinungen dafür ein, daß es zweckmäßiger sei, diesen Teil der Prüfungen erst ins Nichtigkeitsverfahren zu verlegen. Sehr dringend wird auch eine Revision beim Reichsgerichte gegen Ablehnungen von Patenten gewünscht, während solche bisher nur bei Annullierungen möglich waren. Selbst der bereits oben erwähnte Präsident des Patentamtes, welcher die gewährten Patente statt mit dreißig, auch mit sechsundreißig Prozent im Jahresdurchschnitt annimmt, hat diesen Satz als zu niedrig angesehen und er schlug unter sechs verschiedenen neuen Grundsätzen auch vor, daß die deutschen und fremden Patentschriften, sowie Auszüge bisher gesichtet werden sollen, „um den Blick für kleinere Unterschiede zu schärfen". Damit geht doch dieser eigentliche Angegriffene fast in Person zu der Opposition über. Jedenfalls würden dann wohl die Herren Räte weit öfter als bisher die Bewilligung eines Patentes befürworten, anstatt den Erfinder auf den Schutz der Gebrauchsmuster zu verweisen. Mit Recht hat der Vertreter der Firma Krupp nach dem geheimnisvollen Unterschiede zwischen Patent und Gebrauchsmuster gefragt. In Wirklichkeit sollte es einfach dem Erfinder überlassen bleiben, ob er für sein Objekt den teueren, aber länger dauernden Patentschutz, oder das billige, kurzlebige Gebrauchsmuster nachsuchen will.

Einerlei, ob die betreffende Anschauung etwas übertrieben ist, so betrachtet man in Fachkreisen das Patentamt nun einmal als eine im Interesse der Industrie bestehende Nachschlagebehörde. Da aber der Begriff der Prüfung nach den Sätzen der Regierungsbehörde infolge jener philosophisch-technischen Reflexion noch viel weiter geht, so wird mancher Erfindung der Schutz versagt, weil sie eben nicht patentwürdig erscheint. Im Auslande hat sich unser Patentamt ein maßgebendes Ansehen errungen, und auf diese Weise wird dann einem deutschen Erfinder die Verwertung von Auslandspatenten schwer, falls ihm das heimische verweigert wird. So oft wird hierdurch das Nationalvermögen geschädigt, daß dagegen die kleine Genugthuung über den Respekt aus der Ferne wirklich kaum in Betracht kommt.

Wie die Dinge heute bei dieser Behörde liegen, sollen die Techniker noch juristischer als ihre juristischen Kollegen geworden sein. Die Chemiker haben davon natürlich keinen Schaden, wie ihre Opposition gegen — die Opposition in diesem Falle beweist. Denn in der Chemie ist alles vorzüglich geordnet, jede Erfindung paßt in eine ganz bestimmte Stellung hinein, die sich wie automatisch ergiebt. Der Vorprüfer kommt also gar nicht zu selbständigen Gedankenwindungen, sondern hat einfach auf Neuheit zu prüfen. Daher bildet auch dort das Auswechseln des einen Stoffes gegen den anderen kein Hindernis, weil ja sonst nur wenige Chemikalien moderner Weise als erfunden gelten könnten. Die Einsendung der neuen Erfindungen ist durch die chemischen Formeln bedingt. Jede andere Technik entbehrt aber eine derartig scharfe Möglichkeit der Registrierung, man ist da auf vorhandene oder erst zu ersinnende Namen angewiesen.

Digitized by Google

Einerlei Meinung sind Patentamt und Erfinder über die Abkürzung der zu langen Zeitdauer von der Einreichung bis zur Entscheidung. Für achtzehn Prozent der Anmeldungen bis zu zweihundert Tage und für vierzehn Prozent der Anmeldungen gar über fünfhundert Tage, ist doch ein bischen viel!

Es ist eine schwerwiegende Frage, die hier wohl zum erstenmale, von den Fachkreisen fort, dem großen Publikum darzulegen versucht, auf welchem Wege eine Rückkehr zur praktischen Handhabung des deutschen Patentwesens — ohne Änderung des Gesetzes! — erreichbar sei. Nur solchen Optimisten bleibt dies unverhohlen, welche die Neigung unseres höheren Beamtums zum Theoretischen und Abstrakten zu unterschätzen belieben.

S. v. H.

Notiz

Es ist die Vermutung laut geworden, als seien die interessanten Ausführungen des Bethe'schen Essays „Der Gang der antiken Kultur" (Heft 15 und 17 des „Lotsen") irgendwie beeinflußt und abhängig von Professor Kurt Breysigs Geschichtswerk „Altertum und Mittelalter" (vor zwei bis drei Monaten als Band II seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit" in Berlin bei Georg Bondi erschienen). Auch von dem Breysigschen Aufsatz über den „Imperialismus unserer und alter Zeiten" (Heft 1 und 2 des „Lotsen" vom 6. und 13. Oktober 1900) sollten neue und wichtige Gedanken in den „Gang der antiken Kultur" übernommen sein, ohne daß ihrer Herkunft gebührend gedacht wäre. Um jedes Mißverständnis wegzuräumen, teilen wir auf Wunsch und im Interesse unseres verehrten Mitarbeiters Dr. Erich Bethe, Professors an der Baseler Universität, ausdrücklich mit, daß das Manuskript seiner Arbeit schon seit dem 12. September 1900 in unseren Händen ist, und daß es sich hier um den Abdruck eines im November 1899 in Basel gehaltenen Vortrags handelt.

Die Redaktion

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 17 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

B. Behr's Verlag (E. Bock) Berlin W 35.

Friedrich Hebbels sämtliche Werke.

Herausgegeben von
Professor Dr. Rich. Maria Werner.
12 Bände von durchschnittlich 30 Bogen Umfang. **Subkriptionspreis:** à Band geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Zeichnung von Umschlag und Einband von **J. V. Cissarz.**
Die erste wirklich vollständige, vornehm ausgestattete und doch wohlfeile Ausgabe.
Bd. I soeben erschienen.
Die weiteren Bände folgen in Zwischenräumen von etwa 3 Monaten.
Ausführliche Prospekte unentgeltlich!

Man verlange kostenlos unsern
Verlagskatalog
Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

Gustav Falkes Romane.
Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.
Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Gustav Falke als Lyriker.
Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.
Geb. 2 Mark 50 Pf.

Gustav Falke gehört seit langem zu den Berufenen, die da lächelnd warten, bis das Volk ihnen den Ehrenplatz bereitet hat. Um aber das Bewußtsein des Volkes zu wecken und der Erkenntnis einen beschleunigteren Pulsschlag zu geben, hat sich in dankenswerter Weise ein Mann auf den Plan gestellt, der selbstlos, mit begeisternder Anrede, eine neue Bresche für Gustav Falke schafft: der durch vorzügliche Kunstbetrachtungen bekannt gewordene Dr. M. Spanier... Jeder der nach der wohlthuenden Einleitung die wunderbar tiefen, oft von einem goldenen Humor durchleuchteten Gaben der Falkeschen Muse liest, wird sich dem Banne dieser Dichtermuse nicht entziehen können und nach den Werken selbst greifen, von denen er soeben die köstlichen Proben empfing. (Berl. Neuest. Nachr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

PANATHENÄEN.
Griechische vierzehntägig erscheinende illustrierte Zeitschrift.
Athen, rue Philhellène 18.
Jährlich 25 fr. • halbjährlich 13 fr.

Digitized by Google

Jeder kunstsinnige Gebildete lese

Die Kunst

Vornehmste Deutsche Zeitschrift für freie und angewandte Kunst.

Preis vierteljährlich Mark 6.—

„Die Kunst", welche an Reichhaltigkeit und vorzüglicher Ausstattung von keiner Kunstzeitschrift des In- und Auslandes auch nur annähernd erreicht wird, bringt in monatlich einem Heft von nahezu 100 Seiten ca. 130 ein- und mehrfarbige Abbildungen der hervorragendsten zeitgenössischen Kunstwerke: Malerei — Skulptur — Architektur — Innendekoration — Wohnungsausstattung — Modernes Kunstgewerbe aller Art etc.

„Es giebt einfach keine einzige Zeitschrift in Deutschland, die ihren Lesern Illustrationen von dieser Vorzüglichkeit bietet. . . „Die Kunst", deren Redaktion sich sichtlich bestrebt zeigt, ihre Sache auf eine ideale Höhe zu bringen, ist unzweifelhaft die einzige deutsche Kunstzeitschrift, die Aussicht hat, das Monopol der in Deutschland über Verdienst hochgeschätzten englischen Zeitschrift "The Studio" zu brechen."

(Aus einer Besprechung in der „Tägl. Rundschau", Berlin vom 19. October 1900.

Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Probehefte sind für Mark 2.— in besseren Buchhandlungen oder direkt vom Verleger zu haben.

Verlagsanstalt Bruckmann A.-G.

München XX.

Digitized by Google

Das natürliche Christentum.

Aphorismen von Stefan Rónay.

Geh. 1 M. 50 Pf.

Ich glaube diese Aphorismen werden vor allem gebildete und vorurteilslose Katholiken anziehen, am meisten die, welche sich gegen die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen spröde verhalten. Denn der Verfasser versteht es außerordentlich gut, diesen Dingen einen vernünftigen und einen christlichen Sinn abzugewinnen, vielleicht mehr als Protestanten ihm zugeben werden, die andererseits seine scharfen Urteile über katholische Mißbräuche gern unterschreiben werden. Sie finden aber in den ethischen und sozialen Aphorismen genug des Anziehenden. Man kann von solchen Aphorismen nicht verlangen, daß sie alle neu, geistreich und bei einer Länge von ein bis zwei Seiten scharf pointiert seien. Aber das muß man verlangen, daß sie dem Nachdenken, nicht einem augenblicklichen Einfall entsprungen seien, und daß der Nachdenkende nicht bloß andern nachgedacht, sondern selbstständig gedacht hat. Das ist hier der Fall. (Blätter f. litt. Unterhaltung.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter.

Versuch einer Beleuchtung vom Standpunkt einer neuen Weltanschauung

von **Eugen Heinrich Schmitt.**

2 Mark. ——— **2 Mark.**

„In der reichhaltigen Nietzsche-Litteratur der Gegenwart ist dieses Buch eines der allerbesten." (Das Magazin.)

„Ihr Buch hat einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich war ergriffen von dem kühnen Seefahrergeist, der das ganze Buch durchdringt. Ich fühle wohl, Sie gehen über meinen Bruder in Ihren Ansichten hinaus . . ." (Frau Förster-Nietzsche.)

„Bisher ist nur ein originaler Geist ihm (Nietzsche) nachgegangen: Eugen Heinrich Schmitt in Budapest. Seine Schrift ist ein berauschend schönes Gedicht von einer Welt, in der Schönheit und Unschuld, Kraft und Leben sich vermählen. Es ist schwer, sich dem Zauber des Buches zu entziehen, aber Nietzsches Lehre ist nicht darin. Seine Symbole sind von einem Dichter umgedeutet." (Hannoverscher Courier.)

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.

Otto Speckters Katzenbuch.

Mit Gedichten von Gustav Falke

50 Pfg.

Erfrischend wirken durch reinen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einen Falkeprospekt

versendet kostenlos

Alfred Jansen, Hamburg

Kaiser Wilhelmstraße 76.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✺ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.
Familienheim für Erholungsbedürftige.

Präsident Paul Krüger
Transvaal Gold
habe preiswerth abzugeben.
An- u. Verkauf von Münzen.
K. Flörsheim
Bank-Geldwechsel
Concessionirter Hauptcollecteur staatlich erlaubter Lotterien.
Hamburg-St. Pauli.

Gustav Falkes Gedichte.

Mynheer der Tod . . . . . Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht . . . . . Geb. 4 Mark
Neue Fahrt . . . . . Geb. 4 Mark
Mit dem Leben . . . . . Geb. 3 Mark

Gustav Falke bekundet — und das bleibt die Kunst aller Künste — eine ebenso hohe ethische wie ästhetische Reife, und der Mensch steht in keinem Stück dem Künstler nach.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Hamburgische Kulturaufgaben
von
Gustav Schiefler.
1 M. 60 Pf.

Wenn der Verfasser zunächst auch nur hamburgische Verhältnisse ins Auge faßt, so enthalten seine Ausführungen doch soviel Beachtenswertes und Anregendes von allgemeiner Bedeutung, daß das Buch auch den leitenden Kreisen anderer deutscher Großstädte empfohlen werden kann.
(Litterarisches Centralblatt).

Verlag von **Alfred Janssen** in Hamburg.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google